Theodor Storm

Paul Schütze

Wanted Taylorian 1957






TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Theodor Storm.

Sein Leben und seine Dichtung.





Th. Horn.

LICHTDRUCK V. RÖMMLER U. JONAS, DRESDEN.



LICHTDRUCK V. RÖMMLER U. JONAS, DRESDEN.

Theodor Storm.

Sein Leben und seine Dichtung.

Festgabe zum siebzigsten Geburtstag.

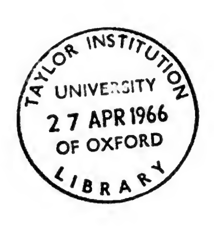
Von

Dr. Paul Schütze,
Privatdocent an der Universität Kiel.

Mit einem Porträt Theodor Storms.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
27 APR 1966
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis in's Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Thun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke Dieß und denke Das,
Ich sehne mich, und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

Mörike.

Erstes Buch.

Heimath und Kindheit.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Läßt man auf der Karte den Blick die Westküste Schleswig-Holsteins hinaufgleiten, so trifft man nicht ganz in der Mitte, dort, wo Nordfriesland mit seinen Inseln und Halligen beginnt, auf die Stadt Husum. Heute etwa sechstausend Einwohner zählend, die größte der unmittelbar an der Nordsee gelegenen schleswig-holsteinischen Städte, ist sie aus dörflichen Anfängen hervorgegangen. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geschieht des Ortes Erwähnung. Seine gegen das allzu gewaltige Andrängen der Fluth durch die vorgestreckte Landschaft Eiderstedt und die vorgelagerte Insel Nordstrand geschützte Lage, auf der Grenze zwischen der holz- und torfreichen ‚Geest' und der korn- und viehreichen ‚Marsch', in der Nähe schiffbarer, fischreicher Ströme, mußte für Handel und Schiffahrt besonders günstig erscheinen. Durch Handel und Schiffahrt ist Husum denn auch emporgeblüht. In den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts hat es der gelehrte Heinrich Rantzau in seiner ‚Cimbricae Chersonesi descriptio' geschildert; seine Worte lauten übersetzt folgendermaßen:

Die Stadt ist reich, berühmt, wetteifert mit Flensburg. Viele Bürger, Künstler, Handwerker aller Art wohnen in ihr. Dazu die überseeischen Handelsverbindungen, die stattlichen Häuser, die Fruchtbarkeit des Bodens, die üppigen Weiden. Der Hafen ist in der Handelswelt berühmt. Aus Holland, England, Schottland u. s. w. kommen Waaren hierher und werden nach Flensburg befördert, sodaß Husum Nord- und

Ostsee verbinden hilft. Die Bürger sind zumeist gebildet, haben Interesse für wissenschaftliche Dinge, halten die Studien und die Gelehrten hoch und schicken ihre Söhne auf die Universität. Den Dienern des Wortes Gottes begegnen sie mit schuldiger Achtung und für die Armen sorgen sie vortrefflich. Die Stadt ist in kurzer Zeit zu solcher Blüthe gediehen, daß sie beinahe die größte unter allen Städten des Herzogthums ist oder doch bald sein wird.

Im Jahrhundert des großen Krieges, namentlich infolge der furchtbaren Fluth des Jahres 1634, ging Husums Wohlstand rasch zurück. Erst in neuerer Zeit hat es sich wieder gehoben; doch ist die Schiffahrt sehr zurückgetreten und Handel und Gewerbe der Hauptnahrungszweig seiner Bewohner geworden.

Nordfriesen nennt man den Menschenschlag dieser Gegend. Namentlich auf den Inseln, Halligen und Marschen der Westküste, nördlich von Eiderstedt, wohnen sie. Dazu kommen die Aemter Bredstedt und Husum als die ‚friesische Vorgeest'. Der gemeinsame Grundzug dieses alten germanischen Stammes, sowohl der seefahrenden Insel-, als der ackerbauenden Marsch- und Vorgeestfriesen ist zähe Freiheitsliebe. ‚Lieber todt als Sklav' lautet ihr Wahlspruch. Niemals hat sich der Adel hier dauernd festzusetzen vermocht, und der Bauer, durch Hörigkeit nicht gebeugt, hat sich hier seine Unabhängigkeit bis heute gewahrt. Den Boden, auf dem er steht und der ihm Nahrung gibt, dem feindlichen Elemente des Meeres abringend und gegen dasselbe behauptend, hat der Nordfriese gelernt, gleichmüthig und ruhig nach außen zu erscheinen und alle Leidenschaft ins Innere zurückzudrängen. Ein ernstes Angesicht zeigen Männer und Frauen, mit ausgeprägten Formen, oft auch mit einem weichen Leidenszuge um die Augen. Tief sind sie eingewurzelt in der Heimath, zäh halten sie fest am Altüberkommenen, zurückhaltend, ja abgeschlossen

und stolz sind sie gegen Fremde. Weltflüchtige Sonderlinge, knorrige, hartköpfige Menschen sind nicht selten unter ihnen.

Wohl hat seinen Chronisten schon früher Nordfriesland und das alte Husum gehabt; aber der Poesie sind Land und Leute in ihrer Eigenart erst in unserem Jahrhundert gewonnen worden. Am 14. September 1817 ward dem Advokaten Johann Casimir Storm in Husum von seiner Gattin Lucie, geborenen Woldsen, ein erster Sohn geschenkt, der in der Taufe die Namen Hans Theodor Woldsen empfing.

Die Luft, die der Knabe einathmet, die Natur, die ihn umgibt, die Dinge, die er sieht, die Menschen, mit denen er spricht und von denen er hört — das alles sind Eindrücke, die unauslöschlich in der Seele haften, die bestimmend für seine geistige Entwickelung sind und später ein gut Theil seiner Wesenseigenthümlichkeit ausmachen. Am stärksten, wenn auch nicht am frühsten wirkt die Natur auf den werdenden Menschen. Dem, dessen Lebensgang wir hier verfolgen, bot seine Heimath nicht die mannigfaltigen, auf die Sinne wirkenden, auch leicht verwirrenden Reize süddeutscher Landschaftsbilder. Mit ihrer einfachen, mehr durch die Vermittelung des Gefühls sich offenbarenden Schönheit wirkte sie still, aber nachhaltig auf sein sinnendes, empfängliches Gemüth. Und in seine Seele senkt sich eine Liebe zur Heimath und allem, was heimisch ist, die in ihrer umklammernden Innigkeit etwas Rührendes hat. Heimathlicher Boden ist ihm heiliger Boden, an dem sein Herz mit allen Fasern hängt. Der Heimath ein Loblied zu singen, ist er in seinen Dichtungen nicht müde geworden; selten nur verläßt er sie, immer kehrt er wieder zu ihr zurück. Recht hat Klaus Groth, wenn er von Storm sagt, das Holstenheimweh — ‚dat Lengn‘ nennt es der Ditmarsche — habe ihn zum Poeten gemacht, die schöne Sehnsucht nach zu Hause,

nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden sei der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen, und in dieser Sehnsucht verkläre sich ihm die Heimath und verkläre er sie uns.

Nord und Süd:
De Welt is wit!
Ost un West —
To Hus is best:

dieser plattdeutsche Spruch ist allzeit der Leitstern seines Lebens gewesen, der Leitstern auch seiner Dichtung.

Seiner Poesie entsteigt das Bild seiner Heimath, freilich nicht in realistischer Schärfe, sondern von dichterischer Stimmung getragen und umwoben. Wollen wir sie kennen lernen, wie sie ihm erschienen, so brauchen wir nur die einzelnen dort verstreuten Züge zusammen zu tragen:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Mit wenigen Strichen hat der Dichter hier seine Heimathstadt, wie er sie in der einsam melancholischen Stimmung eines nebelverhangenen Novembertages erblickt hat, vor uns hingestellt; wir schauen sie ähnlich bildartig und in perspektivischer Ferne, wie die Heineschen Städtebilder: „Im Rhein, im schönen Strome, da spiegelt sich in den Welln, mit

seinem großen Dome, das große, heilige Köln'; ,Am fernen Horizonte erscheint, wie ein Nebelbild, die Stadt mit ihren Thürmen, in Abenddämmrung gehüllt'. Aber nicht ewig lagert der Nebel über den Dächern seiner Vaterstadt; heiterer und sonniger schon läßt sich das Bild an, wenn Storm eine seiner Husumer Novellen mit den Worten anhebt:

Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene und ihre Häuser sind alt und finster. Dennoch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu theilen. Bei hoher Sommerluft schweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Nester unten auf den Dächern haben; und wenn im April die ersten Lüfte aus dem Süden wehen, so bringen sie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar sagt's dem andern, daß sie gekommen sind.

Freilich Schwalben und Störche sind keine Singvögel. Wohl schlägt die Drossel in den Baumgängen des alten Schloßparks; aber ,selten und nur zu flüchtigem Besuche kehrt Philomele bei uns ein; denn sie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brausen der großen Naturorgel verschlungen wird, die Boreas hier so meisterlich zu spielen weiß'.

Zu seinen schönsten Jugendfreuden rechnet der Dichter die Wanderungen aus der Stadt hinaus ins Freie. Eine weite Ebene thut sich da dem Blick auf, der darüberhin schweifend nur selten einen Ruhepunkt findet, auf dem er weilen kann. Wie eine Unendlichkeit des Raumes, in der einem zu Muthe ist, als sähe man nach allen Seiten in die Ewigkeit, erscheint diese Fläche. Eine Halligbewohnerin, die zum ersten Mal von ihrem kleinen Eiland dorthin gekommen, faßte diesen Eindruck in den plattdeutschen Ausruf: ,Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ock noch en Holland!'

Nach Süden hin erstreckt sich die Marsch: das dem Meere abgerungene Land, durch die Deiche gegen das rastlos nagende Element geschützt. Unabsehbar dehnt sich die grüne Wiesenlandschaft; unzählige Rinder weiden auf der Rasendecke; die Wassergräben zwischen den einzelnen „Fennen“ glitzern in der Frühlingssonne wie Silberstreifen; von hüben und drüben, abwechselnd und sich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhebt sich Gebrüll und klingt weit über die Ebene hinaus; dazu das Lärmen der immer lebendigen Staare, dieser geflügelten Freunde der Rinder, und oben in der Heitere unsichtbarer Lerchengesang. Hier ist er oft in seiner Jugend gegangen:

Ich sehe noch das Gras im Sonnenscheine funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die schweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf, wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus.

Nach Landesweise lernte er mit dem Springstock, dem „Kluwerstock“, über die Gräben setzen. Blickte er dann aufathmend zurück, so sah er die Thürme der Stadt im Sonnendufte liegen. War er eine Strecke gewandert, dann lag wohl ein einsames Gehöft unter einer düstern Baumgruppe von Rüstern und Silberpappeln vor ihm, auf einer mäßig hohen „Werfte“ nach der Sitte des Landes gebaut, umzogen von einer tiefen „Graft“: eine sogenannte „Hauberg“, in welcher Wohnungs- und Wirthschaftsräume unter einem Dach vereinigt sind. Daneben der verwilderte Garten, wo Jasmin und Caprifolien blühten, zwischen den hohen Sträuchern das Gespinnst der Jungfernrebe hing, und über den mit Gras bewachsenen Steigen in den rothblühenden Himbeerbüschen die Wespen ihre pappenen Nester aufgehangen hatten. Wir sind auf

poetischem Boden: es ist das Lokal der Novelle ‚Auf dem Staatshof‘.

Nordwärts von Husum, zu Osten der nordfriesischen Küste, erstreckt sich die sandige Geest, ohne Wälder oder Bäume, nur selten mit Schwarz- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander scheiden. Aber gerade dahin lockte es den Knaben an freien Nachmittagen am stärksten. Denn dort war, was auch noch jetzt mit seinem weltfremden Zauber der rauschendste Laubwald ihm nicht ersetzen kann: die Heide. Unfern der Stadt bedeckte sie damals noch weite Strecken mit ihrem Steppenkraut. In der Schwüle eines heißen Julitages, in braunviolettem Schimmer hat er sie uns schauen lassen, wo über den niedrigen, von Brombeerranken und wilden Rosenbüschen übersponnenen Hügeln — Grabdenkmale unbekannten Volkes — die blauen Argusfalter gaukeln und der Duft der Eriken wie eine zarte Wolke liegt. Wir hören das Zirpen der Heuschrecken, das Summen der Immen und Hummeln, in unsichtbarer Höhe den Gesang der Heidelerche, den Schrei des revierenden Falken, und unbezwingliche Sommermüdigkeit überkommt uns. Aber wir schauen die Heide auch in einsamer Winternacht, wenn die große blitzende Himmelsglocke über der dunklen unabsehlichen Fläche steht. Wir hören gespenstisch den Wind durch das rauschende Heidekraut streichen; ein Thierschrei dringt plötzlich an unser Ohr, heiser und gewaltsam, als habe sich der Laut aus der ungeheuern leblosen Natur selbst losgerungen. Hier im Norden der Stadt liegt auch das ‚wilde Moor‘, das mit seiner düstern, unheimlichen Fläche allen Sonnenschein in sich einzuschlucken scheint und über dem, von der Einsamkeit dieser Küstengegend ausgebrütet, dunkle Vorstellungen des Volksaberglaubens schreck-

haft schweben. Es ist eine eigene Welt, die Heide. Die Menschen, die hier abseits, in einsamer Kathe am Waldrand oder im Heidedorf wohnen, leben ein Sonderleben, reich an stillen Freuden und Leiden; nur selten dringt aus der Welt da draußen ein Ton zu ihnen. Mit ihrer träumerisch weltverlorenen Stimmung berührt das stille Land der Heide den Kulturmenschen wie ein geheimnißvolles Räthsel; der romantische Zauber der Einsamkeit ruht auf ihr.

Brachten schon die häufigen Wanderungen dem Knaben die Natur seiner Heimath innig nahe, so kamen noch die Eindrücke des Land- und Waldlebens selbst hinzu. Sein väterlicher Großvater hatte in dem Dorfe Westermühlen eine Wind- und Wassermühle besessen, die hernach in den Besitz eines Bruders seines Vaters überging. Bei diesem Onkel verbrachte er gern seine Ferien. In den benachbarten Holzungen ward mit selbstverfertigten Dohnen der Krammetsvogelfang betrieben. Schon in aller Frühe ging es mit einem Korbe voll Vogelbeeren und unter Begleitung des großen Jagdhundes in den Wald. Aber auch in heißer Mittagsstunde suchte er seine Schattenkühle auf, und Bilder und Träume von Waldeszauber und Waldeinsamkeit, wie sie später in seinen Dichtungen Gestaltung gewonnen haben, mögen schon damals dämmernd vor ihm aufgestiegen sein; den Weg in den Wald aber hat er selbst aus der Erinnerung geschildert:

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schleh'n im tiefen Grase standen;
Dann durch die Hecke über schmalen Steg
Auf eine Wiese, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laub's umzog;
Buscheichen unter wilden Rosenbüschen,
Um die sich frei die Geißblattranke bog,

Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang schnaubend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinsamkeit...
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen,
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich roth die Blätter hingen,
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
Stand beutesüchtig ein gewalt'ger Weih',
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
Und dort im Walde schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.

Ein bedeutsamer Faktor noch fehlt unter den Eindrücken, welche die Natur seiner Heimath unserem Dichter für das Leben mitgab: das Meer. Unablässig gegen die Küste rauschen die Wellen der Nordsee; Nachts klingt es hinüber in die schlafende Stadt, nur unterbrochen von dem tönenden Fluge der Wandervögel, die in großen Zügen unsichtbar unter den Sternen dahinziehen. Der Gedanke an das heimathliche Meer erscheint wie ein Talisman, der wohl zu Zeiten vergessen, aber immer unverloren den Menschen durch das Leben begleitet: ‚Gib mir deine Hand; ich hatte das Meer vergessen, da hörte ich es plötzlich', läßt der Dichter sich

selbst in einer seiner Novellen sagen. Die Akkorde des Schöpfungsliedes, welches die Wogen singen, haben ihm die Seele erfüllt. Auf den Deichen, die den breiten an die Stadt hinanführenden Meeresarm umsäumen, hat er im Frühling gestanden, wenn das Meer wie Silber funkelte und die Lerchen jauchzend aus den grünen ‚Kögen' in den Aether emporstiegen. Im Sommer hat er die Sonne von dort untergehen sehen: dann blinkerten zur Ebbezeit die Watten im Abendschein; der geheimnißvolle Ton des gährenden Schlammes ward laut; schreiende Möven flogen drüber hin und graue Strandvögel huschten am Ufer entlang; wie Träume lagen die Inseln auf dem Meer. Auch das nordische Seegespenst hat er geschaut:

An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Fluth zusammenragen,
Und ohne Regung schläft die See,
Dann steht an unserm grauen Strande
Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne Fee. . .

Doch hebt sich nicht wie dort im Süden
Auf rosigen Karyatiden
Ein Wundermärchenschloß ins Blau;
Nur einer Hauberg graues Bildniß
Schwimmt einsam in der Nebelwildniß,
Und keinen lockt der Hexenbau.

Wenn aber der Novembersturm das Meer und die Deiche peitschte und die Schiffe hin und wider warf, wenn dann die Fluth höher und höher stieg und die Leute die schützenden ‚Schotten' vor Hausthür und Kellerfenstern einließen, da mag er höhnend, wie einst die Männer der Stadt Rungholt, die jetzt — das Vineta der Nordsee — versunken auf dem Grunde

des Meeres liegt, ein „Trotz nu, blanke Hans!“ in den Sturm hinausgerufen haben.

Frisch und erquickend, wie alle diese aus der Jugend mitgenommenen Eindrücke der eigenartigen Natur seiner Heimath, ist ihm die Erinnerung an die Menschen geblieben, die seine Wiege umstanden, seine Kindheit und Knabenjahre behütet haben. Neben die stilleren Wirkungen der Natur treten vernehmlicher die der Familie und des Hauses.

Väterlicherseits verfolgt der Dichter seine Familie auf den Urgroßvater zurück, von dem man ihm erzählte, daß er ein Pole gewesen, der wegen eines Duells die Heimath verlassen habe. Einmal, so berichtete man dem Knaben weiter, habe er Besuch von zwei polnischen Offizieren gehabt, die sich durch ungeheures Saufen ausgezeichnet hätten; das seien seine Brüder gewesen. Auch von seiner Vorliebe für gebratene Froschschenkel hörte er mit geheimem Schaudern. In dem Kirchdorfe Hohn war der Urgroßvater Pastor geworden, nachdem er sich, wie man sagte, mittels Examens das Indigenat erworben. Seine Tochter ward die Frau des Müllers Hans Storm in Westermühlen und die Mutter des Vaters unseres Dichters. Ein kleiner schmächtiger Mann, von heftigem, leidenschaftlichem Temperament und doch von tiefer Gemüthsinnigkeit, die er immer unterdrückte, um sich von ihr nicht übermannen zu lassen — so steht dieser dem Sohn vor Augen. Emil Kuh hat als charakteristischen Zug erzählt, daß er in den letzten neun Jahren, als er nur vier Häuser weit von unserem Dichter und etwas weiter von dem jüngsten Sohn wohnte, nicht öfter als zweimal bei jedem von ihnen gewesen sei: er fürchtete eine Ueberwältigung seines Gefühls, wenn er das Heim seiner Kinder beträte. In seiner Stellung als Advokat zeigte er überall einen klaren Blick in die Ver-

hältnisse des Lebens. Eine unantastbare Ehrenhaftigkeit kam hinzu, um den ‚olen Storm‘ zu einer weit und breit geachteten Persönlichkeit zu machen und ihm bei ausgedehnter Praxis das Vertrauen des ganzen Landes sein Leben lang zu sichern. Mörike, welchen der Dichter zusammen mit seinen Eltern im Jahre 1855 in Stuttgart besuchte, wollte ‚so was von einem alten Schweizer‘ an ihm finden, ein Compliment, welches jener mit den plattdeutschen Worten abwehrte: ‚Ach wat, ick bün man en Westermöhlner Burjung!‘ Dem Vater, wie auch der Mutter, ist es vergönnt gewesen, den Sohn bis weit über die Mitte von dessen Leben zu begleiten. Noch im Alter von 84 Jahren besaß er sein schönes braunes Haar, und so kam er auch in den Sarg.

Während dem Vater der Sinn für den Schmuck und die kleinen Freuden des Lebens fehlte, er vielmehr in ewig entsagungsvoller Arbeit die Aufgabe des Mannes erblickte, war das Wesen der Mutter sonnig, heiter, den Eindrücken der Natur und der Kunst offen. ‚So etwas Klares, Leuchtendes, Liebe erweckendes‘ fand Mörike an ihr. Dennoch war es nicht die Sitte des Hauses, ihr mit stürmischer Zärtlichkeit zu nahen. Der Dichter entsinnt sich nicht, jemals von seinen Eltern umarmt oder geküßt worden zu sein. Aus einem alten Husumer Patriciergeschlecht, der jetzt ausgestorbenen Familie Woldsen, nach der sich der Dichter anfänglich noch ‚Woldsen-Storm‘ zu nennen pflegte, stammte die Mutter. Ihre Vorfahren waren Kaufherren und Senatoren, Bürgermeister oder Syndici von Husum gewesen. Angesehene und wohldenkende Männer, die im Laufe der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zu Gute kommen ließen, waren sie wurzelfest in der Heimath geworden. ‚Noch in meiner Knabenzeit‘, erzählt Storm, ‚gab

es unter den tüchtigeren Handwerkern fast keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Diensten der Unserigen gestanden hätte; sei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hause selbst. Es waren das Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens; Jeder rühmte sich des Andern und suchte sich des Andern werth zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; sie kannten sich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren'.

Eine der wichtigsten Personen seiner Jugend ist die mütterliche Großmutter, während die väterlichen Großeltern und der mütterliche Großvater mit seinen milden Augen schon im dritten und vierten Jahr seiner Kindheit starben. Die Großmutter mit ihrem gütigen, bescheidenen, immer frohen Wesen hat tausend glückliche Stunden über seine Jugend gebracht.

Auch die Mutter der Großmutter, die Senatorin Feddersen, lebte noch bis in sein dreizehntes Jahr, eine edle, feine Frau, deren schattenhaft-ehrwürdige Gestalt ihm eine feste Erinnerung blieb. Sie besaß einen Garten, nicht unmittelbar bei ihrem Hause, sondern ein paar Gassen entfernt gelegen. Um so einsamer war er. Ein auf Ständern ruhendes, mit einem Umgang versehenes, über das unten belegene Vorland der vorüberfließenden ‚Au' hinausgebautes kleines Lusthaus war darin; gerade davor duftete ein mächtiger Geißblattstrauch. Hier fand der Knabe eine willkommene Stätte für seine Träumereien. Wieder ein Stück Erinnerung, das ihn durch das Leben begleitet, ist dieser urgroßmütterliche Garten der Vergangenheit. In seine Dichtungen spielt er oft hinein:

Muskat-Hyazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz; weltfern, weit, weit dahinten!

In das geräumige Haus der Großmutter, an dessen Gartenseite ein mächtiger, fast das Dach mit seiner Krone bedeckender Ahornbaum und eine mächtige Silberpappel stand, siedelten die Eltern später über. Einst hatte es der Urgroßvater für seinen Sohn, während dieser zu seiner kaufmännischen Ausbildung die Handelsstädte Frankreichs besuchte, bereiten lassen. Anders als die alten finstern Giebelhäuser der Stadt kehrte es der Straße eine breite Façade zu. Kein düsterer ‚Pesel', keine entlegenen Kammern befanden sich darin; die Fenster gingen entweder auf die helle Straße oder hintenaus ins Grüne. Hart daran lag das Packhaus mit Fahrpforte und Eingangsthür. Ueber den Hof ging es ein Steintreppchen hinauf in den Garten, wo zwischen gefälligen Partien im Jasmingesträuche das in Holz geschnitzte Bildniß einer Flora stand. Eine weitere Treppe, deren Geländer auf buntfarbigen Stäben ruhte, führte in den Obergarten. Hier waren noch die steifen, gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwischen mit weißen Muscheln ausgestreut, am Ende desselben eine Lindenlaube; perennirende Gewächse mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andere mit feinen röthlichen Quästchen oder mit Blumen, wie aus durchsichtigem Papier geschnitten, dergleichen man nur noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und blutrothe Nelken blühten hier zu beiden Seiten, und verhauchten ihren süßen Sommerduft.

Wie der Garten in die Vergangenheit zurückwies, so war auch das Haus ein altes, ein Familienhaus geworden:

In allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft; denn auch die Todten gehörten mit dazu. Ja, einige von uns wollten wissen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu geben ringe.

Klänge seiner Lyrik fallen uns ein:

Sie starben, doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß ...

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

Er ist treu den Todten geblieben, die in der Familiengruft draußen auf dem Kirchhof ruhten. Auch dahinein hat er uns später blicken lassen:

Ich war hinabgestiegen und stand unten in der Dunkelheit zwischen den Särgen, die neben und über mir auf den eisernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernste, schweigsame Gesellschaft. Neben mir war der Todtengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einst war er jung gewesen und hatte als Kutscher, den schwarzen Pudel zwischen den Knieen, die Rappen meines Großvaters gefahren. — Er stand an einen hohen Sarg gelehnt und ließ wie liebkosend seine Hand über das schwarze Tuch des Deckels gleiten: „Dat is min ole Herr!" sagte er in seinem Plattdeutsch, „dat weer en gude Mann!"

Den das Haus durchschwebenden Schatten der Vergangenheit ist schon der Knabe nachgegangen, und seiner hellsehenden Phantasie haben sie sichtbare Gestalt gewonnen. Oben auf dem Hausboden mit dem alten Gerümpel und

der Gewürzstube, von deren Fenster man über die Dächer auf die grüne Marsch und darüber hinaus auf die sonnenfunkelnde Rhede und die Nachbarinsel sah, wo der Duft getrockneter Hagebutten und Lavendelsträuße die Luft erfüllte, hat er manch' einsame Stunde zugebracht. Da stand der Schrank, in dem die Großmutter ihr Sterbehemd aufbewahrte, und der Ohrenlehnstuhl, in welchem der Großonkel seinen letzten Seufzer gethan. Dort, auf dem ‚Gesundheitspferde' des Großvaters, hat er Spindlersche Romane, unter denen ‚Der Jude' besonders in ihm haften blieb, und Schiller'sche Dramen, eines hinter dem anderen weg, verschlungen. Mit lüsternem Grauen durchstöberte er das in den Schubladen der Schränke eingesargte Spielzeug einer vergangenen Zeit, betrachtete die Perrücken und schwarzseidenen Haarbeutel, das Kästchen mit den Fächern der Großmutter und den Bräutigams-Manschetten des Urgroßvaters, und was sonst an vergessenen Raritäten sich dort zusammengefunden hatte. So erfüllte sich seine Seele mit den Vorstellungen einer alten verschollenen und begrabenen Zeit. Aus dem Raritätenkram der Großeltern und Urgroßeltern, aus ihren vergilbten Liebesbriefen, stieg ihr Duft empor. Der Hauch der Vergänglichkeit mit seinem wehmüthigen Zauber wehte ihn an und ließ das Verlangen in ihm aufsteigen, diese alte Zeit in ihrem Glück und ihrem Leid noch einmal zu erwecken, und ans Licht der Gegenwart heraufzubeschwören. Hier liegt der Keim für das elegisch und resignirend Rückblickende der Storm'schen Poesie.

Die Vergangenheit ihm zu verlebendigen, kamen die Erzählungen der Großmutter hinzu. Im Kreise der Kinder und Enkel hat er sie selbst später reden lassen. Horchen auch wir ihren Worten:

Es war noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles besser wissen, als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren ebenso vergnügt dabei, als ihr in Euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Räthsel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Dessert wurde gesungen „Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer" und alle die anderen hübschen Lieder, die nun vergessen sind.

Noch stand das urgroßväterliche Haus, in dem das Großmütterchen ihre fröhliche Jugend verlebt hatte. Mit der Sandsteinvase auf dem spitzen Giebel, mit den blühenden Reseden und der Blume der alten Zeit, der düftereichen Volkameria am Ausbaufenster, mit dem weiten, durch zwei Stockwerke hinaufreichenden Flur und dem ‚Pesel', dem großen Hintergemach mit steinernem Fußboden, worin die Feste gefeiert wurden und die Todten ausstanden, war es ein lebendiges Zeugniß der Vergangenheit. Noch war ein Buch vorhanden: ‚Regeln der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft, sammt eigenhändiger Einschrift derselben Mitgliedere Namen'. Ihm mochte ein phantasiebegabtes Gemüth wohl die Urgroßväter-Zeit entsteigen sehen, jene Zeit der Silhouetten, der Haarbeutel und der Zopffrisuren mit ihrer würdigen und doch so liebenswürdigen Steifheit. Deutlich sah er die beiden Urgroßväter der Mutter vor sich: der eine, Senator Feddersen, ein kleiner, behaglicher Mann, zierlich bezopft, im chokoladenfarbenen Rock, die emaillirte Festtagsdose in der Hand; der andere, Senator Friedrich Woldsen, der letzte große Kaufherr von Husum, ein harter Mann mit strengen

Zügen, aber schönen blauen Augen, der seine Söhne bis in ihr dreißigstes Jahr erzog.

Hat die eigenartige Umgebung, in welcher der Knabe aufwuchs, in ihn den Keim zu jenem Kultus der Vergangenheit gelegt, der in so vielen seiner Dichtungen Ausdruck gewinnt, so haben doch auch Gegenwart und Zukunft ihr Recht verlangt. Schon die plattdeutschen Menschen seiner Heimath — natürlich hat auch er das holsteinische Platt gelernt — ließen mit ihrer derben Natur keine einseitig idealisirende Träumerei aufkommen. Ein Stubenhocker ist er nicht gewesen, vielmehr bei den Knabenspielen mit den Nachbarjungen oder seinen Schulkameraden der tollsten und wagehalsigsten einer, vielleicht sogar der ‚Baas' unter ihnen. Speziell das plattdeutsche Kinderleben mit seinen Sprüchen und Reimen hat er in einer seiner letzten Novellen, in ‚Bötjer Basch' lebensvoll gezeichnet.

Weitere kräftige Anregung ward dem Knaben durch das bewegte, gesellige Leben, welches im elterlichen Hause herrschte. Da der alte Storm nach allen Theilen des Landes hin Beziehungen hatte, so kehrten die bedeutendsten Männer der Herzogthümer bei ihm ein, und an Gesellschaften und Festlichkeiten fehlte es nicht. Das Ganze erweckte den Eindruck eines behaglichen, wohlgeordneten, gastlichen Patricierhauses.

Das schönste Fest des Jahres für den Knaben aber war doch das Weihnachtsfest, das man im engen Familienkreise beging. Die ganze Poesie der Weihnachtsstimmung hat er tief in sich aufgenommen, und immer wieder ist sie ihm im Leben aus dem Dämmer der Jugend aufgestiegen. Wenn der Taxusbaum mit seinem Kerzenschein die Nacht erhellt und ein süß Gedüfte träumerisch die Luft durchschwimmt, wenn Glocken fernher ihn lieblich-heimathlich in märchenstille Herrlichkeit verlocken, da muß er bekennen:

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Wie es beim Weihnachtsfest im elterlichen Hause zugegangen, hat uns der Dichter später schön in der erinnerungsreichen Novelle ‚Unter dem Tannenbaum' beschrieben. Da sieht er, in der Fremde weilend, es wieder daheim, wie einst in der Kindheit, Weihnacht werden:

Die Messingthürklinken sind womöglich noch blanker, als sonst; die große gläserne Flurlampe leuchtet heute noch heller auf die Stuckschnörkel an den sauber geweißten Wänden; ein Kinderstrom um den andern, singend und bettelnd, drängt durch die Hausthür; vom Keller herauf aus der geräumigen Küche zieht der Duft des Gebäckes in ihre Nasen, das dort in dem großen kupfernen Kessel über dem Feuer prasselt. — Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs sind erleuchtet; rechts ist die Weihnachtsstube. Während ich vor der Thür stehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauscht, kommt von der Hoftreppe herauf der Kutscher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — „Schon anzünden, Thoms?" Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verschwindet in die Weihnachtsstube. — Aber wo bleibt denn Onkel Erich? [Onkel Ingwer Woldsen hieß er im Leben] — — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Hausthür wird aufgerissen. Nein, es ist nur sein Lehrling, der die lange Pfeife des „Herrn Rathsverwandters" bringt; ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen auf einmal stimmen an: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!" Und schon ist meine Großmutter mitten zwischen ihnen, die alte geschäftige Frau, den Speisekammerschlüssel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäckes in der Hand! Wie blitzschnell das verschwindet! Auch ich erwische mein Theil davon, und eben kommt auch meine Schwester mit dem Kindermädchen, festlich gekleidet, die langen Zöpfe frisch geflochten. Ich aber halte mich nicht auf; ich springe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hof hinab. — Drüben in dem Seitengebäude ist das Arbeitszimmer meines Vaters.

Auf die Vordiele dort fällt kein Lichtschein aus dem Thürfenster der Schreiberstube; der alte Tausendkünstler ist von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimnissen angestellt. Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts; denn gegenüber in seinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters. Er arbeitet schon nicht mehr. Ich öffne leise die Thür; wie deutlich sehe ich ihn vor mir, ihn selbst und das große, verräucherte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr pickt! Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren bedeckten Tischen umher, in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgestreckt, als solle jetzt alles Störende fern gehalten werden. Er öffnet die Schublade seines kleinen Stehpults und nimmt die große goldene Tabatière aus der Fischhautkapsel, einst ein Geschenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam, dann nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn. Aber er ist noch nicht fertig; aus dem Geldkörbchen werden blanke Silbermünzen für die Dienstboten hervorgesucht, eine Goldmünze für den Schreiber. „Ist Onkel Erich schon da?“ fragt er, ohne sich nach mir umzusehen. — „Noch nicht, Vater! Darf ich ihn holen?“ — „Das könntest Du ja thun“. Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Giebelhaus mit dem Vorbau erreicht. Die Thür wird aufgerissen, daß die Klingel weithin durch Flur und Pesel schallt. — Vor dem Ladentisch steht der alte Commis, der das Detailgeschäft leitet. Er sieht mich etwas grämlich an. „Der Herr ist in seinem Comptoir“, sagt er trocken; er liebt die wilde naseweise Range nicht. Aber, was geht's mich an. — Fort mach' ich hinten zur Hofthür hinaus, über zwei kleine finstere Höfe, dann in ein uraltes seltsames Nebengebäude, in welchem sich das Allerheiligste des Onkels befindet. Ohne Unfall komme ich durch den engen dunkeln Gang und klopfe an eine Thür. — „Herein!“ Da sitzt der kleine Herr in dem feinen braunen Tuchrock an seinem mächtigen Arbeitspult; der Schein der Comptoirlampe fällt auf seine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familiennase, die über den frischgestärkten Vatermördern hinausragt. — „Onkel, ob Du nicht kommen wolltest!“ sage ich, nachdem ich Athem geschöpft habe. — „Wollen wir uns noch einen Augenblick setzen!“ erwidert er, indem seine Feder summirend über das Folium des aufgeschlagenen Haupt-

buches hinabgleitet. — Mir wird ganz behaglich zu Sinne, ich werde nicht ein bischen ungeduldig; aber ich setze mich auch nicht; ich bleibe stehen und besehe mir die Englands- und Westindienfahrer des Onkels, deren Bilder an der Wand hängen. Es dauert auch nicht lange, so wird das Hauptbuch herzhaft zugeklappt, das Schlüsselbund rasselt und: „Sieh so", sagt der Onkel, „fertig wären wir!" Während er sein spanisches Rohr aus der Ecke langt, will ich schon wieder aus der Thür; aber er hält mich zurück. „Ah, wart' doch mal ein wenig! Wir hätten hier wohl noch so etwas mitzunehmen". Und aus einer dunkeln Ecke des Zimmers holt er zwei wohlversiegelte, geheimnißvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in solchen Päckchen steckte ein Stück leibhaftigen Weihnachtens; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit leeren Händen an den Tannenbaum. So nie gesehenes märchenhaftes Zuckerzeug, wie er mitten in der Bescheerung noch mir und meiner Schwester auf unsere Weihnachtsteller zu legen pflegte, ist mir später niemals wieder vorgekommen. — Bald darauf steige ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unserm Hause hinauf. Ein paar Augenblicke verschwindet er mit seinen Päckchen in die Weihnachtsstube; es ist noch nicht angezündet, aber durch die halbgeöffnete und rasch wieder geschlossene Thür glitzert es mir entgegen aus der noch drinnen herrschenden ahnungsvollen Dämmerung. Ich schließe die Augen, denn ich will nichts sehen, und trete in das gegenüberliegende, festlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen und des heute besonders fein gemischten Thees erfüllt ist. Die Hände auf dem Rücken mit langsamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. „Nun, seid ihr da?" fragt er stehen bleibend. — Und schon ist auch Onkel Erich bei uns; mir scheint, die Stube wird noch einmal so hell, da er eintritt. Er grüßt die Großmutter, den Vater; er nimmt meiner Schwester die Tasse ab, die sie ihm auf dem gelblackirten Brettchen präsentirt. „Was meinst du", sagt er, indem er seinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben sucht, „es wird wohl heute nicht viel für uns abfallen!" Aber er lacht dabei so tröstlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen. Dann, während in dem blanken Messingcomfort der Theekessel saust, beginnt er eine seiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, seit man sich nicht gesehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierstocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtasse; es floß Alles so sanft dahin,

daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pause machte, um das bisher Erzählte im behaglichen Gelächter nach zu genießen, wer hätte da nicht mitgelacht! Mein Vater nimmt vergeblich seine kritische Prise; er muß endlich doch mit einstimmen. Dies harmlose Geplauder — es ist mir das erst später klar geworden — war die Art, wie der thätige Geschäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir ist, als verstände das jetzt Niemand mehr. — Aber während der Onkel so erzählt, steckt plötzlich meine Mutter, die seit Mittag unsichtbar gewesen ist, den Kopf ins Zimmer. Der Onkel macht ein Compliment und bricht seine Geschichte ab; die Thür und die gegenüberliegende Thür werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurückgestrahlt von dem großen Wandspiegel, steht der brennende Baum mit seinen Flittergoldfähnchen, seinen weißen Netzen und goldenen Eiern, die wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen. — —

Wie die im elterlichen Hause wachen Erinnerungen den Blick des Knaben so vielfach in die Vergangenheit lenkten und seinem Denken und Empfinden damit von vornherein einen tieferen Hintergrund verliehen, so war auch seine Vaterstadt selbst dazu angethan, seine Phantasie mit den Bildern einer früheren Zeit zu erfüllen. Allerlei Merkwürdiges war in dem alten Husum, dessen Giebelhäuser der große Brand damals noch nicht verzehrt und nach der die Eisenbahn den Arm noch nicht ausgestreckt hatte. Zwar die alte, fast mit der Stadt zugleich entstandene Kirche mit dem hohen, weithin sichtbaren Thurm, stand nicht mehr. Schon im Jahre 1807 war sie angeblich wegen Baufälligkeit abgebrochen worden; im Volksmund kursirte damals der Spottvers:

De Tönninger Thorn is hoch und spitz;
De Husumer Herrn hemm Verstand in de Mütz!

An ihre Stelle war später ein gelbes, häßliches Kaninchenhaus getreten, mit einem Thurm wie eine Pfefferbüchse und

einem Reimspruch über dem Eingangsthor, der einen lebendigen Protest gegen alles Heidenthum der Poesie aussprach. Aber erzählen lassen hat sich der Knabe von der alten Kirche und ihrer Bilder- und Altarpracht. Da standen an der Sakristei die plattdeutschen Verse:

Na Christus Gebord föftein Hundert und teyn
Gade to Lave und Marien de Jungfruen reyn
Ist gebuwet das Chor und Sacristeyen
Gott wolle se alle van Sünden freyn
Und möte wesen al eren Lohn
De dat hebben begunt und vordan Hülpe tho dohn.

Das Standbild des Ritters St. Georg im Kampf mit dem Drachen kennen wir aus der Novelle ‚Renate‘. Aus der Hand des berühmten in Husum geborenen Holzschnitzers Hans Brüggemann war die Monstranz und das Altarblatt hervorgegangen. Epitaphien, Gemälde, Predigerbildnisse kamen als weitere Kunstschätze hinzu. Als pietätlos, nüchtern, von allem Segen der Schönheit und der Kunst verlassen klagt Storm die Zeit an, in der man alles das in wahrhaft verruchter Weise verschleudert hatte. Die schöne Kanzel, die kostbare Orgel waren zertrümmert, die Epitaphien und Gemälde, die Leichensteine, unter denen um die Stadt verdiente Männer geruht, zerstört oder verkauft worden. Die Monstranz war spurlos verschwunden. Das Altarblatt hat der Dichter selbst als Knabe in dem Pesel einer Branntweinschenke stehen sehen, wo es unbeachtet allem Unfug preisgegeben war, bis es schließlich noch in einer Dorfkirche ein Unterkommen fand. So war von dem großen Husumer Meister keine Spur in seiner Vaterstadt zurückgeblieben, und die alte Kirche mit ihrem schwalbenumflogenen Thurm konnte nur die Dichtung wieder erstehen lassen.

Aber andere Gebäude aus alter Zeit standen noch und zogen die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. Da war der altersschwache, windrissige Schützenhof, in dessen großem, weißgekalktem Saale sich fahrende Komödianten und Taschenspieler zu produziren pflegten. Da war das Hauptbauwerk der Stadt, das ehedem herzogliche Schloß mit dem weiten Rittersaal, dessen Wände dicht mit meist lebensgroßen Porträts alter Ritter und Damen des Gottorfischen Hauses behangen waren; später sind sie nach Kopenhagen in das nordische Museum gewandert. Nicht ohne Scheu hat der Knabe die schweigende Gesellschaft betrachtet. So eigen blickten ihn aus blassen Gesichtern mit grellen braunen Augen die Frauen an, in ihren seltsamen rothen und feuerfarbenen Roben, mit dem Papageien auf der Hand oder dem Mops zu ihren Füßen. Unter den Bildern waren auch die beiden, welche der Dichter in der Novelle ‚Im Schloß‘ beschrieben hat: das Kinderbild, auf welchem Knaben und Mädchen in steifen brokatenen Gewändern wie die Kegel nebeneinander stehen, und das Bild des Ritters mit dem bösen Gewissen, der erröthen muß, wenn man ihn ansieht. Oft hat er sich mit heimlichem Grauen dies Vergnügen gemacht. Neben dem Schloß lag der einst im altfranzösischen Stil angelegte Schloßgarten mit seinen zu dünnen, gespenstischen Alleen ausgewachsenen Hagebuchenhecken: ein Lieblingsaufenthalt der nachdenklichen Leute.

Noch ein bemerkenswerthes Bauwerk bot die Stadt, dem wir, ebenso wie den genannten, in seinen Dichtungen begegnen. Es ist das im 16. Jahrhundert erbaute ‚Gasthaus‘ oder St. Jürgenstift, dem heiligen Georg gewidmet, dem Heidenbekehrer und Drachenbesieger, der in der ganzen Christenheit den Ruf eines Patrons der Armen, Kranken und Unterdrückten genoß. Mit der einen Seite streckte es

sich an dem St. Jürgenskirchhof entlang, unter dessen mächtigen Linden schon die ersten Reformatoren gepredigt hatten; die andere blickte auf den inneren Hof und ein schmales Gärtchen, aus dem die Pfründnerinnen sich ihre Sträußchen zum sonntäglichen Gottesdienste zu pflücken pflegten. Im Laufe der Jahre mit nicht unbedeutenden Schenkungen ausgestattet, konnte es alten Menschen, die nach der Noth des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden suchten, einen behaglichen Aufenthalt gewähren. In der Kapelle des St. Jürgenstiftes wurde seit dem Abbruch der alten Kirche viele Jahre hindurch der allgemeine Gottesdienst gehalten, während in dem alten Festsaal schon seit Jahrhunderten die Vorsteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuse zu feiern pflegten.

In einer richtigen kleinen Stadt fehlt es an Gespenstern nicht. Auch in dem Husum von dazumal, wo Straßenbeleuchtung noch ein frommer Wunsch war und man beim ungewissen Schein einer kleinen Handlaterne sich Abends durch die Gassen fand, trieben sie ihr Wesen: es ‚übte vor', es ‚jankte' draußen im ‚Austrom', im Schloß ward Nachts eine kleine braune Frau gesehen. ‚Bulemanns Haus' wird auch wohl sein Vorbild dort gehabt haben, ebenso wie die seltsamen Originale und Sonderlinge, von denen der Dichter zu erzählen weiß: der Amtschirurgus, der Herr Etatsrath, die beiden Kucheneſſer Onkel Hahnekamm und der Rathsverwandte Quanzfelder.

Schleswig-Holstein hat einen verhältnißmäßig reichen Märchen- und Sagenschatz bis in die moderne Zeit bewahrt. Unser Dichter hat in seiner Kindheit ein gut Theil davon in sich aufgenommen. Auch das war für seine dichterische Entwickelung bedeutsam. Wer früh an der Quelle der Volks-

poesie gesessen, wird wohl der Romantik einen offenen Sinn entgegenbringen, aber vor ihren Verirrungen behütet bleiben. Storm hat die Märchenerzähler seiner Jugend nicht vergessen. Hans Räuber hieß der eine, ein Stadtwaisenkind, der Sohn eines armen Schuhflickers. Seinen Beinamen hatte er sich durch seine ausgezeichneten Leistungen in dem Spiele ‚Räuber und Soldat‘ erworben. Dazu besaß er die Gabe des Geschichten-Erzählens. Der Dichter selbst mag darüber berichten:

An den langen Herbstabenden, wo uns für die ausgelassenen Spiele nach der Schulzeit gar bald das Licht ausging, pflegten wir uns auf den Stufen irgend einer Haustreppe zusammen zu finden, und nun hieß es: „Stücken vertellen!“ Und auch hier war wieder Hans der „Baas“; Gott weiß, woher ihm die seltsamen Geschichten anflogen, mit denen er uns bald vor Grauen zu schütteln, bald das hellste Lachen hervorzurufen wußte. In dieser Jahreszeit des Stücken-Erzählens wurden insbesondere die Gestalten unseres heimischen Volksglaubens so lebendig in uns, daß wir einmal ganz deutlich den Niß Puk aus einer Dachöffnung von meines Vaters Stallgebäude herausgucken sahen, und, mit Hirschfänger und Blumenstöcken bewaffnet, einen zwar vergeblichen Feldzug über sämmtliche Böden gegen den Hauskobold unternahmen. — Je heimlicher wir unsere Märchenbude aufgeschlagen hatten, desto schöner hörten sich die Geschichten an. Mich namentlich trieb diese Vorliebe für versteckte Erzählungsplätzchen zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; der beste Fund aber, der mir dabei gelang, war eine große leere Tonne, welche in unserem sogenannten Packhause unweit der Schreiberstube stand. Diese Tonne war bald das Allerheiligste, das nur von mir und Hans bezogen wurde; hier kauerten wir Abends nach der Rechenstunde zusammen, nahmen meine kleine Handlaterne, die wir zuvor mit ausreichenden Lichtendchen versehen hatten, auf den Schoß und schoben ein paar auf der Tonne liegende Bretter wieder über die Öffnung, so daß wir wie im heimlichsten Stübchen uns gegenüber saßen. Wenn dann die Leute Abends in die Schreibstube gingen und ein Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einzelne Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die

wunderliche Ursache davon berichten. — Wo aber waren indessen Hans und ich? — Ging es auch sachte aufwärts, so ging es doch endlich hübsch über die Alltagswelt hinweg, daß der Schul- und sonstige Erdenstaub lustig aus den flatternden Gewändern flog. Die alte Gelehrtenschule mit ihren irregulären Verben, der dumpfe Keller mit der häßlichen Lehmdiele, auf der das Bett des Waisenknaben stand — im Nebel der Tiefe lag es unter uns, während wir die reine Luft der Höhe athmeten. — Aber selbst zu uns hinauf drang die Sopranstimme der Magd, die, wenn es Neun vom Thurm geschlagen hatte, mich von der Hofthür aus zum Abendessen rief. Plötzlich saßen wir wieder in unserer engen Tonne; noch einmal dehnten wir uns, daß die Wände knackten, und kletterten dann über den Rand derselben in das Alltagsleben zurück; aber noch lange nachher mußte es uns jeder vom Gesichte ablesen können, daß wir in uns einen Glanz trugen, der nicht von dieser Welt war. — —

Mehr als Hans Räuber hat den Keim zu der Lust des Fabulirens Lena Wies in ihn gelegt. Die ‚Scheherezade seiner Jugend' nennt sie der Dichter. Ihre schönen braunen Augen in dem guten von Blattern zerrissenen Gesicht gehören mit zu den Sternen, die über seiner Kindheit gestanden haben. Nicht etwa eine romantisch angehauchte Märchentante war Lena Wies, sondern eine derbe plattdeutsche Natur. In einem kleinen Gedenkblatte hat der Dichter ihr später ein Denkmal treuer Erinnerung gesetzt. In dem traulichen, von Levkojenduft und Heimchensang erfüllten Wohnstübchen des Bäckerhauses bei ‚Vader' und ‚Moder' Wies an dem mit Wachstuch überzogenen Theetisch und neben dem eisernen Beilegerofen mit den blankpolirten Messingknöpfen und der Verkündigung Mariä hat er die schönsten Geschichten seines Lebens gehört:

Und wie erzählte sie! — Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage vom gespenstischen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen gesehen wird und, wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eigenes Erlebniß oder eine aus dem Wochenblatt oder sonstwie aufgelesene Ge-

schichte sein, Alles erhielt in ihrem Munde sein eigenthümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es stille stehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber; und dazu tickte die Uhr und sangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbstabenden — und dann war es am allerschönsten — rauschten auch noch von fern die Lindenbäume, die drüben jenseit der Gasse hinter einer Gartenplanke standen; — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt!

Wichtig für den werdenden Menschen pflegen auch die religiösen Eindrücke zu sein. Aber die Bibel, die in der Entwickelung des jungen Goethe ein so bedeutender Faktor ist, scheint auf Storm nur wenig gewirkt zu haben, wie er denn auch im elterlichen Hause niemals von religiösen Dingen reden hörte. So wuchs er dem kirchlichen Glauben gegenüber in voller Unbefangenheit auf.

Unter den geschilderten Bedingungen, unter diesen Menschen, in dieser Natur ist der Knabe gereift. Eine schöne, Körper und Geist in gleicher Weise bildende Jugend ist ihm vergönnt gewesen. Niemals hat er mit der gemeinen Sorge und Noth des Lebens, unter der sein Landsmann Friedrich Hebbel Jahrzehnte lang darnieder gelegen, zu ringen gehabt. Vielmehr fühlte er den Segen der Heimath leibhaftig auf sich niederströmen. Er fühlte sich als Erbe aller der Familientraditionen, die eine langlebige Generation der andern überkommen. Die Güte und Tüchtigkeit seiner Vorfahren, mochten sie selbst auch in der stillen Familiengruft ruhen, lebte noch und war für ihn da und half ihm. Mit Ehrfurcht legte der Enkel die Hand auf die Angebinde und den Urväterhausrath der alten Zeit, und die Pietät kindlich treuer Erinnerung wird ein Grundzug seines Wesens. Eine weltschmerzlich zerrissene Stimmung ließ das Leben im elterlichen Hause und

die ganze Eigenart seiner Heimath nicht aufkommen. Wohl aber machte er sich, gleich Mörikes Nolten, neben dem Bedürfniß einer gewissen ‚steten Temperatur‘, das Bedürfniß einer ‚heimlich melancholischen Beschränkung, als grauer Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die aus dem innigen Gefühl unserer selbst hervorgeht‘, zu eigen.

Wie der Hintergrund der Mundart für seine dichterische Entwickelung, für seine sprachliche Ausbildung wichtig war, so gab ihm die Eigenart der Landschaft, der er entstammte, mit ihrer stark ausgeprägten konservativen Stammesart, eine feste, in sich selbst sichere, oder doch bald auf eigene Füße sich stellende Individualität mit. Diese Landschaft ist eine Grenzlandschaft des Deutschthums, und gerade der hier sich scharf zuspitzende Gegensatz zum Fremden, zum Dänenthum mag den norddeutsch nationalen Zug seines Wesens bestimmt sich haben bilden lassen.

Schmuck- und farblos, ja kalt und nüchtern erscheint Storms Heimath dem oberflächlichen Beschauer. Aber dem, der sie mit poetischem Sinn anblickt, gewinnt sie einen unendlichen Zauber. Wie er es vermocht hat, auf ihrem Boden eine Neu-Romantik erstehen zu lassen, die als die höchste Vollendung und vielleicht der Abschluß der alten, nun bald ein volles Jahrhundert wirkenden romantischen Ideen bezeichnet werden darf, das hat die Darstellung seiner Kindheit erklären sollen, das soll die Darstellung seines ferneren Lebens und seines Dichtens näher begründen und ausführen.

Zweites Buch.

Schule und Universität.

Dunkle Cypressen —
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch Alles vergessen.

Schleswig-Holstein ist in literarischer Beziehung vom übrigen Deutschland keineswegs so sehr getrennt gewesen, als in politischer. Vielmehr ist öfter als ein Mal wichtige poetische Anregung von dort gekommen, und eine Reihe von Dichterindividualitäten hat das Land gestellt, die in der Gesammtentwickelung bleibende Spuren hinterlassen haben.

Sicher haben auch nördlich der Elbe einst wandernde Sänger die germanischen Heldenlieder recitirt; noch später lebt hier der Volksgesang. Die sprachliche Trennung des Südens und Nordens führte eine literarische Sonderentwickelung mit sich. Einstweilen steht Niederdeutschland in der Pflege der Poesie zurück. Wenigstens gelangt die Kunstdichtung hier nur zu beschränkter Ausbildung: an der mittelhochdeutschen Blütheperiode nimmt der Norden nicht Theil. Zwar kennen wir Beziehungen nordalbingischer Fürsten zu oberdeutschen Dichtern. Ferner nennt Walther von der Vogelweide unter den Endpunkten seiner Wanderungen, neben Seine, Mur und Po, die Trave, und nach Lübeck ist der ‚Gregorius' des Hartmann von Aue gelangt, den ein Geistlicher dort auf Befehl eines lüneburgischen Herzogs in lateinische Verse überarbeitete. Aber das sind doch nur vereinzelte Spuren.

In den folgenden Jahrhunderten muß dann eine reiche niederdeutsche Literatur emporgeblüht sein, an der auch Schles-

wig-Holstein Antheil gehabt haben wird. Nur spärliche Reste sind auf uns gekommen; vielleicht fördert der Zufall noch manches zu Tage.

Das 16. Jahrhundert bereitete durch die Reformation und Luthers Bibelübersetzung die literarische Wiedervereinigung des Nordens mit dem Süden vor. Am Ausgange desselben stehen in Schleswig-Holstein zwei Werke, die so ziemlich die Grenze bezeichnen, wo eine aus einer niederdeutschen Gesammtheit hervorgegangene Literatur aufhört und sich der Anschluß des Nordens an die hochdeutsche Schriftsprache vollzieht. Damals schrieb der ditmarsche Pastor Neocorus in dem einsamen Dorfe Büsum am Nordseestrande in plattdeutscher Sprache die Chronik seiner engeren Heimath, die Geschichte seines Stammes, der ‚frisken, risken, starken Degen, de ehr Höved in den Wolken dregen'; und damals verfaßte der holsteinische Pfarrer Johannes Stricerius ein niederdeutsches Drama ‚De düdesche Schlömer' (‚Der deutsche Schlemmer') in welchem das wüste Treiben des Adels gebrandmarkt wird.

Mit dem 17. Jahrhundert begann das Niederdeutsche einen fortdauernden Rückzug. Im Jahre 1604 ward in Hamburg der letzte plattdeutsche Receß zwischen Rath und Bürgerschaft abgeschlossen; im Jahre 1621 erschien die letzte plattdeutsche Bibelausgabe. Hand in Hand damit geht das Zurücktreten der volksthümlichen Poesie und das Aufkommen einer gelehrten Kunstdichtung.

Schleswig-Holstein macht den allgemeinen Entwickelungsgang der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert mit. Sein berühmtester Dichter war in jener Zeit der Pastor Johann Rist zu Wedel an der Elbe. Mit dem von ihm um 1660 zum Zweck der Erhaltung der ‚Würde und Hoheit unserer eigenen allerprächtigsten, wortreichsten und mächtigsten Helden-

sprache' gestifteten ‚Elbschwanenorden', einem späten Nachhall der sprachgesellschaftlichen Bewegung, hat er wenig Ehre eingelegt. Sein Zeitalter schätzte ihn besonders als Dichter geistlicher Lieder, deren er mehrere hundert verfaßt hat. Viel Handwerksmäßiges ist darunter, aber auch bleibende Perlen unserer Kirchenliedpoesie: ‚O Ewigkeit, du Donnerwort', ‚Ermuntre dich, mein schwacher Geist', ‚Werde munter, mein Gemüthe'. Damals in einer Zeit des steten Wechsels aller irdischen Verhältnisse haben diese Lieder mit ihrem starken Gottvertrauen viele getröstet. Dem modernen Literarhistoriker erscheint Rist als Dramatiker bedeutender. Die wilde Zeit des dreißigjährigen Krieges bildet den Hintergrund seiner Stücke. In den niederdeutschen ‚Zwischenspielen' gibt er kulturhistorisch interessante, realistisch ausgeführte Bauern- und Soldatenscenen, die an die gleichzeitigen Schöpfungen niederländischer Maler, eines Adrian von Ostade, eines Breughel, eines Teniers erinnern. Der allgemeinen Sehnsucht nach Frieden verlieh er in dem 1647 erschienenen opernhaft allegorisch gehaltenen Drama ‚Das friedewünschende Deutschland' Ausdruck, dem hernach ‚Das friedejauchzende Deutschland' folgte.

Auch mehrere weltliche Lyriker weist Schleswig-Holstein im 17. Jahrhundert auf. Unter ihnen ragen hervor: Zacharias Lund mit seinen ‚Allerhand artigen deutschen Gedichten' und Jakob Schwieger, ein unsteter, wanderungslustiger Gesell, der uns in seiner ‚Geharnischten Venus' als einer der frischesten Poeten dieser Zeit entgegentritt. Hinter dem berühmten plattdeutschen Satiriker Johann Lauremberg muß der holsteinische Satiriker Joachim Rachel zurückstehen: obwohl durch jenen beeinflußt, erscheint er doch im ganzen als steifer Opitzianer. Keine Schleswig-Holsteiner von Geburt,

aber dort wirkend und schreibend, waren Adam Olearius und Daniel Georg Morhof. Jener hatte als Bibliothekar auf Schloß Gottorf Muße, seine ‚Persische Reisebeschreibung' auszuarbeiten, die auf dem Gebiete der Reiseliteratur epochemachend war. Dieser verfaßte als Professor der Eloquenz und Poesie an der Universität Kiel seinen ‚Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen', der als erster Versuch einer Geschichte der deutschen Literatur wichtig ist.

Abseits von dem literarischen Getriebe des 17. Jahrhunderts, noch ganz in der formlosen Manier der vorangegangenen Periode dichtend, steht Frau Anna Ovena Hoyer aus Koldenbüttel im Eiderstedtischen da. Einer mystisch sektirerischen Richtung verfallen, die sich dem starren, orthodoxen Glauben entgegenstellte und in dem geheimnißvollen Bunde der Rosenkreuzer ihre Fäden überallhin zog, hat sie der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit viel zu schaffen gemacht. In Husum, wo sie ein eigenes Haus besaß, trieb sie es besonders arg, verkündigte das Nahen des tausendjährigen Reiches und hielt Separatgottesdienst ab. Mildthätig bis zur Verschwendung, verarmte sie schließlich, verließ die Heimath und siedelte nach Schweden über, wo sie einsam gestorben ist. Ihre in zierlichem Duodezbändchen bei Elzevier in Amsterdam erschienenen ‚Geistlichen und weltlichen Poemata' zeigen ein sprödes, aber kräftiges und originelles Talent, einen energischen, männlichen Sinn, einen eisernen, unbeugsamen Willen. Gegen die orthodoxe Geistlichkeit zieht sie leidenschaftlich und in derbsten Ausdrücken zu Felde; das Schärfste, was sie geschrieben, ist das plattdeutsche Pamphlet ‚De Denische Dörp-Pape', wo in ganz naturalistischer Weise eine Kneiperei zweier Pastoren und ihrer Bauern vorgeführt wird.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts muß Christian Scriver aus Rendsburg genannt werden, neben Spener der bedeutendste Prediger dieser Zeit, als Erbauungsschriftsteller ihn überragend. Auf dem Gebiete der Oper und des Singspiels, die um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts in Hamburg blühten, sind die Schleswig-Holsteiner Joachim Beccau und Johann Philipp Prätorius thätig gewesen. Namentlich des letzteren Stücke ‚Der Hamburger Jahrmarkt' und ‚Die Hamburger Schlachtzeit' sind als Anfänge der niederdeutschen Lokalposse bemerkenswerth. Ludwig Friedrich Hudemann reiht sich an, der Gottsched gegenüber für die Oper eintrat, aber von ihm bekehrt ward und sich später der religiösen Dichtung im Styl Klopstocks zuwandte.

Im 18. Jahrhundert hat Schleswig-Holstein vielfach die Beziehungen Dänemarks zur deutschen Literatur vermittelt. In Kopenhagen nahm man regen Antheil an ihr. Schon Johann Elias Schlegel, der Vorläufer Lessings, der dort sein der dänisch-schleswig-holsteinischen Geschichte entnommenes Drama ‚Canut' schrieb, hatte den Boden bereitet. Dann versammelte dort der Staatsminister Graf Bernstorff eine förmliche deutsche Kolonie um sich. Klopstock kam durch ihn nach Kopenhagen, um den sich dann bald ein nordischer Dichterkreis gruppirte. Mit ihm zusammen gab Johann Andreas Cramer, sein alter Freund von Leipzig und den Bremer Beiträgen her, den ‚Nordischen Aufseher' heraus. Hernach ward derselbe Professor der Theologie in Kiel. Als geistlicher Lieder- und Odendichter gehört er zu den Poeten, die sich als Lohn ‚eine goldne, heilige Schale voll Christenthränen' ersingen wollen. Aber allzu lehrhaft rhetorisch angehaucht, zeigt er sich unvermögend, eine Empfindung rein und unmittelbar auszusprechen. Dem Kopenhagener Kreise

gehörte, ein geborener Schleswig-Holsteiner, auch der originelle, in Augenblicken des Affekts zu plattdeutschen Kraftworten greifende Schönborn an, von dem Claudius an Herder schreibt: ‚Schönborn, der ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft hat, und anbei ein Gemüth wie Newton und Cartesius‘.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts kommt von Schleswig eine wichtige Anregung für die deutsche Literatur. An die Stelle des nordischen Aufsehers setzte Heinrich Wilhelm von Gerstenberg aus Tondern als neues Organ des dänisch-schleswig-holsteinischen Schriftstellerkreises die ‚Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur‘, gewöhnlich nach dem Verlagsort als ‚Schleswiger Literaturbriefe‘ bezeichnet. Unter den damaligen kritischen Zeitschriften nehmen sie eine hervorragende Stellung ein, indem sie die Ideen der Sturm- und Drangperiode fixiren und verbreiten halfen, die Anschauung von der poetischen Individualität und vom Genie verfochten, die Lyrik auf tiefe, erlebte Empfindung gestellt wissen wollten und für das Drama energisch auf Shakespeare hinwiesen, bei dem man ‚lebendige Bilder der sittlichen Natur‘ fände. Gerstenberg selbst hat sich in den verschiedensten Tonarten der Poesie versucht. Als dänischer Offizier dichtete er, Gleim imitirend, die ‚Kriegslieder eines dänischen Grenadiers‘. In seinen ‚Tändeleien‘ ist er Anakreontiker. Der griechischen Mythologie entnimmt er den Stoff für seine ‚Ariadne auf Naxos‘. Mit seinem Gedicht ‚Der Skalde‘ gibt er den verhängnißvollen Anstoß zur Aufnahme der nordischen Mythologie in die deutsche Dichtung. Unter Shakespeares Einwirkung ist das Trauerspiel ‚Ugolino‘ entstanden, das mit dem Realismus auf der Bühne Ernst macht.

Was im 17. Jahrhundert Olearius für Schleswig-Holstein

gewesen, das ist im 18. Carsten Niebuhr. Durch die Schlichtheit und Gradheit des Styls zeichnen sich seine Schriften aus; sein Sohn, der berühmte Historiker Barthold Georg Niebuhr, hat von ihm gelernt. In seinen späteren Jahren lebte der Vater als Landschreiber in Meldorf, mit dem Dichter und Landvogt Boie behaglich intimen Verkehr in dessen gastlichem Poetenheim pflegend. Heinrich Christian Boie war ein hervorragendes Mitglied des Hainbundes, freilich nicht sowohl durch selbständige Produktion, als durch Begründung des ‚Deutschen Musenalmanachs' und durch die Redaktion des ‚Deutschen Museums' in die literarische Entwickelung eingreifend. Zum Hainbund in enger Beziehung stand auch Boies nachheriger Schwager, der Mecklenburger Johann Heinrich Voß. Als Rektor der Schule in Eutin, unter dem Eindruck der ihn dort umgebenden Natur, hat er seine ‚Luise' gedichtet. In Eutin lebte eine Zeit lang auch sein Freund, der emancipirte Hainbündler und Tyrannenhasser Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, der ihm hernach durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche so großes Leid bereitete. Noch heute bewahrt die anmuthige Stadt die Erinnerung an die beiden; lassen wir Emanuel Geibel das Wort:

> Die lange Straße geht's hinab; zur Rechten bleibt
> Der Sitz der Stolbergs, stattlich, wie der Adel baut,
> Mit Steingesims und Wappenschildern ausgeziert.
> Doch nah dem Thor, im Lindenschatten, winkt mir dort
> Am Bug der Gasse still zu stehn ein ander Haus,
> Bescheidnen Ansehens, aber gern von mir gegrüßt:
> Das Haus, in dessen seebespültem Garten einst
> Am Sommerabend, voll idyllischer Heiterkeit
> Aus ird'ner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
> Im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte.
> Sei mir gepriesen, Alter, der den Knaben du,

Ein treuer Dolmetsch, in die sonnige Fabelwelt
Der Griechen führtest, wenn sich auch ihr Goldgeweb'
Ein wenig unter deiner Hand vergröberte,
Und oft zu schwer Joniens flüssige Weise dir
Von niederdeutscher Lippe quoll. Luisens auch
Gedenk' ich gern, um deren ländlich' Angesicht
Voll derber Frische manch' homerisch Lächeln spielt.

Ein rechtes Kind des schleswig-holsteinischen Landes ist der Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, dieser ‚Knabe der Unschuld, voll Mondlicht und Lilienduft der Unsterblichkeit in seiner Seele'. In unmittelbarstem Anschmiegen an die Natur seiner Heimath hat er sich entwickelt und aus ihrem Geiste heraus den Ton seines Abendliedes gefunden:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

In ganz eigener Weise rührt Claudius ‚gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten so berührt werden', spricht Empfindungen des inneren Lebens aus, die so noch niemals ausgesprochen waren. Von Klassicismus und Hellenismus hält er nichts; auf Mutter Natur trotzt er: ‚Ihr roher abgebroch'ner Schrei trifft tiefer als die feinste Melodei'. Ein Mann aus dem Volke will er sein, ein Dichter und Schriftsteller für das Volk, und aller Unnatur und vornehmen Gespreiztheit hält er als Spiegel den gesunden Menschenverstand des Bürgers und Bauers vor. Schön hat ihm Fritz Stolberg nachgerufen:

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,

Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu sein;
Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.

Auch ein Gegenfüßler der überspannten Sentimentalität und des Geniewesens ist aus Schleswig-Holstein hervorgegangen. Johann Gottwerth Müller von Itzehoe, bekannt durch seinen komisch-satirischen Roman ‚Siegfried von Lindenberg'.

Zu Ende des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts ist von der Nordsee her ein Ton erklungen, der nicht ungehört verhallte. Auf der Hallig Nordstrandischmoor schrieb, von Himmel und Fluth umgeben, der Pastor Johann Christoph Biernatzki unter dem Eindruck der furchtbaren Sturmfluth des Jahres 1825 seine Novelle ‚Die Hallig': eine in ihrer Art vortreffliche Dichtung, die das an Entsagung und Gefahren reiche Leben der Halligleute mit ihrer zähen Liebe zu der baumlosen Scholle, auf der sie geboren, lebendig schildert. Ein Jahrzehnt vorher war in dem ditmarschen Städtchen Wesselburen ein Titane der deutschen Dichtung geboren: der maßlose Leidensmensch Friedrich Hebbel mit seiner ‚unter'm Eise brütenden Phantasie', der als seine Lebensaufgabe die ‚Symbolisirung seines Innern' betrachtet, der im Prolog zu seinem Lustspiel ‚Der Diamant' ausruft:

Ich will, was aus der Tiefe dringt,
Ich will kein illustrirtes Wort,
Das heute glänzt und morgen dorrt,
Will Menschen, die wie Fackeln brennen
Und, ohne daß sie's selbst erkennen,
Wie ein erleuchtet Alphabet
Dem sind, der die Natur versteht.



Und dämmernd über den Gestalten
Will ich ein wunderbares Walten,
Drin, wenn auch ganz von fern, der Geist,
Der alle Welten lenkt, sich weist.

Im Vorhergehenden sollte ein Ueberblick gegeben werden über die bedeutenderen, aus Schleswig-Holstein hervorgegangenen, oder dort thätig gewordenen Dichter, soweit sie auf die poetische Entwickelung desjenigen hätten einwirken können, dessen äußerer und innerer Lebensgang uns beschäftigt. Daß aber Storm in jungen Jahren die literarische Vergangenheit seiner Heimath auch nur zum Bewußtsein gekommen, ist nicht ersichtlich. Wohl hat er später zu diesem und jenem Beziehung gewonnen, zu keinem mehr als dem alten Claudius, dessen ‚von Naturgefühl getränktes keusches Wiegenlied bei Mondschein zu singen‘ zu seinen Lieblingsgedichten gehört.

Als Knabe hat er von deutscher Poesie überhaupt nicht viel kennen gelernt. Auf der alten vierklassigen ‚Gelehrtenschule‘ seiner Vaterstadt, mit Rektor, Konrektor, Subrektor und Kollaborator, in welche er im Alter von neun Jahren eintrat, ward nur geistige Hausmannskost gereicht:

> Wir kannten noch nicht den bunten Krautsalat, der — „Friß Vogel oder stirb!“ — den heutigen armen Jungen aufgetischt wird. Ich habe niemals Kaviar essen können, und — Gott sei Dank! — ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung“ essen müssen; diese schöne Lehre beglückte noch nicht unsere Jugend; der Fundamentalsatz aller Ökonomie: „Was kostet es dir, und was bringt es dir ein?“ fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch seine Anwendung.

Freilich kam bei solchen Grundsätzen die deutsche Poesie gar sehr zu kurz. Sie galt als Luxusartikel und war

lediglich dem Privatgeschmack anheimgegeben. An Anregung und bestimmten Hinweisen seitens der Lehrer, scheint es ganz gefehlt zu haben, und so mögen die literarhistorischen Vorstellungen unseres Dichters damals kraus und wirr genug ausgesehen haben. Bekennt er doch selbst, daß er noch als Primaner Uhland für einen mittelalterlichen Minnesänger gehalten habe. Neben den Brocken, die den Schülern durch die Hildburghausensche „Miniaturbibliothek der deutschen Klassiker" mit ihren meist der Zopf- und Puderzeit angehörenden Dichtern zugeführt wurden, lasen sie auch wohl ihren Schiller und ihren Körner, und selbst ein altes Exemplar von Goethes Gedichten kursirte einmal. Aber, daß es lebende deutsche Dichter gebe, die ganz anders auf ihn wirken würden, als Bürger und Hölty, davon hatte er keine Ahnung. Von den Romantikern drang damals noch keine Kunde zu ihm, nur daß ihm einmal Ludwig Tiecks Porträt auf dem Umschlage eines Schreibbuches begegnete. Nichtsdestoweniger hat er schon auf der Schule Gedichte gemacht und sie sauber in ein dazu angefertigtes Büchlein eingetragen. Aber von eigenartigem Gedankeninhalt ist noch nichts zu spüren. Das innere Erlebniß fehlt diesen bald pathetisch sentimentalen, bald anakreontisch tändelnden Liedern.

Die alte, später abgesetzte Gelehrtenschule, in welcher unser Dichter die Grundlagen seiner Bildung empfing, hat er selbst in den für die Geschichte seiner Jugend ergibigen ‚Zerstreuten Kapiteln' geschildert:

Äußerst schmucklos waren die alten Räume; höchstens daß hier und da eine aus Strafgeldern zusammengesparte Landkarte an der Wand hing. Wir kannten weder die schönen griechischen Götterbilder, noch andererseits jenes cäsarische Wesen, in dem Bilde des jemaligen Herrschers der aufstrebenden Jugend ein drohendes Symbol der Gewalt entgegenzuhalten. Aber jenseits der schmalen Straße in dem Hofe der

damaligen Probstei stand derzeit ein mächtiger Kastanienbaum, dessen Zweige zu den Fenstern der Tertia und der danebenliegenden Secunda hinüberreichten. Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos, oder später über den Ovid hinweg und schwärmten drüben mit den Bienen um die weißen rothgesprenkelten Blüthenkerzen, die aus den jungen, lichtgrünen Blättern emporgestiegen waren.

Das wichtigste Ereigniß im Schulleben war die alljährlich um Michaelis sich wiederholende ‚Redefeierlichkeit' im großen Rathhaussaal, welcher die Honorationen sowohl wie die kleineren Bürgersleute mit ihren Frauen und Töchtern beiwohnten, und bei der die Liebhaberkapelle der Stadt die Pausen mit ihren Walzern und Ecossaisen ausfüllte. Vorher trugen die Primaner in eigener Person die Einladungen von Haus zu Haus, eine Pflicht, die für die älteren Schüler nicht ohne Reiz war, da die ‚Stellen', welche nach einem Maßstabe von Wein und Kuchen in ‚fette' und ‚magere' zerfielen, von dem Primus streng nach der Anciennetät vertheilt wurden.

Im Husumer Rathhaussaal hat der junge achtzehnjährige Storm Michaelis 1835 mit einem in Jamben abgefaßten Gedicht auf ‚Matathias, den Befreier der Juden' von der heimathlichen Schule Abschied genommen.

> Dein Stern ging unter, Juda's Stern
> Ergläuzt in neuer Pracht und brennt
> An Deiner Gruft die würd'ge Todesfackel:

so schloß dieses verlorengegangene Gedicht seiner Jugendzeit. Damals im knabenhaften Vollgefühl poetischen Schaffens hat ihn zum ersten Mal so etwas von einer exklusiven Lebensstellung überrieselt.

Ein Dämpfer auf sein dichterisches Selbstbewußtsein wurde ihm in Lübeck gesetzt, wohin er von seinem Vater geschickt

ward, um auf dem dortigen Gymnasium seiner Schulbildung die letzte Politur geben zu lassen. Unter Friedrich Jacob als Direktor und Johannes Classen, die beide auch auf Geibel nachhaltigen Einfluß übten — jener interpretirte die lateinischen Klassiker, dieser behandelte die griechischen Dichter und Schriftsteller und gab den deutschen Unterricht — war die Schule zu hoher Blüthe gediehen und genoß einen vorzüglichen Ruf. Emanuel Geibel hatte das Gymnasium schon verlassen; doch lernte Storm ihn in den Ferien kennen, und sie haben dann gemeinsame Ausflüge in die abwechselungsreiche Umgegend von Lübeck gemacht. Aber seine poetischen Versuche hat der formgewandte, rascher, aber auch weniger tief sich entwickelnde Geibel mit einer Art ironischer Ueberlegenheit behandelt, die jener in dem Gefühl ungerechter Vernichtung lange nicht zu verwinden vermochte.

Am meisten hat in dieser Lübecker Zeit ein älterer Schulkamerad, Ferdinand Röse, auf ihn gewirkt, ein merkwürdiger Mensch, einer von denen, die dichterischer Anlage und literarischer Pläne voll zu keinem energischen Zusammenraffen ihres Könnens zu gelangen vermögen und deren Spur bald verweht und vergessen ist. Einem Jugendfreunde Geibels, dem Geheimerath Litzmann hat Storm für sein Buch: ‚Emanuel Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern' einen Bericht geliefert über seine Stellung zu Röse während der Lübecker Zeit und den Einfluß, den dieser auf ihn geübt; wir gewinnen daraus einen Einblick in diese wichtige Episode seiner geistigen Entwickelung:

Etwa 18 Jahre alt, trat ich nach dem Willen meines Vaters aus der Gelehrtenschule meiner Vaterstadt Husum in die Prima des Lübecker Gymnasiums, wo damals Friedrich Jacob Direktor und Classen erster Lehrer war. Geibel war eben zur Universität abgegangen; hinterließ

mir aber seinen nächsten Freund unter den Zurückgebliebenen, Ferdinand Röse, von uns „Wanst", auch wohl „Magister Wanst" genannt. — Seine äußere Erscheinung war nicht eben einnehmend, wenn man nicht die kleinen freundlichen, wie mitredenden Augen dafür nehmen wollte; er machte den Eindruck eines Mannes, der in kränkelnder Kindheit aufgewachsen ist, und hatte nichts Jugendliches. Sein Antlitz war gelblich fahl, sein dürftiges Haar von mattem Dunkelblond. Dazu paßte der lange, etwas abgetragene schwarze Rock mit zwei Reihen Knöpfen, der um die mittelgroße Gestalt schlotterte. — In seinem Wesen, besonders auf seinem Zimmer, wo die Werke alter und neuer Philosophen ihn umgaben, hatte er etwas Feierliches, wie der Meister eines Geheimbundes; er hörte gern, wenn ein Anderer zu ihm sprach, aber meist mit einem freundlichen etwas überlegenen Lächeln auf den Lippen; doch konnte dies Wesen auch mitunter von einer etwas forcirten Carnevalslustigkeit abgelöst werden; mir klingt noch das: „hei, hei!" in den Ohren, das er dann wohl ausstieß. — Die Husumer Schule wußte so wenig von neuerer deutscher Literatur, daß mir Uhland, dessen Namen ich einmal gehört hatte, derzeit als ein alter Minnesänger vorschwebte; hier aber hatten Röse und Geibel, letzterer als L. Horst, schon im Chamisso'schen Musenalmanach 1834 ihren Beitrag geliefert; an den alten Fouqué hatten sie Huldigungsgedichte geschickt und eine Antwort erhalten; Röse's Gedicht, das mir von ihm vorgelesen wurde, hieß: „Die Bleichen" (die Todten auf dem Schlachtfelde) und machte einen großen Eindruck. Sie wollten auch später Fouqué's gesunkenem Ruhm wieder zu seinem Rechte verhelfen. Der Zurückgebliebene erschien mir von einem Dunst geheimnißvollen Wissens und Könnens umgeben, aus dem ihm nur mitunter in geweihter Stunde beliebte, einen Brocken an Auserwählte mitzutheilen. So munkelte es, daß er ein großes Drama „Ahasver" begonnen habe; aber es verging eine lange Zeit, bis er es endlich aus dem Schranke, worin das Manuscript verschlossen war, hervorholte und mir eine oder einige Scenen daraus vorlas. Ich hatte dabei die Empfindung, als wenn ich einer ganz ausnahmsweisen Gunst gewürdigt wurde. Es gefiel mir sehr und schien mir unter dem Einflusse von Göthe's Faust abgefaßt, den ich damals zuerst kennen gelernt hatte. — Zu Röse's inneren Schätzen schien mir besonders ein vertrautes Verhältniß zu seiner Vaterstadt, dem alten heiligen Lübeck zu gehören. Wenn er aus der Vergangenheit der alten Hansa-Hauptstadt

berichtete, nahm seine Stimme eine Würde an, als ob er Heiliges zu verkünden habe, und der Ausdruck des Gesichtes entsprach dem. — Zu dem alten Lübeck gehörte auch sein Vaterhaus an der Trave, das mir unvergeßlich geblieben ist. Das kleine Zimmer, das ich damals allein besuchte, lag nach der Trave hinaus hinter der Haustreppe; ein Tages- oder Kerzenschimmer, der durch das grüne Vorhängsel des Thürfensters schimmerte, zeigte den Besuchenden den Weg. Ich habe es auf das oft mit einer Art Muthwillen, oder mit ermunterndem Klang gerufene „herein!" stets mit dem Gefühl betreten, ich komme als ein Jüngerer und Werdender zu einem wesentlich schon Gewordenen, wenn auch freundlich mir Geneigten. So viel ich mich entsinne, war kein Sopha in dem Stübchen; und doch war es mit seinen breiten Fensterbänken, mit dem alten Hausrath und den allerlei Büchern der behaglichste Raum. Nie werde ich den Spätherbstabend vergessen, an dem er mich in Heine's mir noch unbekanntes „Buch der Lieder" einweihte. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Obertheil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen, und draußen der Wind durch die Schiffstaue sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte", „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", „Über die Berge steigt schon die Sonne" und so eines nach dem andern; zuletzt: „Wir saßen am Fischerhause, Und schauten nach der See". Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern, es ward Morgen und es nachtete um mich, und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, Es dunkelte gar zu sehr", da war mir, als seien die Thore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden. Gleich am andern Morgen kaufte ich mir — es war der erste Druck noch — das „Buch der Lieder" und zwar auf Velin-Papier. — Röse gehörte zu denen, welchen ich es verdanke, Kritik ertragen zu können und sie an mir selbst zu üben; er schrieb quer über meine Gedichte sein: „Denique sit, quid sit, simplex duntaxat et unum", und sagte mir mehr als einmal: „Du bist geistig todt"; ob letzteres mit Recht, ist mir später zweifelhaft geworden. In der Poesie freilich war es bei mir nur noch ein Flügelprüfen; über meine zuerst 1852 erschienenen Gedichte hat er mir später mit Begeisterung geschrieben, daß er sie Morgens und Abends lese. — In den Ferien kam Geibel, und wir gingen dann zusammen ins Theater, in den Weinkeller oder machten Ausflüge in die Dörfer.

Röse klagte, daß ihm das Talent der schönen Formgebung fehle, das, nach seiner Ansicht, Geibel in vollem Maße besaß; daher er denn auch, wo er in seiner Prosa Lieder bedurfte, seinen Mangel gern aus dessen Reichthum deckte, wie in seinem Märchen „Das Sonnenkind", das im „Pilger durch die Welt" 1845 erschien. Einmal trafen wir Geibel in seinem Zimmer, ein Gedicht niederschreibend; „seht!" sagte Röse und hielt mich an der Thür zurück, und wir warteten ruhig, bis Geibel fertig war und uns begrüßte. — Vor seinem Abgang zur Universität schenkte Röse mir ein Exemplar der Uhland'schen Gedichte, in das er hineinschrieb: „Meinem Confident, obgleich's ein — ist, zur freundlichen Erinnerung". Der Gedankenstrich sollte „Schuckelmeyer" bedeuten, ein politischer Schimpfname für die Dänen, von denen wir Schleswiger derzeit nicht unterschieden wurden. Die vergriffenen Exemplare jenes „Liederbuchs" und der „Uhland" stehen noch in meinem Bücherschrank.

Durch Röses Kritik ward Storms Streben geweckt, sein poetisches Können aufgerüttelt. Wenn auch ihm selbst alles, was an Gedichten damals entstanden ist, heute ‚wie ein Flügelprüfen, ohne Selbständigkeit, nur hervorgegangen aus dem innern Drange nach künstlerischem Formen und idealer Auffassung des Lebens, nicht aus dem unabweisbaren Drange, ein bestimmtes Innerliches gestaltet auszuprägen', erscheint, so lassen sich doch schon individuellere Töne erkennen, verbunden mit einer gewissen Eigenart des sprachlichen Ausdrucks.

Nur eine Locke von deinem Haar
Gib mir, mein Lieb, für die kalte Ferne,
Still wie das ewige Licht der Sterne
Will ich sie bergen immerdar:

so lautet eine Strophe aus einem der Lübecker Gedichte. ‚Dahin!' ist das folgende betitelt:

Wie in stille Kammer
Heller Sonnenschein,
Schaut in stille Herzen
Mild die Lieb' herein.

Kurz nur weilet die Sonne,
Schatten brechen herein,
Ach, wie so schnell entschwinden
Liebe und Sonnenschein.

Auch eine Lokalsage: ‚Der Bau der Marienkirche zu Lübeck‘ hat er damals (1837) poetisirt; aber von der Redaktion des Chamisso-Schwabschen Musenalmanaches, der er das Gedicht einsandte, ward es nicht acceptirt: später ist es in dem noch zu erwähnenden Biernatzkischen Volksbuch erschienen. Die alte Hansestadt mit ihren schönen Bauwerken, ihren hochgiebeligen Häusern, ihren Holzschnitzarbeiten ist ihm auch sonst eine liebe Erinnerung geworden.

Für seine dichterische Entwickelung von größter Bedeutung war es, daß er in Lübeck endlich zur modernen Poesie in nähere Beziehung trat. Hier erst lernte er Goethes ‚Faust‘ kennen, den ein Freund beim Vogelschießen gewann. Wie Röse ihn in das Wunderland der Heineschen Lieder einführte, wissen wir schon aus seinem eigenen Bericht. Auch an Uhlands ‚frühlingsklarer‘ Lyrik erbaute sich sein Jünglingsherz, während die Balladen ihn kalt ließen. Bedeutsamer war die sich weiter anschließende Bekanntschaft mit Eichendorff, seinen Gedichten und seinem Roman ‚Dichter und ihre Gesellen‘. Und Eichendorff, Heines Buch der Lieder, Goethes Faust ist dann die poetische Trias geworden, die am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn gewirkt hat.

Ostern 1837 bezog Theodor Storm die Landesuniversität Kiel. Ihm war, als ob er eine Stufe niedriger träte. Aus der durchgeistigten Atmosphäre, die ihn in Lübeck umgeben, sah er sich plötzlich in ein an Äußerlichkeiten haftendes, Rohheiten nicht ausweichendes Treiben versetzt. Der kneipende, paukende Student,

wie er ihm bei dem Corps „Holsatia", zu welchem er sich hielt, entgegentrat, konnte seiner feinfühligen Natur nicht zusagen. Er hatte sich den deutschen Studenten anders gedacht: begeistert für alles Schöne, voll idealen Strebens, uneingeengt von kleinen Sorgen, ganz der jugendfrischen Poesie des Lebens hingegeben. Was er fand, stieß ihn ab. Möglich auch, daß er sich den Extravaganzen und Tollheiten, wie sie ein burschikoses Verbindungsleben mit sich bringt, nicht unbefangen genug hinzugeben vermochte. So ist ihm von vornherein der ideale Zug, der trotz allem dem farbentragenden deutschen Studententhum zu Grunde liegt, vor den affektirten Äußerlichkeiten in den Schatten getreten und fremd geblieben. Auch seine Dichtung trägt die Spuren dieser Eindrücke. Der zweite Theil der Novelle ‚Auf der Universität' spielt in Kiel. Nicht bloß die Örtlichkeiten, die breite am Seestrande, zwischen überall im Grün versteckten Gartenhäusern dahinführende Ulmenallee — der Düsternbrook —, das einsam oben im Walde versteckte Wirthshaus mit dem Durchblick auf die Föhrde — Sanssouci hieß es, jetzt ist es verschwunden —: auch der ‚Hexensabbath' mit seinem wilden Treiben und der unheimlich wüsten Gestalt des ‚Raugrafen' ist der Wirklichkeit entnommen. Ebenso läßt die ‚Bitternvertilgungskommission', die in die Novelle ‚Der Herr Etatsrath' hineinspielt, das damalige Kieler Studententhum, dessen Lieblingsgetränk der Grog war, nicht von der besten Seite erscheinen.

Storm entbehrte einen Gleichgestimmten, der den Klang und die Dichtung seiner Seele hätte verstehen und erwidern können. Seine damaligen Kameraden waren dazu nicht im Stande. Eine schöne Erinnerung aber ist ihm die mit den anderen aus Husum stammenden Studenten gemeinschaftlich unternommene Rückfahrt aus den Ferien, die er daheim bei

den Eltern verlebte, zur Alma mater geblieben. In eine seiner Novellen hat er sie aufgenommen:

Am Waldesrande, etwa eine Meile hinter unserer Vaterstadt, sprangen wir alle vom Wagen und schmückten Pferde und Geschirr mit frischem Buchengrün, uns selbst nicht zu vergessen. Der junge Kutscher meines Vaters, „Thoms Knappe" von uns genannt, hatte die Fahrt schon mehrfach mitgemacht; er kannte alle unsere Lieder und sang mit seiner klingenden Tenorstimme frisch dazwischen, als es jetzt wieder in das freie Land hinausging. Ich entsinne mich kaum einer Reise, wo mir die Sonne so ins Herz gelacht hätte; es war aber auch nicht allein die Sonne, zur Seite des rollenden Wagens flogen die hellsten Genien des Lebens, Hoffnung und Jugend, mit ihrer weithin leuchtenden Aureole. — Auf der Hälfte des Weges, in dem großen baumreichen Dorfe, wo man im Vorüberfahren in des Hardesvogts Garten den kleinen Springbrunnen mit der goldenen Kugel spielen sah, vor dem stattlichen Wirthshause, dem der mit dunklen Tannen bestandene Hügel gegenüberlag, wurden die dampfenden Pferde abgeschirrt und den Herren Studenten das helle Staatszimmer zur Mittagstafel eingeräumt. Und bald auch saßen wir alle, Thomas Knappe nicht ausgenommen, um den sauber gedeckten Tisch; glänzende Schinkenschnitte, Eier und Eierkuchen, und was sonst noch in den hochbeladenen Schüsseln aufgetragen wurde, verschwand mit unglaublicher Geschwindigkeit. Buttermilch wurde nicht getrunken, vielmehr kann nicht verschwiegen werden, daß neben jedem Teller ein tüchtiges Glas Grog seinen erquickenden Dampf versandte, während zur Tafelmusik Finken und Rothschwänze drüben aus den Tannen schlugen.

Keine irgendwie schätzenswerthe geistige Anregung hat ihm das erste Studienjahr gebracht. Er hörte seine ‚Institutionen und Pandekten' bei Professor Burchardi. Denn ruhig war von ihm der Kompromiß zwischen Poesie und Jurisprudenz geschlossen worden; von einem Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Brotstudium und dichterischer Neigung ist bei ihm keine Rede, wenngleich auch er sich lieber als dem ‚räthselvollen Kapitel der Korrealobligationen' poetischen Versuchen und Träumen hingegeben hat.

Ostern 1838 vertauschte Storm Kiel mit Berlin, wo er die folgenden drei Semester blieb. Auch diese Berliner Zeit warf für seine geistige Entwickelung wenig bleibenden Gewinn ab. In seine Dichtungen ist kaum eine Spur aus ihr übergegangen. Doch hat ihn der häufige Besuch des Theaters angeregt. Namentlich Seydelmanns Auftreten versäumte er ungern. Ein schöne Episode war ihm der in die Michaelisferien des Jahres 1838 fallende vierwöchentliche Aufenthalt zusammen mit fünf in Berlin studirenden Landsleuten in Dresden, dessen anmuthige landschaftliche Umgebung, dessen Museen, Theater und Oper abwechselungsreiche Genüsse boten.

Im Wintersemester 1839 finden wir ihn wieder in Kiel, nunmehr schon dem Examen näher rückend. Durch den Verkehr mit geistig bedeutenden, Anregung gebenden und empfangenden, für die Poesie lebhaft interessirten Menschen gewann dieser zweite Kieler Aufenthalt einen ganz anderen Charakter als der erste.

Vor allem sind hier Storms Landsleute, die aus Garding im Eiderstedtischen stammenden Brüder Mommsen, Theodor und Tycho, zu nennen. Beide, etwas jünger wie unser Dichter, waren doch reifer und entwickelter als dieser. Poetische Neigungen halfen das Band schlingen, und namentlich an Theodor Mommsen, mit dem er zusammen in einem Hause wohnte, hat Storm sich inniger angeschlossen, obwohl jener zu der der Holsatia feindlich gegenüberstehenden burschenschaftlichen Verbindung ‚Albertina‘ gehörte. In kritischer Funktion tritt uns die ‚kleine übermüthige und zersetzungslustige Schar, die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen‘ in der Schilderung entgegen, welche die ‚Neuen Fiedellieder‘ einleitet. Warm gedenkt Storm hier Röses, des früh verstorbenen Jugendfreundes, der damals noch voll Hoffnung in die Welt blickte:

Es war in der Studentenzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen, einsamen Wirthshause, oben im Walde an der Ostsee, mein gleichfalls nun längst von der Erde verschwundener Freund Ferdinand Röse, oder wie er von uns und von sich selber gern genannt wurde, der Magister Antonius Wanst mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen sein tiefsinniges Märchen „Das Sonnenkind" vorlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schlosse Grümpelstein von sechzig alten Tanten erzogen wurde, und von Mr. Breeches, nachdem er in der Nasenbrabbelmaschine seinen Spleen ausgeniest hatte, nur noch seine carrirten Beinkleider übrig blieben. — Wir saßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume stark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfasser in seiner feierlichen Weise aus dem entrollten Manuscripte anhub: „Hans Fideldum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüstig vorwärts". — Armer Magister Wanst! Wo sind jetzt deine Märchen? Wo dein großes Drama „Ahasver", aus dem du einst zu Lübeck in deinem altväterischen Elternhause an der Trave, aber auch nur in weihevollster Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu lesen gabst? Wer kennt die gedruckten Bände deiner „Individualitätsphilosophie", die nach deiner Versicherung ihrem Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen sind die nicht gedruckten, zum Theil bei strengem Winterfrost im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten, übrigen Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine deiner Saaten ist aufgegangen, selbst dein Sonnenkind ist in dem „Pilger durch die Welt" pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du bist gestorben, verdorben; nur ich und dein treuester, bis ans Ende hülfreicher Jugendgenosse, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns besuchen, mögen deiner dann und wann gedenken.

Auch ein Gedicht hat er damals Ferdinand Röse gewidmet, in welchem es heißt:

> Du Philosoph, Chroniste und Poete,
> Und was noch sonst — wohin du immer kannst,
> Ich grüß' in dir das Liebe, Alte, Stete,
> Ich grüße dich, Magister Anton Wanst.

Ueber das Wanderleben und das traurige Schicksal dieses seltsamen Menschen berichtet Litzmann in seinem Buche über Geibel.

In diese zweite Kieler Zeit fällt die für Storms dichterische Entwickelung bedeutsame Bekanntschaft mit dem Schwaben Eduard Mörike, seinen Gedichten und seinem Roman ‚Maler Nolten'. Zusammen mit den Brüdern Mommsen, von denen der ältere in einem eigenen Sonett Möriken seine Verehrung gezollt hat, lernte er ihn kennen. Von einem andern seiner damaligen Freunde, Hermann Carstens, einem eifrigen Juristen, erzählt er uns, er habe ihn einmal mit feuchten Augen, unter Heraufbeschwörung seiner vergessenen Notenkenntniß Agnesens Rosenlied sich auf dem Klavier zusammenfingernd gefunden.

Storm fand in den Poesieen des schwäbischen Dichters eine Wahlverwandtschaft, wie er sie bisher noch bei niemandem entdeckt hatte. Mit dieser ‚in trautumschränkter Enge, am Quell der Heimathsagen, fern dem Weltgedränge' erwachsenen Muse mußte eine Natur wie die seine, ‚die auch das Leise rührt', tief sympathisiren. Die ‚Andacht zum Unbedeutenden', die Hingebung an das Einfache und Milde, die Vorliebe für das Einsame und Weltfremde, die Zärtlichkeit für alles Abliegende und Vergessene, die mit leichtem Grauen gemischte Freude am Verschollenen, an allem, was ‚du siècle passé' ist, dazu die stille Tiefe, der sanfte Reiz und innige Seelenausdruck der Gestalten — das sind Merkmale der Mörikeschen Dichtung und auch charakteristische Züge in der Poesie Storms. Die Töne klingen bei diesem fort, wenn jener ‚süßer Wehmuth unersättigt' holde Gespenster der Vergangenheit, die kommen, um lächelnd zu verwirren und halbvergessene Dinge zu sprechen, verlorene Liebe und versunkenes Glück vor sich oder den von ihm erschaffenen Gestalten auftauchen läßt:

Die Wehmuth lehnt an deine Schulter sich
Und wiederholt in deine Seele dir,
Wie lieblich Alles war, und daß es nun
Damit vorbei auf immer sei! — auf immer.

Und das süß traurige Lied erklingt: ‚Rosenzeit! wie schnell vorbei bist du doch gegangen‘.

Im Fenster jenes alt verblich'nen Gartensaals,
Die Harfe, die, vom leisen Windhauch angeregt,
Lang ausgezog'ne Töne traurig wechseln läßt
In ungepflegter Spätherbst=Blumen=Einsamkeit,
Ist schön zu hören einen langen Nachmittag:

wie ein Flehen um Wiedererweckung und Gestaltung glaubt der Dichter von den Dingen der alten Zeit kommen zu hören: ‚Ach, nur einmal noch im Leben!‘ so tönt es von der alten, gesträuchüberhangenen, auf rostigen Angeln schwer sich drehenden Gartenpforte, und er fragt: ‚Sprich, woher, Elegische, hast du das Lied?‘ Auch in der Vorliebe für Sage und Märchen, für den Volksaberglauben, diesen ‚Grenz=nachbar der Poesie‘, stimmen Mörike und Storm zusammen; ebenso zog den jüngeren Dichter die eigene, nicht in ver=worrene Romantik ausartende, sondern immer gesunden Erd=geruch bewahrende Phantastik des älteren an. Auch der schalkhaft humoristische Zug in Mörikes Dichtung hat auf ihn gewirkt, während ihm das jenem mehrfach anhaftende ‚Schulschmäcklein‘ nebst dem antikisirenden Element fernblieb. Was aber vor allem der norddeutsche Dichter als wesens=gleich mit dem süddeutschen empfand, war das Bestreben, die Welt als lieblich befremdendes Geheimniß, als ‚schöne Fabel‘ anzuschauen, ‚aus jedem Fleck der Erde eine Insel zu machen, von der man ungern wieder scheidet‘, und sich die Sehnsucht so ungetrübt und jung als möglich zu bewahren. Schon

damals in der Studentenzeit ist in Storm das Verlangen rege geworden, ‚die besonnten Rebhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfseiten' aufzusuchen, denen Mörike's Lyrik entstammt. Aber erst ein Jahrzehnt später war es ihm vergönnt, diesen Jugendwunsch sich erfüllen zu sehen.

Nicht bloß Poesie und literarische Kritik hat er mit den Mommsen in Kiel getrieben. Auch in der Kneipe haben die drei zusammengesessen, ‚solide oder nicht, so wie es eben fiel'. Das Denkmal, welches sie dieser Zeit gestiftet, ist das ‚Liederbuch dreier Freunde'. Im Jahr 1843 erschienen, fällt es mit dem Ende der Studienzeit unseres Dichters zusammen und bezeichnet so einen Markstein seiner geistigen Entwickelung. Dem Inhalt desselben haben wir nunmehr näherzutreten.

Frei und keck betreten diese jungen Poeten den deutschen Parnaß:

> Es ist uns etwas Übermuth im Leben nachgeblieben,
> Den haben wir fürs Publikum in Versen aufgeschrieben.
> Fürs Handwerk sind sie freilich nicht, noch für die Abgemuckten;
> Dem jungen Volk zu Liebe ist's, daß wir sie alle druckten.
> Fragt ihr in Deutschland nur nicht lang', wo dieser Vers gewachsen!
> Die Veilchen sind dieselben ja in Holstein und in Sachsen.

Sind sie auch Dilettanten und nicht vom Fach, stehen auch ihre Namen in keinem Musenalmanach und haben sie von keinem Genre die Fabrik ins Große getrieben, sind sie auch bei Cotta nicht gedruckt und keiner Clique zugehörig, dennoch treten sie getrost zum poetischen Wettkampf in die Schranken: braucht doch die frisch schwingende Zeit viele Lieder. Dem Philisterthum sind sie abhold: ihre Poesie sucht die Stunde auf, wo die Spießbürger sich zerstreuen. Aber nicht in die Ferne schweifen sie: ihre ganze Kunst ist vielmehr,

‚mit den treuen Gesellen sich am guten Tag zu freuen, zu weinen wiederum mit den Betrübten'. Wohl sollen ihre Lieder noch anders klingen, ‚klingen wie Schwerterklang am Ufer des Skamanders'; doch ist die Zeit noch nicht gekommen. Aber schon spricht zum Dichter prophezeihend der alte Kaiser im Kyffhäuser:

> Die Hähne wittern schon des Morgens Schwingen,
> Wo Holsteins alte Buchenwälder zittern,
> Und wo auf einmal alle Glocken springen
> Und aller Kirchen Fundamente schüttern,
> Denn wiederum beginnt die Zeit von vornen.

Zum ersten Mal taucht hier die ‚schleswig-holsteinische Sache' auf, die so bedeutsam in das Leben Storms eingreifen sollte. Den schleswig-holsteinischen Landsleuten zumeist legen die drei auch ihre Lieder ans Herz; sie wissen, wohin dieselben deuten.

Der Inhalt des Liederbuches ist in drei Bücher zerlegt, von denen das erste die mannigfachsten Stoffe und Motive vereinigt, das zweite wesentlich der Liebeslyrik, das dritte der Gelegenheitspoesie gewidmet ist. Den Antheil der drei Freunde stellt das Inhaltsverzeichniß fest; doch meint Storm:

> Und wie du meine Lieder
> In diesem Buch sollst finden?
> Folg nur dem rothen Faden,
> Der wird sie dir verkünden.

Am wenigsten, mit nur vierzehn Gedichten, betheiligt ist Tycho Mommsen. Deutlich bekunden diese Lieder die Verwandtschaft seines durch die Romantik und Heine beeinflußten dichterischen Empfindens mit demjenigen Storms und seines Bruders. Aber er vermag nicht so in die Tiefe zu dringen und den Reiz der poetischen Stimmung zu erzeugen. Märchenhaft-phantastische Motive sucht er auf, das nächtliche Treiben

des Elfen- und Nixenvolkes belauschend. Romantische Situationen, wie Storm sie später für seine Novellen so stimmungsvoll verwerthet, übernimmt er: der Dichter am offenen Fenster, in die ewigen Sterne blickend, ‚aufgestützet das müde Haupt, die heiße Stirn in die Hände gelegt, saugend in mich den Ambrahauch des zärtlichen Heliotropos‘; der Dichter im blassen Mondlicht einsam durch die Gassen wandelnd, das Bild der Geliebten sich vor die Seele zaubernd, das Herz berauscht von Poesie. An Heines Traumbilder wird man erinnert, wenn eine Gedankenjagd geschildert wird:

Es reiten die bleichen Phantome
Grad her durch die schaurige Nacht,
Und einen vergilbten Zettel
Hat jedes mitgebracht.

Gern läßt er die Jugendzeit, ‚die märchenhaft im Nebeldampfe ruht, wo blätterfrische Lebenskraft durchzitterte das Blut‘, vor sich auftauchen. Mit der Gegenwart hat er nicht viel im Sinn; vergebens hat er gehofft auf

Junges Volk und neue Namen,
Die der Zeit, der flügellahmen,
Brachten einen frischen Hauch,
Die nicht stets im Alten kramen,
Endlich sä'n den neuen Samen.

Auch die Liebe hat ihm nicht Wort gehalten:

Haben auch geplaudert wohl
Heimlich süße Laute,
Was der armen Brust entquoll,
Wenn der Himmel blaute;

Und geliebt im Kämmerlein
Und im Flug geküsset.
Treue, Treue nur allein
Ward allzeit vermisset;

so läßt er denn den Spielmann die alte Melodie geigen: ‚Es ist nichts daraus geworden‘.

Weit individueller prägt sich die dichterische Physiognomie Theodor Mommsens aus, der die meisten Beiträge, einige sechzig, geliefert hat. Er muß damals eine Weile intensiv selbständigem poetischen Schaffen zugewandt gewesen sein. Allerlei Motive wirren in seinem Kopfe. Das All der Dichtung möchte er erfassen:

> Ich sänge gern von Allem, was
> Auf Erden heilig und gemein ist,
> Von dem, was groß zugleich und klein ist,
> Kurz erst vom Nichts, dann von dem Was,
> Erst von dem Ernst, dann von dem Spaß.
> Ich möchte, wie die Altgesellen,
> Auch einmal auf den Kopf mich stellen.

Hatte Heine gesagt, sein Gehirn sei ein Nest von konfiscirlichen Büchern, so fühlt Theodor Mommsen einen ‚ganzen Cancionero von Liedern‘ darin stecken. Aber Bücher und Gelehrsamkeit haben sich zwischen seine poetischen Projekte geschoben; wohl denkt er, wenn der Frühling kommt, der sonnigen Tage, wo er mit den andern frisch die Saiten geschlagen, und alte Träume und Gestalten umwogen ihn:

> Allein den Faden hab' ich längst verloren
> Und schwerlich knüpf' ich je ihn wieder an.
> Und hätt' ich auch dem Publikum geschworen,
> Du willst ja doch nur Stücke, großer Pan!
> Wenn sie uns täuschte, zürnt man nicht Auroren;
> Zürnt nicht dem Dichter, der gar viel begann,
> Wenn vor den Folianten und der Prose
> Nicht jede Knospe sich erschloß zur Rose!

Auch Theodor Mommsen ist durch Heine und Eichendorff beeinflußt, obwohl er sich nunmehr ihrer Einwirkung entzogen zu haben wähnt. In Bezug auf Heine sagt er:

Auch ich war von der Gemeinde
Und trug dein Bandelier;
Einstmals da waren wir Freunde —
Bewahre mich Gott vor dir!

Aber er fühlt gleichwohl seine tiefgehende Einwirkung auf die deutsche Poesie:

Noch schleppt die Zeit den Faden nach, zerbrach sie auch dein Wappen;
Heinrich! mir graut's vor dir noch mehr, als selbst vor deinen Knappen.

Merkwürdig ist die Charakteristik, welche Eichendorffs Dichtung erfährt. Hier scheiden sich Theodor Mommsen und Theodor Storm scharf. Dem einen sind die Klänge der Romantik nie aus dem Ohr gekommen; er webt ihre zerflatternden Fäden weiter und knüpft sie an Leben und Wirklichkeit an. Der andere bricht mit der Romantik, der er als Jüngling sich ergeben; ihre Töne werden ihm unverständlich und erscheinen ihm nichtig; so kann er von Eichendorff sagen:

Wie sind sie ausgestorben,
Menschen und Lieder so schön,
Gestorben und verdorben,
Seit ich sie genauer besehn!

Ich selbst bin drüber erschrocken,
Wie leer es in diesem Buch;
Wie wenn ausklingen die Glocken,
So klingt es Spruch um Spruch.

Und Lust und Langeweile
Berühren sich zumal,
Und es freut sich am Ende die Eule,
Daß sie keine Nachtigall.

Auch der jüngeren Lyrik, die entweder in der Ferne ihr Heil sucht, oder abgestandene romantische Motive immer von Neuem aufwärmt, steht er ablehnend gegenüber:

Arabisch wird die Poesie, arabisch oder tropisch:
Nur hinter seinem Becher Wein verschanzt noch hält sich Kopisch.
Ein echtes Lied verträgt schon was, den Kritikern zum Aerger,
Und besser wird's von Jahr zu Jahr gleich wie Johannisberger;
Doch müßt ihr dann die bunte Welt, nicht malen blau im Blauen,
Nicht mischen im Kaleidoskop die Nachtigalln und Pfauen.
O Mondscheinduft und Lindenglanz, um aus der Haut zu fahren!
Wie seid ihr, Dichter und Gesell'n verblichen mit den Jahren!

Er selbst will sich nicht in der Vergangenheit verlieren; er fühlt, aus der Gegenwart muß der zündende Funke der Dichtung fallen, und das Sausen ihrer mächtigen Flügel soll man auch in seinen Poesieen spüren. Man merkt den Historiker im Hintergrunde, der später auch durch den von ihm übersetzten Carducci den Geist der Geschichte wandeln sieht. Dennoch ist er den einseitig politischen Dichtern abhold, und mahnend ruft er Georg Herwegh zu:

Die Poesie umleuchte die Geschichte
Wie Abendroth die glühende Alpenfirne!
Doch du machst selbst dein Saitenspiel zu nichte,
Seit mit dem Schwerte du darein geschlagen!
Wenn Schwerter klirren, sind es nicht Gedichte.

Seiner Polemik gegen die Romantik entspricht nicht so ganz der Dichter, wie er in den einzelnen Liedern uns entgegentritt. Er kann doch die romantische Empfindungsweise noch nicht verleugnen; er singt:

O laßt den Mond nur scheinen,
Scheinen in meine Brust!
O laßt mich immer weinen
Aus übervoller Lust!

Und dem weltschmerzlichen Ton verfällt er gar, wenn er ausruft:

Zwanzig Jahre sind nicht viel,
Aber tausend lange Wochen
Haben doch in Ernst und Spiel
Meines Lebens Muth gebrochen.

Auch daß er aus der Gegenwart und dem ihn umgebenden Leben seine Motive schöpft, wie in dem rhetorisch langathmigen Gedicht auf den Brand Hamburgs in der Nacht des 8. Mai 1842, läßt sich nicht oft beobachten. Dagegen versenkt er sich mit Vorliebe in die Welt des Märchens. Die alten Lieder und Sagen haben es ihm angethan, und er ladet nun ein zur ‚vollen, ungebahnten Märchenflur‘. Das Reich der Zwerge und Kobolde, der Elfen, Nixen und Irrlichter ist ihm vertraut. Er sieht in der Sankt-Johannisnacht die Geister der alten Germanengötter aus ihren Verstecken hervorlugen; aber Glockenklang und Chorgesang scheucht sie in die Finsterniß zurück. Allerlei Volksaberglauben wird poetisch verwerthet: man darf dem Todten nichts Geschriebenes mitgeben, sonst verlangt er den Schreiber nach; die Todte, die man mit offenen Augen begraben hat, drückt den Geliebten Nachts als Alp. Mit Storm um die Wette singt er lustige Fiedellieder, die jedoch zu den Motiven und dem Apparat der Eichendorffischen Musikantenlieder kaum Neues hinzubringen.

An Storms Empfindungs- und Ausdrucksweise erinnert manches, ohne daß behauptet werden soll, dieser sei der Gebende gewesen. Auch Theodor Mommsen kennt die zwischen Lust und Schmerz schwebende Stimmung; auch bei ihm begegnet die Poesie der tagesmüden Dämmerung:

Schon verrauscht ist Spiel und Scherz,
Hab' mich müd' getrieben,
Und es ist das liebe Herz
Einzig wach geblieben.

Blicke lieb- und traumesschwer
Fühl ich zu mir dringen,
Einen Liebesknoten mehr
Zu den andern schlingen.

Von der Abendsonne beglänzt sieht er sein Heimathsthal und denkt der Jugendzeit. Auch der Student singt seine Lieder: neben dem flotten Burschen, der an voller Kneiptafel die Tollheit hoch leben läßt, erscheint der einsame, von den Freunden verlassene Zecher im Keller.

Zugleich mit der polemischen Tonart bringt Theodor Mommsen ein humoristisch-satirisches Element in das Liederbuch hinein, wie denn auch seine Liebeslieder zum Theil dem heitern, muthwilligen Genre angehören. Die eigene Poesie ironisirt er in der mit derber sprichwörtlicher Wendung beginnenden Vierzeile:

Da läuft mir über die Leber eine Laus, Schatz!
Bedenken Sie, mein werther Storm!
Wir kommen in Wolff's poetischen Hausschatz,
Das Unglück wäre doch enorm.

Zu dem Besten, was er beigesteuert hat, gehören die Ritornelle, deren Reihe Storm mit dem diesem Buche als Motto vorgesetzten Cypressen-Ritornell abgeschlossen hat; einige derselben mögen hier stehen:

Maienglocken!
Ich seh' euch jetzt verlassen blühn im Garten:
Sonst hieltet ihr euch gern zu braunen Locken.

Grüne Myrthe!
Ich liebte Viele — andre Blumen wissen's!
Wird er auch dich noch brechen, der Verirrte?

Blaue Winden!
Wie blühtet ihr in meines Vaters Garten!
Wo werd' ich euresgleichen wiederfinden?

Von Thymiane
Ein Sträußlein liegt in meinem Taschenbuche,
Dran ich den Duft der alten Zeiten ahne.

Die ‚Hamburger literarischen Blätter‘ brachten eine Recension des Liederbuches von Wienbarg, in welcher Theodor Mommsen in erster Linie berücksichtigt ist, während Storm ganz zurücktritt. Als Stimme jener Zeit mag sie in ihrem wesentlichen Inhalt hier stehen:

Interessant gebildete Physiognomieen, die im Wechsel der Züge an die vorzüglichsten Bekanntschaften in der Poesie erinnern, an Brentano, Goethe, Rückert, Uhland, Heine. Die Erinnerung ist meist sehr lebhaft, doch selten unangenehm, weil wirklicher Lebenshauch die angebildete fremde Form beseelt, und diese nicht durch das Starre und Ungelenke todter Nachahmung peinigt. Am meisten Kunstbewußtsein und Goethebildung verräth der auf dem Titel zuerst genannte Dichter. Sein Persönliches hebt sich durch einen ironischen und humoristischen Anflug noch stärker hervor; er dirigirt das Concert, spielt Capriccios, streift am meisten an das Geniale, Kecke, Arrogante oder was so klingt, verliert sich am sorglosesten in die Märchendämmerung, stellt sich am sichersten in den Kreis blindekuhspielender Mädchen, genirt sich am wenigsten, ob der Leser die kleinen Anspielungen in seinen Gedichten versteht oder nicht, gibt wirklich das Eigenste, so daß er auch am meisten die Bewunderung erregt, wie ein Dichter in dem Eigensten doch so uneigen erscheinen kann. So passirt es ihm gar, daß er sich in einem Heineschen Vers gegen Heine erklärt und in einem Gedichte an Georg Herwegh herweght. Politisch ist er nicht und will es auch fürs erste nicht sein, das ist ihm vor Herwegh eigen; allein dieser zwingt ihm, wie schon einmal dem faulen Geibel, etwas von der Kraft und Herbe seines politischen Liedes auf.

Der dritte im Bunde ist Theodor Storm; auf dem Titel steht sein Name zuletzt. Etwa vierzig Gedichte des Liederbuches rühren von ihm her; davon hat etwa die Hälfte Aufnahme in die gesammelten Gedichte gefunden. Wir wissen, Heine und Eichendorff, dann Mörike haben auf sein lyrisches

Empfinden am tiefsten gewirkt. Des letzteren Einfluß macht sich noch nicht geltend. An Heine erinnert dies und jenes: der spanische Romanzenton wird angeschlagen; ein genrehaftes Situationsbild begegnet, das schon in Form und Ausdruck das Vorbild verräth:

Halbschläfrig sitz' ich im Lehnstuhl;
Vor der Thür auf dem Treppenstein
Schwatzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein.

Die Braunen, das sind meine Schwestern,
Die Blond' ist die Liebste mein.
Sie nähen und stricken und sticken,
Als sollte schon Hochzeit sein.

Auch Eichendorffische Töne glaubt man anklingen zu hören. Aber doch schon jetzt ist Storm zu einer gewissen Selbständigkeit in stofflicher wie in sprachlich-formeller Beziehung gelangt. Ein eigener heimathseliger Zug, der schon bei Eichendorff dann und wann neben der romantischen Sehnsucht in die schöne Fremde sich geltend macht, gewinnt bei ihm festere Ausprägung. In der bunten, glänzenden Welt da draußen, wo ‚des Lebens breitere Welle' ihn trägt, läßt ihm doch ‚die Heimath hinter den blauen Bergen im Norden' keine Ruhe. In immer engere Bande schlingt sie ihn ein, und schon sieht er sich an eines eigenen Hauses Schwelle gefesselt, indeß Liebesfäden sich heimlich von Land zu Land spinnen. Namentlich das Lied von dem am Weihnachtsabend heimkehrenden Sohn bringt dies starke Heimathsgefühl zum Ausdruck.

Und ein weiteres charakteristisches Moment der Stormschen Dichtung, mit welchem ein von der Romantik ange-

sponnener Faden fortgeführt wird, tritt schon in diesen Jugendpoesieen hinzu: der Kultus der Vergangenheit, der melancholisch wehmüthige Rückblick in entschwundene schöne Stunden, die dann wohl in Gegensatz zu der öden Gegenwart treten; wie Jugendeindrücke hierfür bestimmend gewesen sind, ist gezeigt worden; Mörikes Dichtung half dann diesen Zug noch verstärken:

Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben —
Wie die verlass'ne Heimath sieht sie aus —
Wohin im Heimweh die Gedanken streben;
Du kennst sie wohl; auch du warst dort zu Haus.
O folge mir, und laß dich heimathwärts
Durch mein Gedicht zu lieben Stunden bringen,
Die alte Zeit mit neu erregten Schwingen
Noch einmal schlagen an dein friedlich Herz!

Dieser schönen Vergangenheit entsteigen zarte Mädchengesichter, lockenumflogen, mit hellen Augen und rothen Lippen, tolle launische Kinder: ‚Junge Liebe, aus eigenem Herzen geboren, nie besessen, dennoch verloren'. Die Reihe der fremdartigen Mädchengestalten, die uns in Storms Dichtungen begegnen, hebt hier im Liederbuch die schöne Jüdin an: in der verlassenen Marktbude, im Wirbelstaub der Gassen sitzt sie, das schlanke Kind des Juden Abraham, das schwarzgelockte Haupt in die weiße Hand gestützt, vertieft in einem alten Buche lesend. In die Dämmerstunde mit ihrer schweigenden Liebesseligkeit versetzt ihn die Erinnerung zurück, und ein Situationsbild voll zarter Stimmung entsteht:

Im Nebenzimmer saßen ich und du;
Der Abendschimmer fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh,
Von rothem Licht war deine Stirn beschienen.

Wir schwiegen Beid' — ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten schwatzten fort —
Du sahst mich an mit deinen Märchenaugen.

Die Dämmerungsstimmung bringt auch mit seiner süß bethörenden, heimlich dringenden Weise ein Lied zum Ausdruck, das zu einer Henseltschen Etüde geschrieben worden:

Laß ruhn die Hände! — Gib dich mir!
Schon Dämmer webet durchs Gemach;
Nur deiner Augen glänzend Licht
Ist über meinem Haupte wach. . .

Unter den Gestalten, um welche die Vergangenheit ihm ein sonniges Licht webt, ist auch das kleine Harfenmädchen, ein süß schwarzäugiges Dirnlein, das er Abends im Schloßgarten seines Vaterstädtchens fröhlich geküßt hat. Sieben Jahre sind seitdem vergangen. Wie anders ist die Kleine geworden. Die einst blühenden Wangen sind bleich, die einst kindlich scheuen, leuchtenden Augen blicken keck umher. Und doch kann er den Blick nicht von ihr wenden: ihm ist, als schaue er tief in vergangene Zeiten hinüber. Der Keim zu einer Gestalt, wie sie die Novelle ‚Immensee' in der Zigeunerin bietet, liegt hier bereits vor; auch an Lenore Beauregard in ‚Auf der Universität' muß man denken. Ueberhaupt klingen Töne, Stimmungen und Motive, die in den Novellen ausgeführt sind, schon mehrfach vordeutend an; keimt doch Storms Novellistik aus der Lyrik hervor. An ‚Immensee' mit seiner sehnsüchtig erinnernden Stimmung mahnen die Verse in dem Gedicht ‚Lebwohl!':

Als noch dein Lächeln ging durch meine Stunden,
Da kam's mir oft: „Wach auf! es ist ein Traum!"
Nicht fassen konnt' ich's — jetzo faß' ich's kaum,
Daß ich erwacht, und daß ein Traum verschwunden.

Lebwohl, lebwohl! es ist ein letztes Wort,
Kein theurer Mund wird mir ein andres geben.
Verweht ist Alles, alle Lust ist fort —
„Die kurze Lieb', ach, war das ganze Leben!"

Mit der Romantik theilt Storm die Vorliebe für das Märchen und für Ausmalung märchenhafter Situationen. In blanken Liederringen will er uns von Reim zu Reim ins Land der Märchen schwingen. Nur der Poet als rechtes Sonntagskind kann Sommernachts Titania mit ihren Elfen tanzen sehen, während sie vor dem Philister entflieht. ‚Traumliebchen' und ‚Tannkönig', wie die spätere Ueberschrift lautet, vertreten im Liederbuch das Genre der märchenhaften Lyrik: Traumliebchen legt sich Nachts zu dem Schläfer und kost mit ihm, bis der Morgen kommt, wo sie fortzieht ‚schwindend wie Mondesschein, singend auf Traumeswogen schelmische Melodein'; Tannkönig hält in seinem Walde ein Mädchen gefangen, das in einem epheuumsponnenen Häuschen verzaubert schläft; im Mondschein tritt er zu ihr und weckt sie zum Elfentanz; aber ihr graut, sie will zurück zu Vater und Mutter, und so verfällt sie wieder dem Zauberschlaf.

Der Kreis seiner lyrischen Motive zieht sich noch weiter; auch das Genre der muthwilligen, in launigen Humor getauchten Liebeslyrik finden wir vertreten: die lachende Liebste mit dem Nelkenstrauß am Busenlatz; das den Freier erwartende Töchterlein; die Philosophie des Kusses.

Wie Storm in seinen Novellen nach strenger Konzentration des Vortrages strebt, so meidet er auch in der Lyrik ein breites Zergehen, ist bemüht, die Stimmung zusammen zu halten und sie auf den kürzesten, prägnantesten Ausdruck zu bringen. Schon im Liederbuch macht sich das geltend. Er liebt hier kleine Stimmungsepigramme, in denen eine

Situation aufblitzt, oder Liebe und Leid des Dichters flüchtig erhellt wird; ihre Art mag das folgende zeigen:

Jetzt stehst du und spielst mit dem Herzchen am Hals,
Rücksinnend vergangene Tage;
Aufleuchtend über dein Antlitz geht
Eine heimlich lächelnde Frage.

Ungedruckt sind die folgenden:

Blumenduft vom Nachbarfenster
Weht der Wind zu mir herein,
Und es scheint ein Gruß der Liebe
Aus der Ferne mir zu sein.

Die Julisonne schien auf ihre Locken,
Da sprang sie fort ins Dunkel der Syringen,
Daß rauschend um sie her die Blüthenflocken
Sich wie zum Kranz um ihre Schläfe hingen.

Schon hier offenbart sich die Kunst des Dichters, weibliche Schönheit in Reiz, in Bewegung zu verwandeln, eine Kunst, die es ihm ermöglicht, Gestalten zu schaffen, die ein fast undefinirbarer Zauber umfremdet.

Töne hat Storm im Liederbuch angeschlagen, die später weiterklingen. Die Grundlagen einer eigenartigen Dichternatur sind da, wenn auch der freie, von Erdenstaub befreite Flügelschlag der Phantasie noch vermißt wird. Nur einige Jahre noch, so sehen wir ihn zu bleibenden lyrischen Schöpfungen gelangen, damit dann aus dem Lyriker der Novellist hervorwachse.

Ist Storm's Lebensaufgabe die Poesie geworden, so sind die beiden Mommsen ihr nicht treu geblieben. Der jüngere, Tycho, scheint über seinen philologischen Arbeiten, über den Präpositionen *σύν* und *μετά* den Zusammenhang mit den dichterischen Versuchen seiner Jugend ganz verloren zu haben; er verleugnet sie, und auf seine Veranlassung hat der

Verleger die noch vorhandenen Exemplare des Liederbuches einstampfen lassen. Die großartigen wissenschaftlichen Leistungen Theodor Mommsens sind bekannt; aber, wenn auch die selbstständige dichterische Produktion bei ihm aufhört, nur ein poetisch anschauender, mit dichterischer Phantasie die Lücken der Tradition ergänzender Mensch konnte gewisse Partieen der römischen Geschichte schreiben. Nach bestandenem Doktor- und Staatsexamen ward er zunächst Lehrer an einer Mädchenschule in Altona, wo er, der exakte Forscher, beschäftigt, das Resultat langjähriger Untersuchungen über römisches Wesen zu ziehen, sich oft sonderbar genug vorgekommen sein mag. Von poetischen Anwandlungen war er einstweilen geheilt, aber mit Storm blieb er in Briefwechsel und Verkehr, der namentlich durch die projektirte gemeinschaftliche Herausgabe einer schleswig-holsteinischen Sagensammlung veranlaßt ward. Auch später ist er in brieflichem Zusammenhang mit dem alten Freunde geblieben. Den ‚Carducci‘ übersendet er ihm mit den Versen:

Zuweilen gedenkt man aus guten Gründen
Nicht ungern alter Jugendsünden.

Und als 1884 Storm in Berlin gewesen, schreibt er ihm nachträglich: ‚Unsere Wege sind sehr auseinandergegangen, seit wir zusammen Kaffee kochten und Reime fingen; aber ich habe doch das Gefühl gehabt, als Sie hier bei uns waren, daß wir beide jene prähistorische Epoche, oder wie Sie sie nennen Ihre erste Periode, nicht missen möchten und daß wir uns doch auch so noch angehören‘.

Mit dem Erscheinen des Liederbuches ging die Studentenzeit unseres Dichters zu Ende. Bald nach bestandenem Examen ließ er sich in seiner Vaterstadt Husum als Advokat nieder. Die väterliche Praxis wird ihm den Uebergang erleichtert haben.

Drittes Buch.

Advokat in Husum.

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Erde steigen.
Das Leben fließet wie ein Traum —
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

r: Musik ist Alles, Alles um mich her!
Thautropfen schlüpfen leis' von Blatt zu Blatt,
Und durch die Gräser streift ein zarter Laut,
Wie Harfensäuseln träumerisch und weich.
Durch jeden Strauch, durch alle Wipfel rieseln
Ungreifbar leise, halberwachte Stimmen,
Und schwinden hin, und tauchen wieder auf.
In tiefem Zauber sind wir rings befangen,
In Liebesträumen schauert die Natur,
Die Zeit steht still —

Sie: O wie du träumst, mein Freund!
Ich fühl' den Nachtwind meine Locken streifen,
Und Rosendüfte schwimmen rasch vorüber;
Die Nachtigall verstummt, die Sterne wandeln,
Der Morgen dämmert — —

Er: O wie schön du bist!
Der Nachtthau hängt in deinen braunen Locken,
Dein Auge leuchtet gleich dem Stern der Nacht!
Wie schön du bist! Kaum wag' ich zu erkennen,
Ist es dein Antlitz, das so lieblich schaut,
Ist es die Seele — Beide sind so gleich,
Daß Eines nur das Spiegelbild des Andern.
So bist du ewig!

Sie: Ewig bin ich dein!

Es sind die Schlußverse einer Scene, die Theodor Storm und seine schöne junge Braut bei festlicher Gelegenheit auf-

geführt haben. Sein ‚Mühmchen‘ war es, Constanze Esmarch aus der kleinen holsteinischen Stadt Segeberg, die er sich zur Lebensgefährtin erwählt und mit der er im Herbst 1847 die Ehe schloß. Ihr väterlicher Großvater hatte zu den Mitgliedern des Göttinger Hainbundes gehört, ohne freilich selbst poetisch thätig zu sein. Nicht bloß von einem ‚ambraduftigen klanghaften Mädchennamen‘ war unser Dichter gefangen genommen worden: eine tiefe Wesensähnlichkeit bestand zwischen ihm und der geliebten Frau. Damals mag ihm gewesen sein, wie er in einer seiner Novellen sich ausdrückt, als habe seine Hand in eine volle Rosenguirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müsse. Die Geschichte seiner Verlobung — wie weit Wahrheit und Dichtung zusammengewoben sind, vermag ich nicht zu sagen — hat er später in der Novelle ‚Unter dem Tannenbaum‘ anmuthig erzählt: die Neujahrsnacht und ein alter Zauberspruch, der den künftigen Gatten soll erscheinen machen, führen die Liebenden zusammen.

Alles stille Glück seiner jungen Liebe und Ehe hat der Dichter damals in seinen Liedern ausgesprochen. Unmittelbar aus der Stimmung heraus, wie alle seine Gedichte, sind sie geboren:

O süßes Nichtsthun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Bergs besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite!
O süßes Nichtsthun, lieblich so gebannt
Zu athmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren. dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimathliche Sterne.

Der geliebten Frau aber, die sich im Herbst beim Fall der gelben Blätter fester an den Gatten schmiegt, ruft er zu:

> O schaudre nicht! Ob auch unmerklich
> Der hellste Sonnenschein verrann —
> Es ist der Sommer nur, der scheidet;
> Was geht denn uns der Sommer an!

In diese Zeit jungen Eheglückes weist auch ein kleines Gedicht von wundervoller Prägnanz; Emil Kuh hat es das schönste Sommerlied unserer Lyrik genannt:

> Klingt im Wind ein Wiegenlied,
> Sonne warm herniedersieht,
> Seine Aehren senkt das Korn,
> Rothe Beere schwillt am Dorn,
> Schwer von Segen ist die Flur —
> Junge Frau, was sinnst du nur?

Ludwig Pietsch, der Frau Constanze gekannt, hat sie schön in dem eigenen stillen Zauber ihres Wesens geschildert:

> Storms Gattin war eine der seltenen und erlesenen weiblichen Naturen, die, an Leib und Seele in idealem Stil geformt, das Gepräge desselben sich mühelos auch in der Berührung mit der Plage und Sorge des gemeinen Tages, mit der Last der häuslichen Pflicht und Arbeit rein und unverwischt durchs Leben zu retten wissen, auch wenn keine äußere Glücksgunst ihnen den Kampf mit dessen Forderungen abnimmt oder erleichtert. Noch in ihren späteren dreißiger Jahren, als Mutter von sechs Kindern, war in ihrer Erscheinung, der reinen breiten Stirn, den großen grauen Augen, dem feinen Munde, der hohen vollen Gestalt und dem herrlichen Klange ihres Alts in Sprache und Gesang, jener Zauber der anscheinend unverlierbaren Jugend, der freien und wahrhaft adeligen Schöne geblieben, über welche die körperlichen Spuren der Jahre, und dessen, was diese in Leid und Mühsal gebracht haben mochten, keine störende Macht üben konnten.

‚Sie war schön‘, sagte mir einmal der Dichter, als er mir ihr Lichtbild zeigte; ‚wenn sie ins Zimmer trat, war

mir immer, als ob es heller würde‘. In mancher seiner Novellen glauben wir Züge von ihr zu erkennen. Namentlich scheint sie, die die Rosen vor allen andern Blumen liebte, in ihrem schönen sicheren Wesen und in ihrer keuschen mädchenhaften Liebe uns aus der kleinen Novelle ‚Späte Rosen‘ entgegenzuschweben:

Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen Klarheit. Es herrschte zwischen diesen beiden Menschen eine gegenseitige fast bräutliche Rücksichtnahme. Wenn sie zum Frühstück frisch gekleidet in den Saal trat, suchten ihre Augen zuerst nach ihm und thaten an die seinen die stille Frage, ob sie ihm so gefalle. Dann verschwand für einen Augenblick die tiefe Falte von seiner Stirn und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde sie erst eben ihm geschenkt. Mitunter, wenn er in seinem Arbeitscabinet am Schreibtische saß, trat sie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem davor liegenden Gartensaal und setzte sich schweigend neben ihn; oder sie war ungesehen hinter seinen Stuhl getreten und legte still die Hand auf seine Schulter, als müsse sie ihn versichern, daß sie in seiner Nähe, daß sie für ihn da sei.

Das Glück der Liebe, das seine Helden so oft entbehren müssen, ist dem Dichter in vollem Maße zu Theil geworden. Wenn in seiner Poesie sich dennoch der Zug der Melancholie und Resignation so stark vordrängt, so scheint derselbe ‚hervorgegangen aus der Angst des Glücklichen, auch den geliebten, unschätzbaren Besitz dem erbarmungslosen Gesetze alles Irdischen erliegen, im unerbittlich reißenden Strome der entfliehenden Tage hinweggeführt zu sehen‘.

Advokat war Theodor Storm in Husum. Ueber die Art und die Ausdehnung seiner juristischen Praxis vermag ich nichts zu sagen. Aber die verschiedenartigsten Menschen wird er kennen gelernt und in verwickelte Verhältnisse des Lebens geblickt haben. Seiner Dichtung ist das vielfach, namentlich

in der späteren Zeit, wo er seine Gestalten kräftiger und muskulöser herausarbeitet, zu Gute gekommen. Auch Situationen der juristischen Praxis hat er in seine Novellen öfters hineinspielen lassen, oder aus dem in seiner Berufsthätigkeit Erlebten direkt seine Erzählung herausgesponnen. Den Dichter am Aktentisch zeigen uns die Verse:

> Da hab' ich den ganzen Tag decretirt;
> Und es hätte mich fast wie so Manchen verführt,
> Ich spürte das kleine dumme Vergnügen,
> Was abzumachen, was fertig zu kriegen.

Einer feinfühligen Poetennatur bereitet der juristische Beruf mannigfache Leiden, wenn sie auch als realistisches Gegengewicht ihr Gutes haben mögen. Aehnlich wie einst Tiecks jung gestorbener Freund Wackenroder, der seinerseits die Brücke zwischen Ideal und Leben nicht zu schlagen wußte und sein durch diesen unversöhnten Gegensatz bedingtes Geschick in dem ‚Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger' selbst dargestellt hat, mag auch Storm manches Mal gedacht haben: ‚Welch eine widrige Aussicht, daß ich meinen kalten Verstand brauchen soll, wo Herzen gegen einander stoßen, einen Vorfall, über den ich, wenn ich ihn auf der Bühne dargestellt sähe, von dem innigsten Mitleid durchdrungen, in Thränen zerflösse, einen solchen Vorfall wie eine Variante einer gemeinen Lesart ansehn und überlegen, ausrechnen soll, ob er in den Zusammenhang paßt oder nicht'. Einen ‚Stoßseufzer' hat er jedenfalls öfters ob der Widerwärtigkeiten seines Berufes gethan:

> Am Weihnachtsonntag kam er zu mir,
> In Jack' und Schurzfell und roch nach Bier,
> Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
> Von Zinsen und von Capital;
> Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
> Hat keinen Festtag im ganzen Jahr.

Neben dem häuslichen Glück und der Dichtung bot die Musik Ersatz, diese Kunst, von der er einmal sagt, sie löse alles Erdenleid in Wohllaut. Storm war die Seele eines kleinen von ihm in Husum gegründeten Gesangvereins, mit welchem er sich auch an gewichtigere Aufgaben, wie den ‚Paulus‘ und die ‚Walpurgisnacht‘ Mendelssohns wagte. Die ‚stille Gewalt der Menschenstimme‘ besaß er selbst in vollkommenem Maße. Ludwig Pietsch erklärt, er habe wenig Männerstimmen gehört, die so als der klingende, unmittelbare Ausdruck einer poesieerfüllten Seele erschienen und wirkten, wie sein Tenor; und ich selbst habe ihn noch vor einem Jahr mit jugendlich leidenschaftlicher Stimme ein Schumannsches Lied singen hören, dem ich mit dem gleichen Entzücken lauschte, wie seinem Vortrage Eichendorffischer Lieder oder der Scheffelschen ‚Dörpertanzweise‘ vom Heini von Steier. In den Abgrund der Schumannschen Lieder ist er am liebsten getaucht; aber auch die Volksweisen suchte er gern auf, mochte es nun das ‚liebe deutsche Lied‘ sein: ‚So viel Stern' am Himmel stehen‘, oder jene Melodie: ‚Ich stand auf hohen Bergen‘, ‚die so räthselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erdacht worden‘, oder eines der italienischen Volkslieder, ‚in denen die Klage um den Glanz der alten Zeit wie ein ruheloser Geist umgeht‘.

In literarischer Beziehung beschäftigte Storm in der ersten Zeit seines Husumer Aufenthaltes ein bereits erwähntes Unternehmen, die Sammlung und Herausgabe der Sagen und Märchen Schleswig-Holsteins. Schon in Kiel, mit Theodor Mommsen zusammen, hatte er diesen Plan gefaßt. Zunächst traten die beiden Freunde mit einer einzelnen Veröffentlichung hervor. Im Jahre 1844 erschien, von Karl Leonhard Biernatzki, damals Rektor der Schule in Friedrichstadt, heraus-

gegeben, der erste Jahrgang eines ‚Volksbuches für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg', das von dem Geist der Pietät gegen die Vergangenheit des Landes und die Art der Vorfahren getragen, manchen bemerkenswerthen Beitrag enthält. Unter den Mitarbeitern des ersten Jahrganges begegnen auch die Namen ‚Th. Woldsen-Storm, Advokat in Husum und Jens Th. Mommsen, Kandidat der Rechte in Altona'. Die beiden bieten plattdeutsche Sprichwörter und Reime in origineller Wahl und Zusammenstellung; den Schluß bildet das berühmte ‚Zur guten Nacht':

Goden Abend, god' Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Neegelken besteeken,
Krup ünner de Deeken.
Will's Gott willn wi uns morgen wedder spreeken!

Folgereich waren die Anfänge einer schleswig-holsteinischen Sagensammlung, die ebenfalls dieser erste Jahrgang brachte. Mommsen und Storm gebührt das Verdienst, in ihrer Heimath auf diese Seite des Volkslebens zuerst hingewiesen und den Sinn dafür geweckt zu haben. In der Hoffnung auf Förderung ihres vaterländischen Unternehmens richten sie an Alle, welche Sagen zu schätzen und mitzutheilen wissen, die Bitte, zu einem Werke beizutragen, das in der Reihe der Sagenbücher der deutschen Provinzen schon zu lange vermißt werde. Mommsens Gedicht ‚Unsre Sagen', das schon im Liederbuch gestanden, wird beigefügt:

Die Sage kehrt zu euch zurück,
Wie klingeln ihre Glöcklein!
Es gilt der Grafen Rantzau Glück,
Den Riß im grauen Röcklein!

Doch seid ihr worden gar zu alt,
So wird sie euch nicht suchen;
Es ist noch Platz genug im Wald
Unter den alten Buchen.

Die Probe selbst, welche sie geben, enthält Sagen von König Abel und der schwarzen Greth, Geschlechtersagen von den Grafen Rantzau und Schack, Sagen von den ‚Unnerceerschen', von im See versunkenen Glocken und einiges Andere. Bemerkenswerth ist noch, was zur Charakteristik der heimischen Sagen sowie über die die beiden Sammler leitenden Principien in dem Vorworte gesagt wird:

Die Mährenzeit ist vorbei, aber die Mährchen sind noch übrig; wir haben uns entschlossen, diese zu sammeln. Unser Zweck ist weder ein historischer, noch ein poetischer; obwohl die Sage die Elemente der Geschichte in sich aufnimmt und Poesie in sich trägt für Den, der sie zu finden weiß, ist sie doch selbst weder Geschichte noch Gedicht, sondern ein Erzeugniß des Volkslebens und ein Theil davon. Darum wollen wir sie sammeln; es ist Zeit, die einzelnen Geschichten zu haschen und festzuhalten, die wie die Blätter der Sibylle in unserm Lande hin und her fliegen. Eigenthümlich sind sie, und doch auch, gerade durch ihren provinziellen Charakter, wieder ganz Deutsch. Vornämlich die unheimliche Nordsee ist es, die tiefe Spuren in der Sage hinterlassen hat. Wie sich der Nebel fast nothwendig auf den weiten flachen Strand senkt, so füllt sich auch die Phantasie diese Strecken unwillkührlich mit Geistern und Gespenstern an, deren Gewalt die unendlichen Räume beherrscht, wo Meer und Land in einander übergeht. Solche Gestalten sind der Geist der Bröddehoogs in der Sylter Sage, der auf dem Grabe seiner Kinder und seiner Schätze sitzt und auf seinen Goldeiern brütet; der Dränger in einer Eiderstedter, der über den Deich gebannt ist, und nun mit übermenschlicher Gewalt wieder hineindrängt, aber nur alle sieben Jahre einen Hahnentritt weiter kommt; der Waterpedder (Wassertreter), ein feuriges Gespenst, das unten am Deiche Allen den Weg vertritt von Mitternacht bis Morgenschein, und Roß und Reiter zum Tode ermüdet. — Das historische Element scheint in unsern Sagen nicht überwiegend zu seyn; doch ist die Königin Margarethe — die

schwarze Greth genannt — und König Abel der Brudermörder mit seiner wilden Jagd noch in gutem Andenken. Kein geringer Theil unsrer Sammlung wird den alten adlichen Geschlechtern angehören; gern knüpfen die Erzählungen sich an ihre Schlösser an, ja diese selbst in ihrer wunderlichen Bauart scheinen kaum durch gewöhnliche Kunst entstanden zu seyn . . . Vor Allem aber sind es die freien Bauern, Schleswig-Holsteins Stolz und Stärke, welche unsre Mährchen gemacht haben. Ihre ehrliche Moral ist es, der die Sagen von den Tänzerinnen, die des Tanzens kein Maaß wußten, die von der unbrüderlichen Erbtheilung, die von der Verachtung des Brodtes ihre Entstehung verdanken.

Für die Wiedergabe der Sagen haben sie sich möglichste Schlichtheit zum Princip gemacht: die schmuckloseste Darstellung sei für die Auffassung eines Zweiges des innern Volkslebens die beste, und die Ansicht, eine Sage werde erst durch novellistische Gestaltung oder gar durch Versificirung präsentabel, verderbe die Volkssagen, ohne Gedichte zu schaffen, und verstoße gegen die dem Nachlasse unserer Vorfahren schuldige Pietät. Es ist ein Nachhall dieser Worte, wenn in ‚Immensee‘ von Reinhardt gesagt wird, ihn habe, als er die Märchen aufgeschrieben, die er Elisabeth erzählt, oft die Lust angewandelt, etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten, aber immer nicht, unwissend weshalb, habe er dazu gelangen können. Daß Storm neben Märchen und Sage damals auch das Volkslied studirt hat, bezeugt gleichfalls die Gestalt des Volkslieder sammelnden Reinhardt und jenes Gespräch über das Volkslied, in welchem die romantische Ansicht von seiner geheimnißvoll-unergründlichen Entstehung vertreten wird:

„Wer hat doch aber die schönen Lieder gemacht?“ fragte Elisabeth.
„Ei“, sagte Erich, „das hört man den Dingern schon an; Schneidergesellen und Friseure, und derlei luftiges Gesindel“.

Reinhardt sagte: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Thun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten".

Und weiterhin:

„Das sind Urtöne, sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer sie gefunden hat".

Gleichzeitig mit Mommsen und Storm hatte Karl Müllenhoff in Ditmarschen zu sammeln begonnen und stand eben im Begriff, eine schleswig-holsteinische Sagensammlung öffentlich anzuregen, als jene ihm zuvorkamen. Bei gegenseitiger Bereitwilligkeit ward leicht eine Verbindung zu gemeinsamer Thätigkeit geschlossen und eine neue Aufforderung in alle Theile des Landes, wo immer man nur auf Theilnahme rechnen zu dürfen glaubte, versandt. Der Zeitpunkt war glücklich gewählt, und reichliche Mittheilungen flossen. Die Sichtung des gesammelten Schatzes fiel dann Müllenhoff allein zu, da Mommsen, der mit königlicher Reiseunterstützung nach Italien ging, und darauf, nicht ohne vorangegangene Spannung mit dem so oft verletzenden Müllenhoff, auch Storm sich von der ferneren Theilnahme an der begonnenen Arbeit trennten. In ausgezeichneter Weise hat dann jener das Unternehmen zu Ende geführt; schon im Jahre 1845 konnte das 600 Seiten starke Buch erscheinen: ‚Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg'. Längst ist die erste Auflage vergriffen. Zu einer zweiten von Müllenhoff vorbereiteten hat der Tod es nicht kommen lassen. Auch aus der beabsichtigten ‚Sammlung der Sitten und Gebräuche der Herzogthümer' ist nichts geworden.

Was Storm betrifft, so blieb er einstweilen Mitarbeiter des Volksbuches. Der Jahrgang 1846 brachte von ihm, unter dem später für die größeren Märchen noch einmal verwendeten Titel ‚Geschichten aus der Tonne‘, drei kleine ‚Stücke aus der Mauskiste‘: das Märchen von den drei Spinnfrauen — in ‚Immensee‘ will Reinhardt es Elisabeth erzählen — mit der sich steigernden Dreigliedrigkeit, wie sie das Volksmärchen liebt, und die döntjenhaften Geschichten von den beiden klatschenden Nachbarinnen, die ‚sick wat to gude dohn‘, und von den furchtsamen Dieben, die das Gähnen einer alten Frau in die Flucht jagt. Auch ein plattdeutsches ‚Döntje‘ theilt er mit, das hier stehen mag, um eine Vorstellung von dieser dem niederdeutschen Volksleben eigenthümlichen Art der anekdotenhaften Geschichte zu geben:

De eene Naawersch besöcht de anner und seggt: Wat rückt dat hier so schmusig bi Jüm? „Ja“, seggt de anner, „wi hem ok slacht“. Wat hem Jüm denn slacht? „En Hön!“ Gott bewaar uns! wo willn Jüm mit all dat Fleesch hen? „Ja, unser Dochter schall Hochtied geben“. Wem schall se denn hem? „De lütje Peter Mortens sin Sön ut Snorhoi“. Het he wat tom Besten? „Ja woll: een Ko und een Swien und een stuuffsteerte [mit stumpfem Schwanz] Hön und drittehalv Mark int Geld und anderthalv Ael in de Büren“ [Ellen Bettzeug]. Gott bewaar uns! wat kummt de Deern gut to Brod!

Es ist dieselbe beschränkt-zufriedene Lebensanschauung, die auch in dem Sprichwort: ‚Ick und du — und du un ick — un Nabersjung — sünd dat nich mal väel?‘ Ausdruck gewinnt.

Was sonst von ihm an poetischen Beiträgen in Vers und Prosa in diesem und den folgenden Jahrgängen des Volksbuches veröffentlicht wurde, ist fast Alles in das kleine Büchlein ‚Sommergeschichten und Lieder‘ übergegangen, mit dem Storm zuerst als für sich dastehende dichterische In-

dividualität vor ein größeres Publikum trat. Biernatzki hatte ihm den Mangel an guter poetischer Prosa geklagt, und so schrieb Storm denn für den Jahrgang 1848 die Skizze ‚Marthe und ihre Uhr‘, für 1849 ‚Im Saal‘, für 1850 ‚Immensee‘. In diesem letzten Jahre erschien in Berlin im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von Alexander Duncker Paul Heyse's ‚Jungbrunnen. Neue Märchen von einem fahrenden Schüler‘. Das Buch kam Storm in die Hände; die Ausstattung gefiel ihm; auch das märchenhaft-phantastische Titelbild zog ihn an. So ward er veranlaßt, sich betreffs Herausgabe eines seine bisherigen Poesien vereinigenden Büchleins an den Duncker'schen Verlag zu wenden, und im folgenden Jahre (1851) erschienen denn auch schon die ‚Sommer-Geschichten und Lieder‘. Frau Constanzen, ihr, in deren beglückendem Besitz er die Klänge seiner Dichtung gefunden und die ihm die Muse seines poetischen Schaffens gewesen, ist das Büchlein mit seinem sonnigen Titel gewidmet:

> Sommergeschichten habe ich auf den Titel geschrieben; um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen“ schreiben müssen. Lieber aber als eine Classification habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und, weil sie Dir gewidmet sind, so heißen sie „Sommergeschichten“, nach der schönen, an unserer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres, die Du, wenn sie fern ist, so sehr ersehnst, wenn sie da ist, so voll zu genießen weißt; — die Dir, was immer unter den Menschen geschehen möge, auch dieses Jahr, und, wolle Gott! noch viele Jahre Deine geliebten Rosen bringen wird! Husum, den 5. Mai 1850.

Es gilt, dem Inhalt des Büchleins näher zu treten; handelt es sich doch um die Grundtöne seiner Poesie, die uns nunmehr in aller Deutlichkeit entgegenklingen. Jetzt hat der Lyriker die rechten vollen Akkorde gefunden, die Kunst erreicht, was er leidet und was ihn erfreut, zu unmittelbar wirkendem,

allgemeingültigem Ausdruck zu erheben. Gehen wir die Motive durch. Wie schon im Liederbuch setzt er auch hier wieder dem romantischen Zuge in die Ferne die Heimathseligkeit als stärkeres Gefühl entgegen. Dem Leben aber Inhalt und Schönheit verleiht die Liebe; sie ist ihm Leben:

> Wer je gelebt in Liebesarmen,
> Der kann im Leben nie verarmen.

Eine starke und doch keusche Sinnlichkeit lebt in seinen Liebesliedern. Er weiß, daß Liebe der scheuesten der Frauen gleicht und sich schämt, ihr eigen Antlitz zu schauen; aber am Abend, wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet, ersteht das Reich der zärtlichen Gedanken:

> In Sehnen halb und halb in Bangen,
> Am Ende rinnt die Schale voll;
> Die holde Scham ist nur empfangen,
> Daß sie in Liebe sterben soll.

Von der frechen Welt scheidet ihn und die Geliebte die heilige Nacht, und wenn der Liebe rückhaltloser Strahl aus ihrem Auge und ihrer Stimme lieber Laut ihn trifft, dann schläft ihm alles Leid ein:

> Und wie leise sich der Schmerz
> Well' um Welle schlafen leget,
> Wie der letzte Schlag sich reget,
> Füllest du mein ganzes Herz.

Lockend winkt dann der stille Knabe zu seinem Strande, und sanft trägt sie des Schlummers Welle hinüber. Ein Schönheit wieder in Reiz wandelndes Bild erhalten wir von der geliebten Frau, wenn er sie das zierliche Füßchen

behende in den Schuh setzen und von der Stirn der Träume blasse Spur abschütteln läßt.

Es entspricht dem wehmüthigen oder tragischen Ausgang so vieler seiner Novellen, wenn Storm auch aus dem eigenen Liebesglück den Blick zu dem stillen Lande des Todes hinüberrichtet. Glück und Vergänglichkeit sind bei ihm keine Gegensätze, sondern sie vermählen sich zu jenem eigenen zwiespältigen Gefühl, das er wie kein Anderer zu erzeugen weiß. In allem Glück der Gegenwart fühlt er doch, wie das Leben rinnt, und er fragt die Geliebte, ob sie stark genug sei, an einem Todten jungfräulich zu hangen. Ehe aber sein Stern untergeht, soll sie noch einmal des vollsten Lebens Schauer durch seine Brust wehen lassen und ihm aus dem Zauberkelch der Jugend den letzten goldenen Trunk einschenken. So flicht er in den Kranz seines Liebesglückes ein dunkles Cypressenblatt. Eigen steht auch neben den liebesseligen Liedern die aus drei Gedichten sich zusammensetzende Liebestragödie ‚Weiße Rosen'; die Phantasie erschafft sich aus den angedeuteten Situationen die Frauengestalt:

Du bissest dir die Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen,
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.

Entfärben ließt du dein blondes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du hast es gewollt, weil meine Hand
Liebkosend darauf gelegen.

Du stehst am Heerd in Flammen und Rauch,
Daß die zarten Hände dir sprangen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge daran gehangen.

Wir werden noch später bei seinen Novellen zu beobachten haben, mit wie eigener Poesie Storm ein Sterbebett umgibt. Kein Beingerippe mit Stundenglas und Hippe ist ihm der Tod, sondern ein Genius, der stille Bote des Herrn, der die ausgestreckte Hand des Sterbenden ergreift und seine Seele hinwegführt. Nicht schaudernd wendet der Dichter sich von ihm ab, sondern er blickt ihm ruhig in sein ernstes, unerbittliches Antlitz. Hat er doch selbst ‚im Zeichen des Todes' gestanden:

Ich fühle tief, du gönnetest nicht Allen
Dein Angesicht; sie schauen dich ja nur,
Wenn sie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Loos erfüllend gleich der Creatur.

Mich aber laß unirren Augs erblicken,
Wie sie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beschicken,
Unkundig deiner stillen Majestät.

Ist auch der Tod mit seinem dunklen Auge an ihm vorübergegangen, so hat er ihm doch aus der Mitte der Familie eine hinweggenommen, die Schwester; im Jahre 1847 starb sie im Wochenbett. An ihr Sterbelager läßt der Dichter uns treten und fängt ihre letzten Worte auf:

„Sorg' für das Kind — ich sterbe, süßer Mann".
Dann halbverständlich noch: „Nun will ich schlafen".

Und dann nichts mehr; — du wurdest nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Athem Gottes wehte durchs Gemach,
Dein Kind schrie auf, und dann warst du hinüber;

nicht ertragen aber kann er es, daß so wie sonst die Sonne lacht und der Abend die Familie vereint:

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit gespenstisch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Und noch an ein anderes Sterbelager werden wir geführt; auch einen Freund hat der Tod ihm damals genommen. Ergreifend wirkt der Gegensatz zwischen dem Sterbezimmer, wo ein Fieberkranker auf heißem Pfühl die Uhr in der weißen Hand hält und sie fragt, ob er noch lebe, wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht habe, und zwischen dem draußen erwachenden Frühlingstag, wo Pfingstglocken das Brautfest einläuten und singende Bursche hineinziehen in die blühende klingende Welt. Oefters hat Storm so den Menschen und die Natur kontrastirt; man denke nur an den thränenlos-traurigen Ausgang von ‚Immensee‘.

Wenn unser Dichter sich in den Becher seines Glückes selbst einen Tropfen Wermuth zu gießen scheint, indem er an den möglichen Verlust denkt, so ist das doch weit entfernt von weltschmerzlichem Pessimismus. Wie er mit allen Fasern seines Herzens am Leben hängt, die Gegenwart zu genießen und von der Zukunft zu hoffen versteht, das zeigt das herrliche ‚Oktoberlied‘, eines der schönsten Gedichte, welches die deutsche Sprache überhaupt besitzt. An einen ‚wackren Freund‘ ergeht seine Mahnung. Aber mit dem ‚wackren Freund‘ identificirt sich der Leser, und mit dem Dichter zusammen schlägt er die Brücke von dem grauen Oktober- zum blauen Frühlingstag. Eine ‚unverwüstliche‘ Lebensfreudigkeit spricht aus diesem Liede. Sie hält in dem Wesen des Dichters der melancholisch erinnerungssüchtigen Stimmung das Gegengewicht und läßt ihn alle Schatten verscheuchen:

Ein Grab schon weiset manche Stelle,
Und Manches liegt in Traum und Duft;
Nun sprudle, frische Lebensquelle,
Und rausche über Grab und Kluft!

Die Hauptmotive seiner Lyrik sind bezeichnet. Nur eine Seite derselben charakterisiren die Verse, die er einmal Liedern als Begleitung mitgegeben hat:

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu scheu um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entstehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Rosen aus verwelkten Blüthen,
Thränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.

Ein in den ‚Sommergeschichten' noch vereinzeltes Gedichtmotiv ist die Ironisirung der gesellschaftlichen Lüge:

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzinniglich.

Ein allerliebstes humoristisches Genrebild in reimlosen fünffüßigen Jamben ist das Gedicht von den ‚weißen, schwarzgeschwänzten Maienkätzchen'. Mörike schrieb an Storm, daß er es mehrfach vorgelesen habe:

„Von Wem ist das?" frug ich unlängst einen Freund. „Nu", sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstünde, „von dir!" Die Zuversichtlichkeit des schmeichelhaften Urtheils hat mich natürlich nicht wenig gaudirt.

Ein gespenstisches Mondscheinbild gibt das in freien Reimversen gehaltene Gedicht ‚Sturmnacht': wenn der zitternde Mondenstrahl über Urgroßmutters Tische und Bänke,

Schatullen und Schränke wandelt, wenn der Wind die Fledermäuse, die kleinen Gespenster, klitschend gegen die rasselnden Fenster schmeißt, da werden die alten Möbel lebendig:

Da müht sich der Lehnstuhl die Arme zu recken,
Den Rococofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen,
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen;
Der Eichschrank unter dem kleinen Troß
Steht da ein finsterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den schweren Bann.

‚Schneewittchen‘ ist eine ganze Märchenscene, deren nippesartiger Diminutivstil an Rückerts derartig gehaltene Gedichte erinnert. Eine fremdartige Frauengestalt, wie die schöne Jüdin im Liederbuch, ist die in den Norden verschlagene Spanierin mit den heimverlangenden Augen und dem Antlitz, auf welchem noch Granadas Mondenschimmer liegt. Nur selten spürt man leichte Reminiscenzen. So weist das Gedicht ‚Ständchen‘:

Weiße Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Guitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

auf die Romantik hin; mit Brentanos schönem Liede aus ‚Godwi‘:

Hör', es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen,
Golden weh'n die Töne nieder;
Stille, stille, laß uns lauschen!

hat es Rhythmus und Reimstellung gemein. Schön variirt wird in dem Gedicht ‚Loose‘ das Heinesche ‚Es ist eine alte

Geschichte'; in anderer Wendung zeigt die Novelle ‚Immensee', wenn man die erste Fassung hinzunimmt, das Motiv.

Der Lyrik hat sich nunmehr die Novellistik zugesellt. Aber nicht sofort mit der ausgeführten Novelle setzt Storm ein, sondern er geht vom Stimmungsbilde aus. Was er im Eingange einer seiner Dichtungen über die poetischen Versuche des Helden bemerkt, gilt vielleicht zum Theil von seinen eigenen Anfängen:

Es war ein altes Buch, eine Art Album; aber lang und schmal wie ein Gebetbuch, mit groben gelben Blättern. Er hatte es während seiner Schülerzeit in einer kleinen Stadt vom Buchbinder anfertigen lassen, und später überall mit sich umhergeschleppt. Verse und Lebensannalen wechselten mit einander, wie sie durch äußere oder innere Veranlassung entstanden waren. In den letztern pflegte er sich selbst als dritte Person aufzuführen; vielleicht um bei gewissenhafter Schilderung das Ich nicht zu verletzen; vielleicht — so schien es mir — weil er das Bedürfniß hatte, durch seine Phantasie die Lücken des Erlebnisses auszufüllen. Es waren meistens unbedeutende Geschichtchen oder eigentlich gar keine; ein Gang durch die Mondnacht, eine Mittagsstunde in dem Garten seiner Eltern waren oftmals der ganze Inhalt.

Freilich die erste seiner Prosadichtungen ‚Marthe und ihre Uhr' (1847) ist keine Er-, sondern eine Ich-Geschichte, auch kein Gang durch die Mondnacht oder eine Mittagsstunde im Garten, sondern ein intimes kleinbürgerliches Situations- und Stimmungsbild. Es tritt als eine Erinnerung aus seinen letzten Schuljahren auf. Er selbst hat bei der alten Marthe zur Miethe gewohnt und ihre Güte und Freundlichkeit erfahren. Früh hat sie gelernt, zu entsagen, aber doch ist sie nicht hart geworden. Noch immer freut sie sich über die ersten Schneeglöckchen und Märzblumen, die ihr die Kinder ihrer Schwester bringen, und wenn die Sonne warm in die Fensterscheiben scheint, die Nelken auf dem Fensterbrett duften und draußen die Schwalben singend

durch den Himmel schießen, da muß sie fröhlich sein. Einsame Tage lebt sie in ihrem stillen Stübchen dahin. Aber sie selbst fühlt sich nicht einsam, denn mit ihr lebt die Erinnerung. Ist es doch das Zimmer, wo sie als Kind gespielt, wo sie später ihren Eltern die Augen zugedrückt hat. Die alten Möbel um sie herum sind ihre stummen, aber vertrauten Freunde, an die sie Theilchen ihrer Seele ausgeborgt hat und die so die Fähigkeit gewonnen haben, sich mit ihr zu unterhalten:

Ihr Spinnrad, ihr braungeschnitzter Lehnstuhl waren gar sonderbare Dinge, die oft die eigenthümlichsten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodischen Wanduhr, welche ihr verstorbener Vater vor über funfzig Jahren, auch damals schon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amsterdam gekauft hatte.

Die alte Uhr hat ihren eigenen Kopf. Ihr Schlag ist ungleich, bald hart und eindringlich, bald leise und fast unhörbar. Sie weiß von Allem, hat Alles mit erlebt und erinnert Marthe an Alles, an ihre Leiden und ihre kleinen Freuden. So sitzt sie auch am Weihnachtsabend allein, mit ihren Gedanken der Vergangenheit zugewandt. Sie sieht sich als Kind, wie sie mit den Eltern und Geschwistern das Christfest gefeiert. Dann aber taucht ein anderer Weihnachtsabend in ihrer Erinnerung auf, wo sie die kalte Hand der todten Mutter in der ihren gehalten. Und zu dem Allen pickt die alte Uhr ihren seltsamen Schlag.

Auch in der Skizze ‚Im Saal‘ (1848) sind es vergangene Zeiten, in welche uns der Dichter blicken läßt. Aber die, vor der die Vergangenheit auftaucht, die Großmutter, ist nicht allein, und auf ihrer Jugend liegt heller Sonnenschein. Sie kennen sich alle, die da zur Taufe der Urenkelin in dem Familiensaal versammelt sind:

Die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Aeltesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmuthigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen.

Die Großmutter weiß noch, wie der Saal gebaut wurde; er hat seine Geschichte, ebenso wie die alte Uhr der Marthe. In dem kleinen Ziergarten, der einst hier gewesen, hat sie sich als Kind getummelt. An einem Sommertage hat der Großvater die kleine Barbara mit den klaren goldenen Locken geschaukelt, hoch in die Lindenzweige hinauf, daß der Fritsch aus den Spalieren flog und die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten, und diesen Sommertag hat sie dann nimmer vergessen können. Und eines Tages ist er wieder dagewesen, der Sommertag und der Großvater, und da hat es ein Brautpaar gegeben. Wie an ihre sonnige Jugend, so denkt sie aber auch an den Tag, wo die Leiche ihres Mannes hier im Saal gestanden. Wie ein lebloses Bild sitzt sie da: ‚Ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war‘. Es ist ein rechtes Familienbild, die Großmutter mit ihrem alten, lieben Gesicht, Kindern und Kindeskindern erzählend von vergangenen Zeiten.

Ein seltsames Motiv hat Storm in ‚Posthuma‘ (1849) behandelt; wie Kirchhofsstimmung weht es uns daraus entgegen. Eine Todte streckt ihre Arme nach dem Lebenden aus und scheint ihn sich nachziehen zu wollen. Die, die er im Leben nicht geliebt, nur begehrt hat, und die er schonte, nicht aus Erbarmen oder weil er es als Sünde empfunden, sie ohne Liebe sein zu nennen, sondern unter der unsichtbar

wehrenden Hand des Todes, sie muß er, nun sie gestorben und seine Begierde erloschen, immer lieben. Zwei Situationen nach einander schafft sich der Dichter, in denen die Erinnerung stimmungsvoll aufsteigen kann: Im dämmerigen, nur vom wandelnden Monde erhellten Zimmer sitzt, einen Kranz weißer Moosrosen in der Hand, ein junger Mann. Seine Gedanken gehen den Weg zum Kirchhof und mit zwingender Gewalt zieht es ihn selbst dorthin. An das schwarze Kreuz, unter dem die Geliebte ruht und über das er den Rosenkranz gehängt, lehnt er den Kopf:

Die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüthen, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfangen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten. Ein blasses Gesichtchen drängte sich an seins; zwei kinderblaue Augen sahen in die seinen.

Die eigenthümlich erinnerungssüchtige Stimmung, die Wollust schmerzvoller Sehnsucht nach einem begrabenen Glück, von der Storm mit Vorliebe und in immer neuen Variationen den Ausgang in seinen Novellen nimmt, erscheint in ‚Posthuma' in besonders intensiver Stärke.

Die Erinnerungsgeschichte, die Resignationsnovelle sehen wir sich bilden. Menschen wie die alte Marthe, denen das Leben wenig Freude beschert, das Glück kaum einen spärlichen Blick gegönnt hat, stille entsagungsvolle Naturen, die sich mit kargen Freuden bescheiden, hat der Dichter noch des öfteren gezeichnet. Gern läßt er seine Helden von der Höhe einsamen Alters auf die sonnenbeschienenen Thäler ihrer Jugend zurückblicken. Das einst ersehnte Glück ist nicht erreicht, aber unabweisbar steigt es aus der Vergangenheit empor; es ist ihnen, ‚als stehe ihre Jugend in unendlicher Ferne hinter ihnen und strecke mit schmerzlicher Geberde die Arme nach ihnen aus',

bis dann auch vor ihr inneres Auge wie in dunkler Schrift das Wort des Meisters Cyprianus tritt: ‚Rückwärts zu leben ist auch durch Gottes Hülfe nicht vergönnt‘. Auch in Storms Lyrik begegnet der alte beim Mondesdämmer der Erinnerung hingegebene Mann; in der von grünem Gerank umsponnenen Herberge am Wege sucht er Rast beim Weine:

> Und endlich schaut der Mond herein
> Von draußen durch die dunklen Zweige;
> Es wird so still; der alte Mann
> Schlürft träumerisch die letzte Neige.
>
> Und bei des bleichen Sternes Schein
> Gedenkt er ferner Sommertage,
> Nur halb ein lauschend Ohr geneigt,
> Ob Jemand klopf' und nach ihm frage.

Zu unseres Dichters Lieblingsversen gehört die Strophe eines Bodenstedtischen Liedes:

> Und steigen auch in der Jahre Lauf,
> Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
> Erinnerungen gleich Sternen auf,
> Sie zeigen nur, daß es Nacht ist.

Haben die drei besprochenen Dichtungen einen nur geringen Umfang — etwa als Erinnerungsskizzen kann man sie bezeichnen —, so hat Storm sich in ‚Immensee‘ den Typus der ausgeführten Erinnerungsnovelle geschaffen, die, indem sie Lücken und Pausen eintreten läßt, über größere Zeiträume hinwegführt, und indem sie eine Reihe hervorstechender Situationen wie Bilder aneinander reiht, die Möglichkeit gewährt, ein ganzes Menschenschicksal zu überblicken. ‚Immensee‘ hat den Ruhm Storms begründet. In achtundzwanzig Auflagen ist es verbreitet, noch heute seine gelesenste Dichtung. Wie in ‚Posthuma‘ wird auch hier erst die Erinnerungssituation

geschaffen. Wir folgen dem im Abendsonnendufte eines Spätherbstnachmittages daherschreitenden alten Manne in sein hohes Giebelhaus, über die Diele, durch den Pesel, die Treppe hinauf in sein stilles Arbeitszimmer. Dämmerung beginnt das Gemach zu erfüllen. Dann fällt ein Mondstrahl durch das Fenster auf die Gemälde an der Wand; ihm folgen die Augen des Alten:

Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem schwarzem Rahmen. „Elisabeth!“ sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt; er war in seiner Jugend.

An seiner Seele zieht Bild für Bild vorüber, und diese Bilder hält der Dichter fest und erklärt sie. Keine zusammenhängende Geschichte ist es, sondern nur lose aneinander gefügte Scenen, die der einsame Alte mit geistigem Auge schaut und die er, wie sie ihm vom Zauberglanz der Erinnerung umstrahlt erscheinen, gleichsam auf die vom Mondlicht erhellte Wand reflektirt. In dieser eigenen Beleuchtung ziehen nun auch an uns die Bilder vorüber. Nicht in der harten, bestimmten Deutlichkeit der Gegenwart schauen wir sie, sondern wie dissolving views gleiten sie durch unsere Seele; den Vergleich mit Nebelbildern, die vor dem inneren Auge sich erhellen und wieder verblassen, hat Storm selbst einmal gebraucht. Etwas wie eine physiologische Begründung aber gibt er für dies erinnernde Hellsehen in seiner letzten Novelle ‚Ein Doppelgänger‘, wo der Dichter selbst, wie schon früher oft, der Rückblickende ist: ‚In halbvisionärem Zustande — seit meiner Jugend haftete desgleichen an mir — hatte ich ein Menschenleben an mir vorübergehen sehen‘.

Vergegenwärtigen wir uns die Bilderreihe von ‚Immensee‘. Erst das Kinderidyll: Reinhardt und Elisabeth, die zusammen ein Haus aus Rasenstücken erbauen, sich Märchen

erzählen, von Indien schwatzen und sich ausmalen, wie es sein wird, wenn sie Mann und Frau sind. Dann die Märchenscene im Walde, wie die beiden irre gehend erst auf einen freien Platz gelangen, wo blaue Falter zwischen den einsamen Waldblumen flattern, dann auf eine Lichtung, wo Himbeerbüsche und Hülsendorn stehen und ein starker Geruch von Haidekräutern die Luft erfüllt:

Elisabeth setzte sich unter eine überhängende Buche und lauschte aufmerksam nach allen Seiten; Reinhardt saß einige Schritte davon auf einem Baumstumpf und sah schweigend nach ihr hinüber. Die Sonne stand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine, goldglänzende stahlblaue Fliegen standen flügelschwingend in der Luft; rings um sie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreischen der andern Waldvögel.

Hier zuerst läßt Storm die Stimmung sich zum Liede verdichten. Das Lied wächst aus der Situation hervor, während das spätere ‚Meine Mutter hat's gewollt' dieselbe wie unbewußt blitzartig erhellt. All die kleinen Züge der vorangegangenen Scene werden zu einem Märchenbilde vereinigt, aus dem uns unter den niederhängenden Zweigen des schweigenden Waldes, in Thymian sitzend, von Duft und Sonnenschein umwoben, die Waldeskönigin mit ihren goldenen Augen anblickt. Es folgt die Studentenscene im Rathskeller mit den Gestalten des Geigenspielers und des Zittermädchens, wieder lyrisch abgeschlossen durch das leidenschaftliche Lied der Zigeunerin, mit der die Sinnlichkeit in die Novelle hineinblickt. Dann der einsame Weihnachtsabend mit seinem unerbittlichen Heimweh; auch hier versuchen ein paar Verse, die Stimmung lyrisch zu fixiren. Nur angedeutet sind die Bilder der Heimkehr und der gemeinschaftlichen botanischen Wanderungen. Jetzt tritt die Gestalt Erichs, des lieben,

verständigen jungen Mannes, der seinem braunen Ueberrock ähnlich sieht, beunruhigend im Hintergrunde hervor. Dieser praktische, immer ein Bischen weiter strebende Erich wird dann dem mit Blumen und Volksliedern sich beschäftigenden Idealisten Reinhardt gegenübergestellt. Ein Stimmungsbild ist wieder die Scene, wie Reinhardt und Elisabeth bei sonniger Nachmittagsstille ihre Pflanzen ordnen, während nebenan der Mutter Spinnrad schnurrt, und wie sie ihm die Erika zum Andenken in sein Liederbuch legt. Der Abschied, dem das erlösende Wort fehlt, schließt die erste Bilderreihe ab. Wir überspringen mehrere Jahre. Nur ein karger Brief füllt die Lücke zwischen Abschied und Wiedersehen aus, ein Brief, aus dem wir erfahren, daß Elisabeth einem Andern, Erich, das Jawort gegeben hat. Wir folgen dann Reinhardt auf der Wanderung nach Gut Immensee, wo Erich und Elisabeth wohnen:

Auf einer Terrasse vor der Gartenthür saß eine weiße, mädchenhafte Frauengestalt. Sie stand auf und ging den Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb sie wie angewurzelt stehen und starrte den Fremden unbeweglich an. Er streckte ihr lächelnd die Hand entgegen.

„Reinhardt!" rief sie, „Reinhardt! Mein Gott, Du bist es! — Wir haben uns lange nicht gesehen".

„Lange nicht", sagte er, und konnte nichts weiter sagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, stand sie vor ihm, dieselbe leichte zärtliche Gestalt, der er vor Jahren in seiner Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte.

Ein Zufall zuerst, ein Gedicht, das Reinhardt vorliest, rührt die begrabene Liebe auf und zeigt ihnen die Situation in erschreckender Klarheit. Ein wunderbar aus der Tiefe frauenhaften Empfindens heraufgeholter Ton, verstärkt noch durch die Volksliedartigkeit des Ausdrucks, beseelt das Lied:



Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Das Lied hat etwas Schicksalsmäßiges und endet mit ergreifend tragischer Gewalt:

Für all' mein' Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Über die braune Haid!

Und nun taucht, was hinter den blauen Bergen ihrer Jugend liegt, beängstigend vor den beiden auf. Hat der Dichter in dem Liede wie in einem ins Typische erhobenen Abbilde die Situation erscheinen lassen, so macht er Reinhardts nächtliches Schwimmen nach der Wasserlilie zu einem Symbol der ganzen Geschichte. Und noch ein weiteres Mittel hat er, um die Situation eigen stimmungsvoll zu beleuchten. Er läßt vergangene Scenen neu erstehen und bringt dadurch den Gegensatz zwischen dem schönen Einst und dem so ganz anderen Jetzt eindringlich zum Bewußtsein. So stehen sich Reinhardt und Elisabeth wieder in Waldeseinsamkeit einander gegenüber, wie einst beim Erdbeerensuchen. Und da blüht auch die Erika: Reinhardt hat zu Hause ein altes Buch mit Liedern und Reimen; zwischen den Blättern liegt auch eine Erika, aber es ist nur eine verwelkte. Was Worte ihm nicht gestanden, verräth ihm die blasse Hand: er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen. Und wie vergangene Situationen, so tauchen auch

vergessene Gestalten wieder auf. Schattenhaft und fast visionär steht die Zigeunerin mit den verstörten schönen Zügen und den verirrten Augen plötzlich vor ihm, und vor seinen Ohren braust ihm das Lied, das ein Mädchenmund ihm einst in Leidenschaft gesungen. Und nun gilt es scheiden für immer: ‚Was sonst in Ehren stünde, nun ist es worden Sünde'. Es gilt das letzte Wort und den letzten Blick:

„Du kommst nicht wieder", sagte sie endlich. „Ich weiß es, lüge nicht; Du kommst nie wieder".

„Nie", sagte er. Sie ließ die Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thür zu; dann wandte er sich noch einmal. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit todten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam ab und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte, die Thauperlen, die in den Spinngeweben hingen, blitzten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; er wanderte rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große weite Welt.

Der Mond scheint nicht mehr ins Fenster. Es ist dunkel geworden. Die Bilderreihe ist geschlossen. Nur einsam auf dunklem Gewässer, unerreichbar in weiter Ferne sehen die Augen des Alten zwischen breiten Blättern eine weiße Wasserlilie schwimmen. Wie Reinhardt ein Leben ohne Liebe ertragen hat, sagt uns der Dichter nicht. Ein quälendes Gefühl bleibt im Leser zurück, wenn auch sich lösend in eine wehmüthig melancholische Stimmung. Fast gram wird er diesem Resignationsmenschen, der die erlösende That ebensowenig wie das erlösende Wort finden kann.

Nicht, ohne daß das Leben ihm Anregung geboten, hat Storm ‚Immensee' geschaffen. Eines Tages — ich weiß das aus dem Munde des Dichters selbst — befand er sich in einer Gesellschaft, wo man eine junge Dame erwartete,

die aber nicht erschien; es wurde dann erzählt, ein älterer reicher, als nüchtern geschäftsmäßig charakterisirter Mann habe um sie angehalten, und sei diese Verlobung ein Werk der Mutter. Unter der Anregung dieses Vorfalls entstand am nächsten Tage das Lied: ‚Meine Mutter hat's gewollt'. Ob er erst von diesem Liede aus das Motiv zur Novelle gefunden, oder dieselbe schon vorher begonnen, weiß der Dichter nicht mehr genau. Auf einer Reminiscenz aus der Studentenzeit beruht das Schwimmen nach der Wasserlilie: bei einem Bade in einem Havelsee war Storm in das Gestrick der Wasserpflanzen gerathen.

Schon Erich Schmidt hat auf die verschiedene Fassung der Novelle, wie sie in Biernatzkis Volksbuch steht und wie sie die ‚Sommergeschichten und Lieder' bieten, aufmerksam gemacht. Storm unterzog sie vor dem Neudruck einer bessernden Durchsicht. Vorher holte er das Urtheil Tycho Mommsens ein. Seine ‚Randkritik' bewahrt der Dichter in einem Hefte, welches die Aufschrift trägt:

Immensee. Der erste Druck nebst der Umarbeitung für die „Sommergeschichten und Lieder".

Seines Freundes absprechendes Urtheil drücken die beiden Glossen am Anfang und Schluß aus: ‚Lebende Bilder, todte Kunst'; ‚Die Katze, die der Jäger schoß, macht nie der Koch zum Hasen'. Mit dem Worte ‚Lebende Bilder' hat er Richtiges getroffen; aber, was er als ‚todte Kunst' bezeichnet, lebt heute noch. Unter Tycho Mommsens sonstigen kritischen Randstrichen ist bemerkenswerth, daß schon er mit den Worten ‚Da haben wir des Pudels Kern, eitel Prosa!' den dann auch von Storm gestrichenen Passus beanstandet hat, in welchem Reinhardts ferneres Leben nach dem Abschied von Elisabeth bis zu dem Augenblick, wo er im mondumwandelten Zimmer die Bilder

der Vergangenheit an sich vorüberziehen läßt, überblickt wird. Storm läßt ihn hier, nachdem er ein Amt gefunden und sich damit in den Gang des täglichen Lebens eingereiht, nachdem die Gewöhnlichkeit die frische Herbigkeit seines Gefühls abgenutzt oder doch eingeschläfert, eine freundliche, wirthschaftliche Frau nehmen, nur zuweilen gestört von aufsteigenden Erinnerungsschatten; er läßt sein Kind, ehe es jährig geworden, nach langer Ehe auch seine sanfte, stille Frau sterben, dann nach Aufgabe seines Amtes ihn in das nördlichste deutsche Land ziehen, hier in einer kleinen Stadt sich das älteste Haus kaufen und nun in dämmeriger Abendstunde die entfernteste Vergangenheit und die Jugendgeliebte sich vor die Seele zaubern. Künstlerische Gründe, schon die Technik der Erinnerungsnovelle fordern gebieterisch den Fortfall dieses aus der Stimmung herausfallenden und sie störenden Abschnittes.

Auch sonst hat Storm mehrfache Aenderungen, Zusätze wie Streichungen, eintreten lassen. Im Ausdruck ist hier und da gebessert. Die Ueberschriften sind in der neuen Version hinzugekommen; ebenso einzelne kleine die Stimmung hebende Züge. Offenbar schwebt eine süddeutsche Gegend als Lokal vor; noch in der jetzigen Fassung weisen die Weinhügel, die ‚Starken', ein ‚gelt' darauf hin, während das Waldgebirge und die Felsen getilgt sind. Zu breit Ausgeführtes hat der Dichter beschnitten. Die Erinnerung an den heimathlichen Weihnachtsabend, von der Reinhardt plötzlich auf der einsamen Straße überfallen wird, ist fortgefallen; die Erinnerung in der Erinnerung sollte vermieden werden. Das Gespräch über das Volkslied ward ursprünglich durch eine venezianische Reiseerinnerung eingeleitet. Die Scene im Rathskeller ist in der ersten Version gröber gehalten, entwickelt sich weitläufiger und burschikoser, mit Rundgesang, Schlägerklirren und Kartenspiel;

man spürt die Nähe der Kieler Studentenzeit. Noch nicht aber singt das Zigeunermädchen ihr gluthvolles Lied vom Genießen und Sterben. Eines Tages im November ist Storm in regnerischem Schlackerwetter von Husum nach Tondern in Geschäften gefahren und unterwegs sind die Verse entstanden, die er dann im eiskalten Zimmer des Wirthshauses niederschrieb.

Im Jahre 1852 erschien die erste Sonderausgabe von „Immensee", in demselben Jahre die erste separate Gedichtsammlung; eine schon früher beabsichtigte war, nicht zum Schaden, unterblieben. „Immensee" hat dann Auflage um Auflage erlebt. Die fünfte, 1857 erschienene enthält Illustrationen von Storms Freunde, Ludwig Pietsch, die sich schön in die Eigenart des Dichters versenken, nur daß sie theilweise etwas blaß gehalten sind; auch ein farbiges, nach Angabe des Dichters entworfenes Titelbild von Riesstahl ist beigegeben, Gut Immensee von dem Standpunkt aus darstellend, von welchem Reinhardt es bei seiner Ankunft erblickt.

Bald 40 Jahre sind seit dieser Erstlingsnovelle dahingegangen. Von der Höhe des Alters blickt heute der Dichter auf sein Jugendwerk zurück; was er empfindet, sagen uns die Verse:

> Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
> Das dort zu Haus auf unsren Haiden stand,
> Jahr aus und ein, von welchem Keiner wußte,
> Und das ich später nirgends wieder fand.

Reichere Klänge hat er später gefunden, lebensvollere Gestalten geschaffen, tiefer in seelische Zustände und Entwickelungen blicken lassen. Aber die leise vibrirenden Töne, welche in „Immensee", weckend die Empfindungen von Erdenleid und dem ungestillten Verlangen nach Erdenlust, an unser Ohr dringen, klingen fort und fort durch seine Dichtungen.

Neben der schon erwähnten Märchenscene in Versen ‚Schneewittchen‘ enthalten die ‚Sommergeschichten‘ auch ein in Prosa abgefaßtes Kindermärchen: ‚Der kleine Häwelmann‘ (1849).

Mein Häwelmann, mein Bursche klein,
Du bist des Hauses Sonnenschein;
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen:

diesem seinem strampelnden Kinde, wenn es nicht einschlafen wollte, mag der Vater die Geschichte erzählt haben: wie der kleine Häwelmann in seinem Rollenbett unter Begleitung des guten alten Mondes eine nächtliche Spazierfahrt macht, durch die Straßen der Stadt, in den Wald, über die Haide, bis ans Ende der Welt und endlich in den Himmel hinein; wie dann der alte Mond, dem er quer über die Nase fährt, nicht weiter auf sein ungebärdiges ‚mehr, mehr!‘ und ‚leuchte, alter Mond, leuchte‘ hört, sondern seine Laterne auspustet und endlich die Sonne ihn mitten ins große Wasser wirft:

Und dann? — Ja, und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können.

Man sieht die großen Kinderaugen und den ganzen kleinen aufhorchenden Mann, der, nachdem er diese Geschichte nachdenklich erwogen, spielmüde einschläft.

Im November 1850 schickte Theodor Storm sein junges Büchlein an den, dem er sich unter allen deutschen Poeten am wahlverwandtesten fühlte, an Mörike und schrieb ihm ‚von seinen norddeutschen Freunden und seiner dauernden Liebe zu seiner Dichtung.‘ Die Antwort ließ lange auf sich warten. Erst am 26. Mai 1853 traf sie, zugleich mit Uebersendung des eben erschienenen ‚Hutzelmännleins‘, ein und machte ihm diesen Frühlingstag zu einem der schönsten seines Lebens. Mörikes

Worte gehören zu den ersten anerkennenden Stimmen; sie zeigen, daß ein Dichter den Dichter erkannt hat:

Ich fühle eine reine, echt dichterische Luft darin verbreitet. Die Innigkeit und Liebe, womit Sie nicht verschmähen, die einfachsten Verhältnisse und Situationen in feiner edler Zeichnung darzustellen, Ihre Neigung zum Stillleben, thut gegenüber dem verwürzten Wuste der Modeliteratur außerordentlich wohl. Der alte Gartensaal, der Marthe Stube und sofort sind mir wie alt vertraute Orte, nach denen man sich manche Stunde sehnen kann. Überall ist Charakter und ungeschminkte Schönheit. Nur hier und da — in der Erzählung Immensee — mag man vielleicht etwas mehr individuelle Bestimmtheit wünschen. Höchst angenehm frappirt hat mich die große Ähnlichkeit Ihres Nordens mit unserer süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise.

Reine, echt dichterische Luft, feine, edle Zeichnung, Charakter und ungeschminkte Schönheit — damit hat Mörike Worte gesprochen, die jeder anerkennen muß. Wenn er aber mehr individuelle Bestimmtheit wünscht, so hat er einen Mangel berührt, den wir in der weiteren Entwickelung Storms mehr und mehr sich aufheben sehen werden. Einstweilen liebt er noch die weichen Umrisse, das traumhafte Ueberschleiern der Gestalten und Situationen. Dem Harten, Gewaltsamen geht er aus dem Wege. Nicht läßt er in vergeblichem Widerstande seine Helden gegen das Schicksal ankämpfen, sondern er legt ihnen stilles Entsagen auf. Nicht die Tragik einer Schuld, wie wir sie im Drama finden, stellt er uns vor Augen, sondern die Tragik einer vor der That zurückscheuenden Schwäche, und lieber, als den Konflikt durch eine Katastrophe zu lösen, läßt er ihn in wehmüthig resignirende Stimmung verklingen.

Viertes Buch.

Für Schleswig-Holstein.

Der Eine fragt: was kommt danach?
Der Andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Im Jahre 1830 hatte der Landvogt der Insel Sylt Uwe Jens Lornsen die kleine Schrift erscheinen lassen: ‚Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein', in welcher er, gegenüber den auf Grund einer Jahrhunderte langen Personalunion der Herzogthümer und Dänemarks immer einseitiger geltend gemachten dänischen Interessen, energisch auf die ursprüngliche Selbständigkeit des Landes hinwies und eine neue Verfassungsordnung für dasselbe forderte. Aber damals fehlte noch die entrüstete Stimme des Volkes; die Zeit der Erhebung gegen den dänischen Druck war noch nicht gekommen. Lornsen sah sich allein dem Zorn König Friedrichs VI. preisgegeben. Ein Märtyrer der schleswig-holsteinischen Sache, unvermögend die Verbannung aus der Heimath zu ertragen, hat er am 13. Februar 1838 in den Fluthen des Genfer Sees selbst den Tod gesucht.

Im folgenden Jahr, am 3. Dezember 1839, starb König Friedrich VI. kinderlos. Ihm folgte sein Vetter Christian VIII. Da dessen Sohn, der spätere Friedrich VII., kinderlos von seiner Frau geschieden lebte und auch bei dem weiter zur Nachfolge berechtigten Prinzen Friedrich Ferdinand Hoffnung auf Nachkommenschaft nicht vorhanden war, so stand ein Erlöschen des königlichen Mannsstammes des oldenburgischen Hauses bevor. Nach dem in Dänemark geltenden Königsgesetz

fiel dann die Krone den weiblichen Verwandten des letzten Königs zu. In den Herzogthümern aber, wo die agnatische Erbfolgeordnung gegenüber der kognatischen galt, war, sobald jener Fall eintrat, das Haus Augustenburg erbberechtigt. Somit hatte rechtlich nach dem muthmaßlichen Aussterben des königlichen Mannsstammes die Lösung der Personalunion zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein zu erfolgen. Aber in Dänemark war man nicht gewillt, diese Erbfolgeordnung anzuerkennen und die Herzogthümer fahren zu lassen. Christians VIII. Bestreben war es vielmehr, sie zur dänischen Provinz zu machen, jedenfalls das Herzogthum Schleswig dem Königreiche zu inkorporiren. Eine planmäßige Danisirung begann. Auf der Roeskilder Ständeversammlung ward 1844 der Versuch gemacht, die rechtliche Ausnahmestellung der Herzogthümer definitiv zu beseitigen und die Ungetheiltheit der dänischen Monarchie zu fixiren. Jetzt begann es in Schleswig-Holstein zu gähren. Das Bewußtsein seines guten Rechtes erwachte im Volke, und sein ursprünglicher Freiheitssinn empörte sich gegen die so lange ruhig ertragene, nunmehr aber als dauernde Fessel drohende dänische Unterdrückung. Eine Adresse an den König betonte den Satz: Die Herzogthümer Schleswig und Holstein sind selbständige, festverbundene Staaten. Damals, im Jahre 1844, entstand das ‚Schleswig-Holsteinlied', in welchem der alte Wahlspruch des Landes ‚Op ewig ungedeelt' umschrieben wird:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland! . .

Theures Land, du Doppel-Eiche
 Unter Einer Krone Dach,
Stehe fest, und nimmer weiche,
 Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Aber drüben gab man nicht nach. Am 8. Juli 1846 sandte Christian VIII. einen ‚offenen Brief‘ in die Welt, in welchem an der Auffassung von der Integrität der dänischen Gesammtmonarchie als durchaus zu Recht bestehend festgehalten ward. Eine Entrüstung, die ihren Widerhall im ganzen Deutschland fand, war die Antwort. Emanuel Geibels ‚Protestlied‘ flog durch die Herzen:

Es hat der Fürst vom Inselreich
Uns einen Brief gesendet;
Der hat uns jach auf einen Streich
Die Herzen umgewendet,
Wir rufen Nein, und aber Nein
Zu solchem Einverleiben,
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Der Dänenkönig versuchte nun zu begütigen, aber daneben intriguirte er bei den europäischen Höfen weiter, und die dänischen Uebergriffe wurden immer unerträglicher.

Mitten in diesen der Lösung harrenden Wirren, am 20. Januar 1848, starb plötzlich Christian VIII. Sein Sohn, der gutmüthige, wenig befähigte Friedrich VII., bestieg den Thron. Er übernahm von seinem Vater den schon ausgearbeiteten Plan einer ‚Gesammtstaatsverfassung‘. Aber die Zeit und die allgemeine Stimmung drängten zu Thaten.

Die französische Februarrevolution schlug auch nach Schleswig-Holstein ihre Wellen und half den Unwillen über das dänische Joch verstärken. Und als dann einer nach Kopenhagen entsandten Deputation die Antwort zu Theil ward, der König wolle dem Herzogthum Holstein eine selbständige Verfassung gewähren, müsse aber auf einer untrennbaren Einverleibung Schleswigs bestehen, da konstituirte sich in der Nacht vom 23. auf den 24. März zu Kiel eine ‚provisorische Regierung', die sich an Stelle des durch die dänische Volksbewegung unfrei gewordenen Königs die Wahrung der Rechte des Landes und des angestammten Herzogs zur Aufgabe machte. Rendsburg ward durch einen Handstreich besetzt; alle eingeborenen Truppen gingen über; Freischaren und Bürgerwehren bildeten sich aller Orten.

In Deutschland ward die Erhebung der Herzogthümer als legitimer Kampf anerkannt. Der deutsche Bundestag beschloß ihren Schutz und beauftragte Preußen mit der Ausführung. Inzwischen war die kleine und ungeordnete schleswig-holsteinische Armee am 9. April von den Dänen bei Bau geschlagen worden. Aber am 29. April erfochten die vereinigten Preußen und Schleswig-Holsteiner am Dannewerk einen Sieg. Bald lähmte jedoch die für Dänemark eintretende russische Diplomatie die preußisch-deutsche Kriegsführung. Am 26. August 1848 ward zwischen Preußen und Dänemark zu Malmoe ein Waffenstillstand auf sieben Monate, und nachdem der Krieg noch ein Mal wieder aufgenommen worden, am 10. Juli 1849 zu Berlin ein neuer Waffenstillstand abgeschlossen.

Am 2. Juli 1850 erfolgte dann der Friede, der die Herzogthümer den Dänen preisgab. Preußen, bisher befreundet und als Beschützer auftretend, nahm jetzt eine fast feindselige

Haltung an. Schleswig-Holstein war auf eigene Kraft gestellt. Wollte es nicht ohne weiteres sein gutes Recht fahren lassen und das dänische Joch auf sich nehmen, so mußte es allein den Kampf gegen die Uebermacht wagen. Und nun spielt es sich vor unsern Augen ab, wie ein kleines Volk, voll bitteren Hasses gegen den knechtenden Unterdrücker, muthig eintritt für seine Freiheit. Der Ausgang ist ein tragischer: das Volk verliert und muß den Fuß des übermüthigen Siegers weiter in seinem Nacken fühlen.

Bereits im April 1850 hatte der preußische General v. Bonin das Oberkommando über die schleswig-holsteinische Armee niedergelegt. An seine Stelle trat der vorher ebenfalls preußische Generallieutenant v. Willisen. Er ist, ohne es zu wollen, Schleswig-Holsteins böser Engel geworden. Ein tüchtiger Theoretiker, aber kein Mann der That, inkonsequent und energielos, launenhaft und in seinen Entschlüssen durch Andere bestimmbar, hat er unter zahllosen Mißgriffen den Kampf geleitet. Während das Heil allein in einer entschiedenen Offensive lag, und er hätte losschlagen müssen um jeden Preis, zauderte er und versuchte sogar Unterhandlungen mit dem dänischen Obergeneral anzuknüpfen, der ihn seinerseits, da ihm die Schleswig-Holsteiner als Insurgenten galten, völlig ignorirte.

Dann kam die denkwürdige Schlacht bei Idstedt am 25. Juli. Mit Heldenmuth ward gefochten. Die Schlacht war gewonnen, die Dänen gaben sie verloren, eine völlige Vernichtung der feindlichen Armee wäre möglich gewesen: und dennoch, während die Truppen des Sieges sich bewußt waren, gab Willisen in unbegreiflichem Unverstande die Schlacht auf und ordnete den Rückzug an. Klaus Groth dichtete:

Uns twintig Bataillonen
Bi Idsted, wat en Heer!
Kanonen un Schwadronen!
Uns egen Lüd un Peer!

Dat weer de Herr Willisen,
Dat weer de General,
Weer awers nich vun Isen,
Un ok keen Mann vun Stahl.

Wi harrn se seker kregen,
Se dwungen stumm un dumm;
Do blas' dat langs de Regen:
Torügg, Kamrad, kehr um!

Weer dat en Tid tum Blasen?
Umkehrt, as bi en Jagd?
Gung't denn op Reh un Hasen,
Weer't nich en bittre Slacht?

Harrn wi nich stan as Palen?
Nich wadt in Sweet un Blot?
Un Mennig schreeg in Qualen,
Un Mennig leeg der dot!

Die Armee war nicht entmuthigt, und die Scharte wäre auszuwetzen gewesen. Nun aber folgt der tragische Theil des Kampfes, der mit Wuth und Trauer zugleich die Herzen erfüllte. Ein Bild unglaublicher Unfähigkeit und gänzlicher Planlosigkeit gewährt er. Mußte schon der Angriff auf die stark befestigte dänische Stellung bei Missunde am 12. September fehlschlagen, so kam der Angriff auf Friedrichstadt fast einem Verbrechen gleich. Gänzlich nutzlos ward hier das Blut schleswig-holsteinischer Männer und Jünglinge geopfert, und in den Sümpfen und Gräben vor der Festung ertranken beim nächtlichen Sturm die Leute wie die Ratten. Nunmehr

war alles Zutrauen zum Führer geschwunden. Ein Zug der Ermattung und der Apathie ging durch die Armee, die an ihr Glück und ihren Stern nicht mehr glaubte. Am 8. Dezember trat General von der Horst an Willisens Stelle. Noch einmal leuchtete ein leises Hoffen auf. Aber um die Freiheit des Landes zu retten, war es zu spät. Ein österreichischer und ein preußischer Kommissär kamen, im Namen des deutschen Bundes sofortige Einstellung der Feindseligkeiten, Rückzug der Armee hinter die Eider, Reducirung derselben auf ein Dritteil und Auflösung der Landesversammlung verlangend, im Weigerungsfalle mit Bundesexekution drohend. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1851 ward in der zu Kiel tagenden Landesversammlung der Antrag auf unbedingte Unterwerfung angenommen. Damit war das einstweilige Schicksal Schleswig-Holsteins besiegelt. Schweigend ergab man sich darein, als nun die Armee aufgelöst, die Festungen und alles Kriegsmaterial den Dänen überliefert und Schleswigs Inkorporirung durchgeführt ward. In zahllosen Verbannungen, Einkerkerungen, Absetzungen, Vermögenskonfiskationen, in Willkürlichkeiten und Uebergriffen aller Art machte sich das dänische Regiment geltend und gelangte die Rache an dem überwundenen Empörer zum Ausdruck.

Was man damals, als die deutschen Truppen das Land räumten und man sich nun auf Gnade und Ungnade den Dänen preisgegeben sah, empfunden hat, wie man in hoffnungsloser Resignation sich stumm gebeugt, das sagt uns schön ein Lied Klaus Groths:

Dat treckt so trurig aewer de Elf,
In Tritt un Schritt so swar — —
De Swalw de wannert, de Hatbar treckt — —
Se kamt wedder to tokum Jahr.

Ade, ade du dütsches Heer!
„Ade, ade, du Holstenmeer!
Ade, op Hoffen un Wiederkehr!“
Wi truert alleen ant Meer.

De Storch kumt wedder, de Swalw de singt
So fröhlich as all tovaer — —
Wann kumt de dütsche Adler un bringt
Di wedder, du dütsche Ehr?

Wak op, du Floth, wak op du Meer!
Wak op, du Dunner un weck de Eer! — —
Wi sitt op Haepen un Wedderkehr —
Wi truert alleen ant Meer.

Jetzt kam die Zeit, wo der Schleswig-Holsteiner nicht an sein Land denken konnte, ‚ohne daß ihm das Haar grau wurde‘, und wo der Deutsche schamroth nach dem verlassenen, schweigend duldenden Bruderstamm hinüberblickte, die Zeit, von der Emanuel Geibel klagt:

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht . . .

Ach, da's um Treu und Muth bei uns geschehen,
Da neigt' ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
Fragt nach, bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
Da liegt sie eingescharrt! Die Winde gehen
Mit Pfeifen drüberhin. Wann wird sie auferstehen!

Und Theodor Storm — wie hat er das Leid seiner Heimath getragen? Eine Reihe von Liedern, die das Schönste sind, was in Anlaß der schleswig-holsteinischen Erhebung und Niederlage gedichtet worden ist, gibt uns Kunde von den

Empfindungen, die ihn damals bewegten. Er theilt die allgemeine hoffnungsfreudige Stimmung, wenn er, beim Osterglockenläuten in goldener Sonnenfülle auf dem Meeresdeiche stehend, dem Frühlingswind, der klingend durch die Luft geht, zuruft:

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimatherde!

Als dann Idstedt geschlagen und das Verhängniß über Schleswig-Holstein hereingebrochen, da dichtet er das herrlich mannhafte Lied:

Und schauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Heerd und Heimath bettelnd gehen, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehen! . .

Aber auch jetzt vermag in seinem Herzen die trübe Gegenwart die Hoffnung auf eine schönere Zukunft nicht zu tilgen; er weiß es, daß ‚kommen wird das frische Werde, das auch bei uns die Nacht besiegt, der Tag, wo diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt‘, daß noch einmal der Klang von Frühlingsungewittern sich erheben und es dann wirklich Frühling und hoher, heller, goldener Tag werden wird. Zum Trost hat er sich das ersonnen ‚in dieser Zeit der schweren Noth, in dieser Blüthezeit der Schufte, in dieser Zeit von Salz und Brod‘, und Heil bietet er allen denen, die den Tag der Freiheit erleben werden, Heil auch dem Dichter, der dann ‚aus

dem offnen Schacht des Lebens den Edelstein der Dichtung hebt'. Ein Wehe freilich und eine Schande wird es ewig sein, daß Söhne der Heimath Helfer des Feindes gewesen:

Nicht viele sind's und leicht zu kennen —
O haltet ein! Ihr dürft sie nicht
In Mitleid, noch in Zorne nennen,
Nicht in Geschichte, noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermuthstropfen
In den bekränzten deutschen Wein.

Verwandte und Freunde des Dichters standen mit in den Reihen der Kämpfer für Schleswig-Holsteins Freiheit. Bis nach Husum drang von Friedrichstadt her der Donner der Kanonen, und vom Deiche aus konnte man die Bomben fliegen sehen. Schauerlich war es, wie dann Nachts die Wagen mit Verwundeten und Todten durch die Gassen zogen. Die Kränze, die man zu festlichem Empfange für die Sieger gewunden, galt es nun, still auf die Gräber der Todten zu legen:

Und sollte dieser heiße Lebensstreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande;

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimath nicht;
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Aber die Hoffnung lebt stark und unvergänglich im Herzen des Dichters. Wir kennen sein Oktoberlied:

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Als die Dänen am 1. Januar 1851 auf dem Kirchhof zu Husum ein Monument errichten, mit der Inschrift: ‚Den bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern, geweiht von Husums Einwohnern', da schreibt er die Verse nieder:

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

Ueber die trübe Verworrenheit der Zeit konnte dem Dichter wohl das Glück des eigenen Hauses hinweghelfen, und er spricht es einmal aus:

Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten scheucht der Kindermund;
Ich seh der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.

Aber auch dies Glück wankte ihm. Da er seine Abneigung gegen das dänische Regiment nicht verhohlen hatte, war ihm die beim Thronwechsel erforderliche Bestätigung seiner Advokatur versagt worden. Seiner Bestallung ledig, stand er vor der Wahl: sich fügen oder die Heimath verlassen. Gern wäre er geblieben, ‚wenn er nur ein Stück Brot und jenes unentbehrliche „sanfte Ruhekissen" des alten Sprichworts sich hätte erhalten können'. So war er keinen Augenblick zweifelhaft, daß er gehen müsse. Er wandte sich nach Berlin mit dem Gesuch um Anstellung im preußischen Justizdienst. Zuerst Weihnachten

1852 war er selbst in dieser Angelegenheit in Berlin, die fremde Stadt sorgenvoll durchschreitend, der Kinder und der Heimath denkend; bei einem zweiten Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt erhielt er die Zusicherung einer Anstellung im Justizdienst mit Freistellung der Wahl des Gerichtes, an welchem er zunächst arbeiten wolle. Im November 1853 war alles zur Uebersiedelung nach Potsdam, wo er zum Assessor am Kreisgericht ernannt worden war, geordnet. Es galt, zu scheiden von der Heimath, an der sein ganzes Herz hing, unwissend, auf wie lange, unwissend, ob nicht für immer. Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann er sagen, wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt; um diesen Preis sich in der Heimath das Brot zu kaufen, vermag er nicht. Zu eindringlich mahnen die in Schmerz verstummten Klagen seines Volkes und die stillen tief in Unkraut stehenden Gräber. Noch einmal blickt er mit seinen Knaben in das weite Land hinaus, hört das Rauschen des Meeres und den Schrei der Möven. Ist auch auf der heimathlichen Erde jetzt Raum nur für Fremde und, was den Fremden dient:

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuern Boden stand,
Hör mich! — denn alles Andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsschlag durch dein Leben gehn!

Nicht bloß in seinen Liedern hat Storm seiner tiefen Beziehung zur schleswig-holsteinischen Sache Ausdruck gegeben; auch eine damals entstandene novellistische Arbeit zeigt den Hintergrund der gleichen Stimmung: ‚Ein grünes Blatt‘ (1850). Keinen Konflikt, nur eine Begegnung stellt er dar: zwei junge Herzen finden sich, um sich zu trennen. Zwei kleine Gedichte rahmen wie ein einleitender und abschließender Akkord die Reihe stimmungsvoller lang und ungestört ausklingender Situationen ein, aus denen sich das Ganze zusammensetzt. Etwas wie ein märchenhafter, die Gestalten von der Wirklichkeit ablösender Schimmer liegt darüber. Um Handlung ist es dem Dichter nicht zu thun; aber die Stimmung soll voll und ganz genossen werden. Auch längere Dialoge meidet er: kein leichtes Ausplaudern der Gedanken, sondern ein stilles Sinnen, immer nur von wenigen Worten unterbrochen, die bisweilen wie halb im Traum gesprochen werden; am Schweigen haben seine Menschen ein eigenes Gefallen. Wie seine Novellistik aus seiner Lyrik hervorwächst, wird deutlich, wenn man das Gedicht ‚Abseits‘ vergleicht:

Es ist so still; die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Inmitten der Haide eine einsame, sonnenbeschienene Kathe; davor der Käthner, behaglich nach den Bienen blinzelnd, und sein Junge, aus Kälberrohr sich Pfeifen schnitzend:

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,

Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Dieselbe weltverlorene Haide-Romantik webt in dem ‚grünen Blatt' ihren traumhaften Zauber um uns. Da ist die kleine Kathe, in deren Zimmer einsamer Sonnenschein und der Pendelschlag einer alten schwarzwälder Wanduhr ihr Wesen treiben. Da ist der Alte mit seinen Bienen; nur der Junge hat sich in ein Mädchen verwandelt. Freilich ein Klang der aufgeregten Zeit dringt jetzt auch in diese Einsamkeit. Wir folgen dem jungen Freischärler durch die sommerheiße Haide und träumen mit ihm auf dem Hügel von der Schlange, die sich in eine Prinzessin verwandelt. Aber diese Prinzessin trägt aschblonde Zöpfe und ein Mieder wie eine Bauerndirne, und als Gabriel erwacht, da sieht er Reginens junges Antlitz über dem seinen schweben. Gabriel und Regine, Reinhardt (nur gelegentlich erfahren wir den Nachnamen: Werner) und Elisabeth: auch sonst liebt es der Dichter, seine Helden und Heldinnen nur bei ihren Vornamen zu nennen, und nicht von ungefähr hat er diese gewählt; gibt er doch selbst einmal einem Freunde vor der Taufe seines Töchterchens den Rath:

Bedenk' es wohl, eh' du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.

Von Regine geführt, setzt Gabriel die Wanderung fort ‚mitten durch den Sonnenschein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing'. Ein Soldatenlied, das er singt, läßt eben anklingen, daß es noch eine andere Welt gibt, als diese Welt friedlich-träumerischer Einsamkeit. Dann

ein neues Bild stiller Abgeschiedenheit: die Kathe am Waldrande mit dem „Immenhof‘, wo der alte Urgroßvater mit seinen Bienen lebt. Von ihnen erzählt dem jungen Manne der Greis:

Wie er sie schon als Knabe gehegt, wie er später, nun schon vor über siebzig Jahren, diesen Zaun gepflanzt habe, und wie sie darauf ihm so reichen Gottessegen zugetragen, daß er seinen Hausstand damit habe einrichten können; und weiter dann von seiner Hochzeit, von Taufen und Todestagen, von seinen Kindern, von Enkeln und Enkelkindern, und die Bienen gehörten allenthalben mit dazu. — Die Worte des alten Mannes hörten sich wie ein rieselndes Wasser; ein Stillleben nach dem andern entfaltete sich aus diesen milden Reden; Gabriel hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte nach den Bienen, die nur noch einzeln über die grünen Wände herüber kamen. Mitunter auch hörte er jenseit des Gartens im Hause die Thüren gehen, mitunter schlüpfte eine Grasmücke durch die Blätter und sah ihn mit neugierigen Augen an. So dauerte es eine Weile. Regine war wieder von außen herangetreten, sie lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte schweigend zu; wie aus einem Rahmen schaute das frische Mädchenantlitz zwischen den Blättern hervor.

Aber ein Ton dringt in dies schweigende Idyll, dumpf, als käme er aus der Erde. Die Welt da draußen, wo jetzt die Kanonen über das Schicksal eines Volkes entscheiden, meldet sich und treibt den jungen Mann in sehnsüchtiger Ungeduld aus der ahnungslosen Stille dieses Ortes hinweg. Es folgt die Wanderung durch die Sommermondnacht und dann der Abschied:

„Sag mir noch Eines; . . . weshalb mußt Du in den Krieg?“ — „Weißt Du es nicht, Regine?“ — Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht davon“, sagte sie, und sah wie ein Kind an ihm herauf. — Er verlor sich stumm in ihren Augen; eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter säuselten. Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Athmen; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was

so ihn anschaute. — „Sprich nur!" sagte sie endlich. — Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde", sagte er, „für Dich, für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut Dir hier begegne, den Du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße wunderbare Luft der Heimath!" — Sie strich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer sie berühre. „Geh!" sagte sie leise, „gute Nacht!" — „Gute Nacht; — — — wo find' ich Dich denn wieder?" — Sie legte ihre Hände um seinen Nacken und sagte: „Ich bleibe hier zu Haus!" — Er küßte sie. „Gute Nacht, Regine!"

Anders wie Reinhardt das stille Gehöft hinter sich versinken und die große weite Welt vor sich aufsteigen sieht, scheidet Gabriel von der einsamen Kathe. Die Empfindung schmerzvoller Wehmuth ist hier dem Abschied nicht beigemischt, und wie einer jener Tage erscheint diese Begegnung, von denen der Dichter einmal sagt, daß sie den Rosen gleichen: ‚sie duften und leuchten, und Alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung, keine von Tag zu Tag mitschreitende Sorge'. Gabriel weiß es wohl:

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ständ' sie noch im Blätterschatten
Inmitten jener Sommernacht,
Und fänd' ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld —
Sie schritte doch vom Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

Und noch einmal am Schluß ein Blick auf Schleswig-Holstein:

„Und wenn sie doch hinunterschritte!"

„Dann wollen wir die Büchse laden! Der Wald und seine Schöne sind in Feindeshänden".

Im April 1854 schrieb Mörike an Storm, sein Urtheil über die neue Gabe abgebend:

Das „grüne Blatt" fiel mir gerade zu rechter Zeit in den Schoß.. Jener Sommertag, brütend auf der einsamen Haide und über dem Wald, ist bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers wiedergegeben; das vis à vis mit der Schlange, der Alte bei den Bienen, seine Stube — unvergleichlich. Dagegen hat die Schilderung des Mädchens, so wie der Schluß des Ganzen, mir einigen Zweifel erregt; in der Art aber, daß es sich nur um ein Paar Striche zu viel und Etliches zu wenig handeln würde. Darf ich es in der Kürze sagen, so ist einerseits der Schein des Manierirten nicht völlig vermieden (die Linie ist hier haarscharf allerdings) und andererseits sollte die allzu skizzenhaft behandelte Regine ein größer Stück sprechen, am besten vielleicht, indem sie ein kleines Abenteuer oder Märchen erzählte. Dadurch träte ihr reizendes Bild von selbst mehr heraus und Alles bekäme zugleich mehr Fülle. Es könnte hierzu der Moment in der Stube benutzt werden.

Aber es war nicht Storms Absicht, mehr individuelle Charakteristik hineinzubringen. Wie der Sommerwind, der über die Haide geht und den Duft der Eriken mit sich trägt, soll das Ganze durch die Seele des Lesers ziehen.

Auch in der Fremde hat er zwei Novellen geschrieben, die auf dem Hintergrunde der schleswig-holsteinischen Sache ruhen: ‚Abseits' (1863) und ‚Unter dem Tannenbaum' (1864). Dort ist das Lokal ein abgelegenes Gehöft ‚in dem nördlichsten deutschen Lande, das nach blutigem Kampfe jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarvolkes war'. Der Senator der kleinen Seestadt hat es sich erbaut:

So konnte er mit den Seinen in der Sommerzeit aus der unheimlich gewordenen Heimathstadt mitunter doch in eine Stille entfliehen, wo er sicher war, weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermüthigen Fremden als Herren in die alten Häuser seiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu sehen; aber wo im Glanz der Junisonne die blühende Haide lag, wo singend aus dem träumerischen Duft die Lerche emporstieg und drunten über dem Strom die weißen Möven schwebten.

Und auch die Wirthschafterin, die alte Mamsell, ein Inventarienstück der Familie, ist lieber draußen, als in der Stadt, wo ihr lauter fremde Gesichter begegnen. Ihr Freund, der alte Landschullehrer, der auf seines bei Idstedt gefallenen Sohnes Grabstein den Spruch hat eingraben lassen: ‚Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde‘, hofft von der Zukunft nichts mehr. Aber ihr Bruder, der alte Freischärler mit der tiefen Narbe über der Stirn, weiß es so sicher wie der Dichter, daß einmal die Stunde der Befreiung schlagen wird: ‚Das rechte Wort wandert landaus und ein, rastlos und unantastbar, bis es sein Fleisch und Bein gefunden hat‘; und im Geiste sieht er die Herrlichkeit der deutschen Nation aufsteigen: ‚Und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu!‘

Sich selbst als Verbannten mit der am Weihnachtsabend in doppelter Stärke auf das Herz eindringenden Sehnsucht nach der Heimath hat der Dichter in ‚Unter dem Tannenbaum‘ geschildert, wenn auch der Amtsrichter mit den scharf ausgeprägten Gesichtszügen und den milden, lichtblauen Augen unter dem schlichten hellblonden Haar nicht sein körperliches Porträt ist. Einen Blick thun wir in sein Familienleben, wie die Fremde es gestaltet hat, und wir sehen, wie er auch im Herzen seiner Kinder den Gedanken an die Heimath pflegt:

Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimath lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!“ sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird

nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten". Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.

Immer im Sinne lag dem Dichter die Hoffnung auf einstige Rückkehr, und wenn er die geliebte Frau an die Tage ihres jungen Eheglückes erinnert, wie sie in der Frühlingsnacht aus dem Fenster auf den Garten und die schweigenden Lande hernieder geblickt und in den Sternenhimmel geschaut, so ist es nur, um sehnend nach der Heimath zurückzuverlangen:

Nun horch ich oft schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimath erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen.
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt;
Doch Eines blieb, — wir gehen Hand in Hand.

Man weiß, wie dann Alles gekommen. Nach dreizehn Jahren stummer Duldung schlug endlich die Stunde der Befreiung. Am 15. November 1863 starb Friedrich VII., der letzte dänische König, der auch in Schleswig-Holstein unbestreitbare Erbrechte gehabt; nun kann der Dichter rufen:

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Und als die Lebenden ihm zu zaudern scheinen, die deutsche Ehre wieder rein zurückzugewinnen, da schreibt er in leidenschaftlicher Erregung sein Gedicht ‚An die Todten' (jetzt ‚Gräber in Schleswig'; in der Gartenlaube ward es im Dezember 1863 veröffentlicht):

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer.

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf umsonst; ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei' es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!

Es ward doch anders. Der Tag, an welchem er Schleswig-Holstein im Ringe des großen Reiches erblicken durfte, der Tag zugleich der eigenen Rückkehr war näher, als er gedacht. Aber fortan verstummt seine politische Dichtung:

Nun ist geworden, was du wolltest;
Warum denn schweigest du jetzund?
— Berichten mag es die Geschichte;
Doch keines Dichters froher Mund.

Und ein ander Mal gesteht er:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Fünftes Buch.

In der Fremde.

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Es thut nicht gut, in die Fremde zu gehen, wenn man daheim schon am eigenen Heerd gesessen hat. — Mir ist noch immer, als sei ich hier nur zu Gaste, und morgen oder übermorgen sei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hause müßten.

Ein altgermanischer Zug kommt bei Theodor Storm schön zur Geltung: nur das Leben in der Heimath als Glück, das Leben in der Fremde als ‚Elend‘ zu denken. Nicht leicht war es für eine Natur wie die seine, sich aus der Heimath, in der er festgewurzelt war, loszureißen und fremden Verhältnissen anzupassen. Wie ein aus seinem mütterlichen Erdreich jäh herausgerissener Baum mag er sich vorgekommen sein, als er sein stilles, abgelegenes Husum mit dem ‚großen Militär-Casino‘ Potsdam vertauschen mußte. Heimisch hat er sich in den drei Jahren, die er daselbst geweilt, nicht gefühlt, obwohl ein bald erworbener Freundeskreis ihm die Bitternisse der Fremde zu vergüten trachtete. So gastlich man ihn aufnahm, es war doch in den ersten Jahren eine trübe Zeit. Unerbittlich trat das Heimweh, flehend mit Kinderstimme, zu ihm. An sein inneres Ohr drang das Brausen des heimathlichen Meeres, und Sehnsucht ergriff ihn, wie nach dem Wiegenliede der Mutter. Ihn, der die Natur unmittelbar auf sich wirken zu lassen und sich ihr innig anzuschmiegen gewohnt war, überkam wohl in den geschniegelten, überall künstlich ordnende Menschenhand verrathenden Parks

von Potsdam und seiner Umgebung das Verlangen nach dem Anblick eines ‚ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhange stände‘.

In den Kreis seiner neuen Thätigkeit galt es erst, sich einzuleben; auch ein neues Recht mußte er sich zu eigen machen. Er hat das Wort erfahren, welches er in ‚Unter dem Tannenbaum‘ den Amtsrichter schreiben läßt: ‚Das ist die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in jeder Stunde neu erschaffen muß‘.

Doch nicht ohne schöne, anregende Stunden gingen ihm die Potsdamer Jahre dahin. Seine ‚Sommer-Geschichten und Lieder‘ hatten ihm auch in Berlin Freunde erworben, in deren Kreis er nunmehr eintrat. Friedrich Eggers, der Redakteur des ‚Deutschen Kunstblattes‘, als feinsinniger Kunstschriftsteller und plattdeutscher Dichter bekannt, führte ihn in das Haus Franz Kuglers ein, des Verfassers des Liedes ‚An der Saale hellem Strande‘. Hier, an dem sogenannten ‚ewigen Heerd‘, versammelten sich Männer wie der Maler Adolph Menzel, ferner Theodor Fontane, Paul Heyse, Bernhard von Lepel, der ‚Lieder aus Rom‘ veröffentlicht hat, Kammergerichtsrath Wilhelm von Merckel, dessen ‚Gedichte‘ einen schönen sinnig romantischen Zug zeigen. Eine feste Vereinigung bildete sich, die sich ‚Rütli‘ nannte. Zu den Abenden fuhr Storm nach Berlin herüber; einige Male kamen auch die Freunde zu ihm nach Potsdam. Der literarisch-ästhetische Gedankenaustausch führte bald innerhalb des Kreises zu dem Plan eines gemeinschaftlichen poetisch-schriftstellerischen Unternehmens, und im Jahre 1854 erschien, herausgegeben von Fontane und Kugler, mit der Zusatz-Bezeichnung eines ‚belletristischen Jahrbuches‘ der erste Jahrgang der ‚Argo‘. Ein von Menzel gezeichnetes humoristisches Titelbild, auf welchem

Jason unter Assistenz der Kolchischen Straßenjungen von dem Wächter des goldenen Vließes, dem als geflügelter Bär dargestellten Ungeheuer, begrüßt wird, ward, wohl als allzu ironisirend, von den Argonauten nicht acceptirt und nur in wenigen Exemplaren abgezogen. Sonst finden wir den ganzen Freundeskreis beisammen. Merckels Eingangsverse erklären den Titel:

Um den Preis geritten Jahr aus Jahr ein wird rings auf dem Hippogryphen,
Daß Reiter und Gaul um die Wette schier von Lenden und Weichen triefen.

Ein Glücklicher reißt vom Lorbeerbaum den Kranz im Vorüberjagen,
Die Uebrigen haben am Ende sich nur um — Nasenlängen geschlagen.

Und das Publikum, das die Bahn entlang nachgaffte dem Hufgestampfe,
Mit durstiger Seele und Augen voll Sand heimzieht's vom olympischen Kampfe. —

Statt kontinentalen Pegasusritts vorzogen wir drum die Regatte,
Und zimmerten uns vergnüglich dazu eine Rococo-Argo-Fregatte.

Heyses schöne Novelle ‚L'Arriabata' bildet die Eröffnung; ‚Lieder aus Sorrent' hat er außerdem beigesteuert. Aus dem weiteren reichen und abwechselungsvollen Inhalt seien noch Fontanes Uebertragungen altenglischer Balladen und seine herrlichen Original-Balladen aus der englischen Geschichte hervorgehoben. Das tragische Geschick James Monmouths behandelt er hier in einer eigenen Erzählung, der er das süß traurige Lied von Lucy Walters und dem über den Stuarts schwebenden düstern Verhängniß einflicht. Von Storm finden wir ‚Ein grünes Blatt' und Gedichte der letzten Jahre. Unter ihnen befindet sich das (von ein paar Versen an Klaus Groth abgesehen) einzige plattdeutsche Lied, dem er in die Sammlung Aufnahme gewährt hat. An einem Septemberabend des

Jahres 1850 ist es entstanden, ganz das reine, im Besitz der Geliebten von der Welt nichts begehrende Glücksgefühl jener Tage athmend.

Oever de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God' Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag:

in plattdeutscher Sprache, die man bisher immer nur dem komischen, burlesken Genre dienen zu sehen gewohnt war, werden hier jene tief innigen, aus einem reinen Gemüth quellenden Töne laut, die bald darauf Klaus Groth in reicher Fülle erklingen lassen sollte.

Einen völlig anderen Ton zeigt das in die Potsdamer Zeit fallende Gedicht ‚An meine Söhne‘: es verräth eine oppositionell von dem Getriebe der Welt sich abschließende Stimmung; aller landläufigen Moral, allem Streberthum hält es den Spiegel mannhaft selbstbewußter Gesinnung entgegen:

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimathlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu werth, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Carrière-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

In jene Zeit der Potsdamer Assessorschaft fällt Storms persönliche Bekanntschaft mit seinen beiden Lieblingsdichtern. Mit Eichendorff traf er im Hause Kuglers zusammen, im Freundes- und Frauenkranze einen heiteren Tag verlebend. Es war ihm nach seinen eigenen Worten ‚fast unglaublich, daß er den Menschen leibhaftig sehen sollte, der diese geheimnißreiche poetische Welt erschaffen, welche nur im Abend- oder Morgengrauen oder in der Stille der Mondnacht aus verschwiegener Tiefe steigt‘. Im Herbst 1855 machte Storm mit seinen Eltern zusammen eine Reise in den deutschen Süden. Das Endziel war Heidelberg, wo der Vater einst studirt, bei Thibaut gehört, auch von dem alten Johann Heinrich Voß in dem Rebgange seines Gartens empfangen worden. Nicht eine Erholungs- und Vergnügungsreise galt es allein; auch einen Lieblingswunsch wollte Storm sich erfüllen lassen: einen Besuch bei Eduard Mörike. Wir wissen, wie er in Kiel mit den Mommsen zusammen seine Dichtungen kennen gelernt. Dann gleich in der ersten kleinen Geschichte, die er geschrieben, kann er es sich nicht versagen, seine Vorliebe für Mörike auf indirekte Weise zu bekunden: er macht den ‚Maler Nolten‘ zum Lieblingsbuch der alten Marthe, der die Gestalten des Dichters allmählich so nahe rücken, daß sie ihr zu selbstbestimmenden lebenden Wesen werden. Jetzt sollte der norddeutsche Dichter dem süd-

deutschen wirklich ins Auge blicken. In seinen ‚Erinnerungen an Eduard Mörike‘ (1876) hat Storm, unter liebevoller Bewahrung aller kleinen Züge, seinen Besuch geschildert; in aller Lebendigkeit tritt der liebenswerthe schwäbische Poet in seinem einfachen, aber gemüthlichen Stuttgarter Heim vor uns hin.

Im Herbst 1856 ward Theodor Storm als Kreisrichter nach Heiligenstadt im Eichsfelde versetzt. Hier, in diesem mehr abseits gelegenen, von Waldbergen umkränzten Städtchen, einem süddeutschen Pendant gewissermaßen zu dem nordischen Husum, gestaltete sich ihm das Leben wieder innerlicher, traulicher, befriedigender. Dem verwirrenden Treiben der großen Welt entrückt, begann er hier wieder den Segen stillen häuslichen Glückes zu empfinden. Zu den drei Knaben, die er schon gehabt, war in Potsdam ein Mädchen hinzugekommen. In Heiligenstadt schenkte ihm Frau Constanze ein zweites Töchterlein, so daß nun eine ganze Schar junger Storme und Storminnen sein Heim belebte. Frohe theilnehmende Menschen traten hinzu, und ein Kreis bildete sich um ihn als Mittelpunkt, der sich den Schmuck des geselligen Lebens durch die Kunst zur Aufgabe stellte. Landrath von Wussow (später Geheimer Oberregierungsrath in Berlin, jetzt a. D. in Schwerin lebend), Staatsanwalt Delius (jetzt Geheimer Oberjustizrath am Kammergericht in Berlin) sind hier besonders zu nennen. Schon im zweiten Jahr seines Aufenthaltes gelang es Storm, einen Gesangverein ins Leben zu rufen, der bei seinen in dem dazu eingeräumten Rathhaussaal veranstalteten Aufführungen vor den schwierigsten musikalischen Aufgaben nicht zurückscheute. Dazu kam eine regelmäßige gesellige Vereinigung, der ‚römische Abend‘, wo man einmal sogar in Kostümen erschien. Wie auch jetzt still und rein über seinem Leben die geliebte Frau

schwebt, das kündet uns schön ein kleines Gedicht, welches ein geselliger Ausflug nach den Gleichen veranlaßte:

In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich dein gedacht. —
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt.
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein.

Blicken wir auf die Dichtungen der Potsdamer und Heiligenstadter Zeit, so sehen wir seine poetische Leistungsfähigkeit erstarken. Namentlich die stille Beschaulichkeit und heitere Geselligkeit des Lebens, wie sie in Heiligenstadt so traulich sich mischten, waren die rechte Luft für seine Poesie, die nun öfter und öfter den Flug wagte.

Eine Stimmung- und Erinnerungsskizze, wie wir sie schon kennen gelernt haben, ist ‚Im Sonnenschein' (1854). Wieder treibt es den Dichter, was längst dem stillen Lande der Vergangenheit angehört, noch einmal an das Tageslicht der Gegenwart heraufzubeschwören. Die Gestalten seiner eigenen Vorfahren, die einst im elterlichen Hause dem Knaben in ungewissem Dämmerlicht erschienen waren, erweckt seine Phantasie jetzt zu poetischem Leben, und der urgroßmütterliche Rococo-Garten, in welchem er ehedem geträumt, belebt sich ihm mit den Menschen einer lange begrabenen Zeit. In zwei Situationen entwickelt sich die kleine Geschichte: das aus der Vergangenheit heraufbeschworene Bild wird vorangestellt; die Erinnerungssituation selbst folgt. Schon in der Skizze ‚Im Saal' hat die Großmutter von der alten Zeit erzählt. Jetzt lauscht, in der stillen Nachmittagsstunde eines Sommertages, wieder ein Enkel ihren Worten. Ueber dem Sopha hängen in

silberner Fassung die kleinen Familienbilder. Stumm und doch, als wollte sie reden, blickt die Vergangenheit ihn an, und fast mit Inbrunst schaut er in das feine blasse Gesicht von Tante Fränzchen mit der rothen Rose in der weißen Puderfrisur und dem blauen Medaillon auf der amaranthfarbenen Kontusche:

Der Garten, wie er ihn als Knabe noch gesehen, trat vor seine Phantasie; er sah sie darin wandeln zwischen den seltsamen Buxbaumzügen; er hörte das Knistern ihres Schuhes auf den Muschelsteigen, das Rauschen ihres Kleides. Aber die Gestalt, die er so heraufbeschworen, blieb allein; gebannt in dem grünen Fleckchen, das vor seinem inneren Auge stand. Was sich um die Lebende einst mochte bewegt haben, ihre Gespielinnen, die Töchter aus den alten finsteren Patricierhäusern, den Freund, der nach ihr spähte zwischen den Büschen des Gartens, hatte er keine Macht ihr zu gesellen.

Aber der Dichter hat diese Macht. Ihm steigt aus den rückblickenden Andeutungen der Großmutter, im Sonnenschein eines Sommernachmittages die Schäferstunde in der Geißblattlaube deutlich empor. Auch in dem anmuthigen Eichendorffischen Gedichte ‚Sonst‘ schauen wir ein Rococo-Paar in der Laube; bei Storm ist die Stimmung träumerischer, verhangener:

Vor ihnen drüben in dem Citronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und sie hörten tief im Laube das Kreischen der Nestlinge; dann wieder, ihnen selber kaum bewußt, drang das Schluchzen des unterhalb fließenden Wassers an ihr Ohr; mitunter sank eine Caprifolienblüthe zu ihren Füßen; von Viertelstunde zu Viertelstunde schlug drüben im Hause die Amsterdamer Spieluhr. Es wurde ganz stille zwischen ihnen. Aber der Drang, den geliebten Namen leibhaftig vor sich ausgesprochen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!“ sagte er halblaut. — „Constantin!“ —

Aber die alte strenge Zeit, wo die Kinder bei ihren Spielen mäuschenstill wurden, wenn sie den Rohrstock des

Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten, und wo dem Willen der Eltern gegenüber das Recht des Herzens verstummen mußte, trennte Tante Fränzchen und den schönen jungen Reiterofficier, den sie geliebt, und still und einsam hat sie ihr Leben beschlossen.

Im ‚Liederbuch dreier Freunde' steht ein Gedicht von Storm, welches beginnt:

> Und blieb dein Aug' denn immer ohne Thränen?
> Ergriff dich nie im kerzenhellen Saal
> Hinschleichend in des Tanzes Zaubertönen
> Ein dunkler Schauer meiner ew'gen Qual?

Auf dir, so ist der weitere Gedankengang, ruht meiner Jugend Zauber und die Seligkeit aller künftigen Tage; ‚ich habe dich geliebt, als fessellos noch deine Locken flogen, als deine Schönheit noch kein Aug' getrübt'. Sehnst du dich nimmer nach dem Freunde? Glaube mir, auch du wirst fühlen, wie Vergangenes quält:

> O kehr zurück, und wandle, was vergangen,
> In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
> Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
> Noch ist mein Herz wie deines, stark und jung.

Ein späteres Lied ‚Hyacinthen' führt die in der ersten Strophe angedeutete Situation aus (anders ist die Wendung in Mörikes Gedicht ‚Götterwink', das man aber vergleichen mag):

> Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,
> Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
> Ich habe immer, immer dein gedacht,
> Ich möchte schlafen; aber du mußt tanzen . . .

Ins Novellistische erhoben zeigt ‚Angelica' (1855) das Motiv der beiden Gedichte. Ein entschiedener Ansatz zur Konfliktnovelle liegt hier vor. Wieder ist das Thema Resig-

nation und Glücksentsagung; aber die Schwäche des Helden wird deutlicher als Schuld betont. Keine geringe Natur ist dieser Ehrhardt, aber einer jener unseligen Gefühlsmenschen, die an sich selbst und ihren Stern nicht glauben, die wohl tief die Sehnsucht nach Glück empfinden, denen jedoch der frische Wagemuth und die Hoffnung auf die Zukunft fehlt und die immer grübelnd an der herben, unüberwindlichen Gegenwart forschen. Unvermögend, dem Mädchen, welches er liebt, eine sorgenfreie Existenz zu bieten, will er verzichten. Aber ein Augenblick kommt, wo sein festes Wollen ihm entschwindet und die Liebe doch ihr leidevolles Wunder vollbringt. Dann stellt sich ihm wieder die Oede und Kargheit der Zukunft vor Augen, und unmerklich entsteht ein Abgrund zwischen den beiden, über dessen Rand sie sehnsüchtig die Arme nach einander ausstrecken, um gleich darauf wie Kinder rathlos und grollend sich gegenüber zu stehen. Das Mädchen ist hoffnungs- und sinnenfreudigerer Natur. Während sie oben im Saal beim Tanz in den Armen eines Anderen liegt, steht er unten, von sehnsüchtigem Verlangen zerquält. Und wenn sie dann wieder mit vollem ungestümen Herzen zu ihm drängt, legt es sich von Neuem wie eine Last auf seine Seele. So kommt ein Irrsal in die Mondscheingärten einer einst heiligen Liebe. Angelica verliert den Glauben an den Geliebten, und ihr schönes festes Herz zersplittert sich allmählich. Das Verständniß der Liebe weicht von ihnen:

Sie konnten sich anschauen mit unendlichem Groll, aber mit noch unendlicherem Schmerz; sie vergingen in Qual, daß sie nicht Eins im Andern selig sein konnten, wie sie es einst gekonnt; das erlösende Wort schwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen; aber sie fanden es nicht mehr. So entstand allmählich eine doppelte Angelica; beide hatten sie die zarte schmächtige Gestalt, das sonnenblonde Haar, das er vor Allem liebte; aber die eine hing an seinen Augen, seinen Lippen und hatte nichts,

was nicht auch ihm gehörte; die andere wußte nichts von seinem Herzen, sie wandte, wenn er ihren Arm, ihren Nacken berührte, sich unwillig von ihm ab, wie von einem Frechen, und er, mit ersticktem Wehschrei in der Brust, erkannte das fremde Wesen in der geliebtesten Gestalt.

Es ist, novellistisch gestaltet, die Stimmung des Heineschen Liedes:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

Als dann unverhofft das Glück Ehrhardt zulächelt und er nun doch die Geliebte zu seinem Weibe machen kann, da ist es zu spät, und in dem Garten, wo sie einst ihn umschlungen und geküßt, ist nur das wesenlose Mondlicht. Angelica hat einem Andern das Jawort gegeben. Zwar löst der Tod des Bräutigams die Verbindung; aber die aufsteigende Erinnerung an den Zauber ihres Wesens vermag ihn nicht darüber zu täuschen, daß es zwischen ihm und ihr für immer zu Ende sei.

An ‚Immensee' erinnert Manches, vor Allem die eigene Verhaltenheit und Gebundenheit des Tons. Dann vergleichen sich die Schlußscenen: Ehrhardt wie Reinhardt bringen Nachts am offenen Fenster ihre drängenden Gedanken zur Ruhe. Die Mutter spielt eine ähnliche Rolle dort und hier.

Außer ‚Im Sonnenschein' und ‚Angelica' ist in Potsdam noch die Skizze ‚Wenn die Aepfel reif sind' (1856) entstanden, in welcher das originelle Genre der romantischen Humoreske geschaffen ist: ein Stelldichein und ein Apfeldiebstahl werden

auf dem Hintergrunde einer Sommermondnacht zu einem reizvollen Ganzen vereinigt.

Wer es unternehmen würde, eine Geschichte der deutschen Novelle zu schreiben — und ein solcher Versuch wäre schon jetzt ein lohnender —, der würde auch hinsichtlich der Technik und äußeren Einkleidung verschiedene Gruppen zu scheiden haben. Zwei Haupttypen würden sich ihm darstellen, die man als die Er-Novelle und die Ich-Novelle bezeichnen könnte. Dort wird ein Vorgang rein episch und objektiv berichtet; der Erzähler selbst bleibt unsichtbar. Hier berichtet ein Ich, was es geschaut und erlebt hat; und zwar ist es entweder der Dichter selbst, der das Buch seiner Erinnerungen aufschlägt und die zusammengehörigen Blätter heraussucht und aneinander fügt, oder er führt einen Andern redend ein, von dem er die Geschichte gehört hat. Die Ich-Novelle trägt einen stark subjektiven Zug in sich, da sie die Ereignisse im Gemüth des Erzählers sich widerspiegeln läßt. Friedrich Spielhagens Ausführungen über den Ich-Roman in seinen ‚Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans‘ gelten auch für die Ich-Novelle: kann der Dichter der objektiven Novelle, allgegenwärtig und allwissend, wie er ist, seine Menschen, wo und wann es ihm gut dünkt, vor sich fordern und ihre tiefsten Geheimnisse offenbaren lassen, so muß der Dichter der Ich-Novelle seine Gegenwart und sein Wissen in jedem einzelnen Falle legitimiren. In dem Erforderniß dieser Legitimation besteht die Schwierigkeit jeder Ich-Erzählung. Aber eben dadurch gewinnt sie auch den Schein größerer Glaubwürdigkeit für sich und spinnt den Leser fester in ihr Gewebe ein.

Theodor Storm zeigt eine ausgesprochene Vorliebe für die Ich-Novelle, und wir werden sehen, wie er unerschöpflich ist in den mannigfachsten Variationen ihrer Einkleidung. Schon

in ‚Marthe und ihre Uhr‘ hatte er den Ich=Ton angeschlagen, sonst aber bis dahin den Er=Ton gewählt. Jetzt bietet er in ‚Auf dem Staatshof‘ (1858) eine ausgeführte Ich=Novelle. Am Faden der Erinnerung reiht er die einzelnen Scenen auf, der nachschaffenden Phantasie des Lesers überlassend, die Lücken auszufüllen:

Ich kann nur Einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine That war oder nur ein Ereigniß, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergibt, so will ich es erzählen.

Mit Pausen, die durch das Fernsein des Erzählers vom Schauplatz der Geschichte motivirt werden, schreitet diese dann fort. Auf solche Weise gewinnt der Dichter den Vortheil, nur die Spitzen der Geschichte, die eigentlich poetischen Situationen berücksichtigen zu brauchen, die Zwischenglieder aber übergehen oder in den Hintergrund verweisen zu können. Zugleich erreicht er den Schein einer gewissen Aktenmäßigkeit, indem er fingirt, nur wirklich Erlebtes zu berichten, und das Band der eigenen Erinnerung Alles zusammenhalten läßt.

In die früheste Kindheit geht er zurück und weckt ein liebliches Idyll: wie er draußen auf dem Staatshof mit der kleinen Anne Lene gespielt hat. Dabei werden, vorerst nur mit wenigen Strichen, die Oertlichkeiten gezeichnet, auf denen sich später in anderer Beleuchtung die letzten Scenen nebst der Katastrophe abspielen sollen. Der Leser ahnt nicht, daß er das alte Prunkgemach mit den goldgeblümten Tapeten, der großen Kristallkrone und den Familienporträts verödet wiedersehen, und daß in dem auf Pfählen über dem Wasser stehenden Gartenpavillon mit den bunten Schäferbildern einst ein junges Leben ein Ende nehmen wird. Einen ganz eigenen

Zauber hat der Dichter um die Heldin der Geschichte zu weben verstanden. Er liebt diese aparten Erscheinungen, die sich unter den Alltagsgesichtern wie ein holdes Wunder ausnehmen: ‚Wenn man sie betrachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen goldklaren Locken von den Schläfen hob, und wie ihre Füße so leicht über das Gras dahin schritten, so konnte man kaum glauben, daß sie hier zu Haus gehöre‘. Aber dem Verlangen nach ihrem Besitz wehrt ein unbestimmtes Etwas, ein Hauch von Vergänglichkeit, der über ihr ruht. Der Untergang ihrer Familie, der Verfall des Hauses ihrer Väter, durch die unheimliche Episodenfigur der Bettlerin grell beleuchtet, zieht Anne Lene nach sich. Es scheint uns den Zauber dieser Mädchengestalt zu trüben, wenn wir sie in Neigung zu dem mückenspießenden Kammerjunker mit den blanken braunen Augen erblicken. Oder ist es ein Opfer, das sie bringt, um den erloschenen Glanz ihres Geschlechtes wieder zu erneuern? Der Dichter läßt es im Ungewissen. Aber öfter wandelt es ihn an, die Menschen so zu paaren: in ‚Auf der Universität‘ läßt er das Glück eines jungen schönen Geschöpfes von einem Wüstling, in ‚Carsten Curator‘ von einem verbrecherischen Trunkenbold, in ‚John Riew'‘ von einem Gecken vernichten. Fast will es uns bedünken, als ob darin sich etwas wie jene romantische Ironie rege, die sich gefällt, die eigenen Gestalten wieder zu paralysiren.

Anne Lenens unselige Liebe geht in Trümmer. Aber wenn nun ihr Jugendgespiele ihr die Hand reicht, um sie zu halten und den Weg zur Welt zurückzuführen, so empfindet sie, ‚die Tochter aus einem solchen Hause‘, das als Opfer, welches sie um keinen Preis annehmen darf, und gerade recht kommt ihr der Tod, ob gewollt, ob zufällig. Auch hier entläßt der Dichter den Leser mit einem Gefühl der Trostlosigkeit, das

durch die Ironie des Schlusses, durch die Kontrastgestalten des behäbigen Klaus Peters und seiner Juliane, der jetzigen Besitzer des Staatshofes, noch einen Beisatz bitterer Schärfe erhält.

Manche Aehnlichkeit mit ‚Auf dem Staatshof‘ hat die Novelle ‚Auf der Universität‘ (1862). Schon in der Komposition: der Dichter berichtet dort wie hier aus der Erinnerung; auf die Schilderung der Knabenzeit folgt die Pause, während welcher er fern der Heimath weilt; dann, mit der Rückkehr und dem Wiedersehen, das dort in der Vaterstadt, hier auf der Universität erfolgt, setzt die Geschichte von Neuem ein. In beiden Novellen ist ein Mädchen die Heldin und seine Liebe zu ihr erzählt uns der Dichter, dort freilich bis zum Schluß eng betheiligt, hier in der zweiten Hälfte als ferner stehender Beobachter. Das Thema selbst ist ein anderes geworden: dort ein Mädchen, dem der Zwiespalt zwischen der Erinnerung an den ehemaligen Glanz der Familie und der gegenwärtigen Verödung und Verlassenheit ein tragisches Geschick bereitet; hier ein Mädchen, das in ihrer Jugend einmal über ihre Kreise hinausgehoben, nunmehr ein Opfer ihres Hanges zur Vornehmheit wird. War der Dichter dort im Ungewissen, ob er eine That oder ein Ereigniß zu erzählen habe, hier steht er vor der traurigen Gewißheit einer That. Eine seiner liebreizendsten Schöpfungen ist diese Lenore Beauregard, die Tochter des französischen Flickschneiders. Ein berückender, Herz und Sinne bethörender Zauber geht von ihr aus, und eine herbe, schmerzliche Empfindung bleibt im Leser zurück, wenn er diese zarte duftige Mädchenblüthe vom Wurm zernagt sieht. Es ist die Frage, ob es künstlerisch nothwendig gewesen, das eigene liebliche Gebilde so zu zernichten. Jedenfalls lehnt man sich gegen den Zufall, dessen Laune hier ein junges Leben zum

Opfer fällt — denn an dem Geschwätz des Schneidergesellen, der ihren Verlobten in der Fremde auf anderen Wegen gesehen haben will, hängt doch zuletzt die unglückliche Wendung — unwillkürlich auf. Zu dem Schönsten, was Storm geschrieben hat, gehören die Scenen aus der Knabenzeit, wie sie, ausgestattet mit allem Reiz einer ersten unbewußt verlangenden Liebe, an uns vorüberziehen: die Tanzstunde — schon ‚Auf dem Staatshof‘ hat zwei wundervolle Tanzscenen —, die Schlittenfahrt, die Schmetterlingsjagd nach dem Brombeerfalter, die Carousselfahrt, der Gang durch den Schloßgarten in der Sommernacht. In Kontrast dazu treten die Scenen auf der Universität: allzusehr des idealen Elementes zu entbehren mag dem Leser das wilde, rüde Treiben der Studenten scheinen, die sich in übermüthiger Herabwürdigung des Weibes nicht genug thun können, und unter denen die mit einem unheimlich bannenden Zauber umgebene Wüstlingsgestalt des Raugrafen hervorsticht. An bildartiger, von der Wirklichkeit leicht sich ablösender Angeschautheit sucht die Situationenreihe dieser Dichtung ihres Gleichen.

Nicht immer hat die Resignationsnovelle den trüben, thränenlosen Ausgang. Der Dichter vermag sie auch in mildere Töne verklingen zu lassen. Wohl sehen wir in ‚Drüben am Markt‘ (1860) wieder einen alten einsamen Menschen in seinem von den Spinngeweben der Erinnerung erfüllten Zimmer mit der verblichenen Paul und Virginia-Tapete sitzen, rückblickend in die Zeit, wo er dem hübschen Bürgermeisterstöchterlein in seiner harmlosen Weise den Hof gemacht, um für sein bescheidenes Werben nur einen Korb zu ernten. Aber den kleinen Doktor mit der prallen Gestalt, den gutmüthigen runden Augen, dem ungepflegten Haar und dem dürftigen Vorhemdchen umspielen die Lichter eines leisen Humors und verscheuchen die Wehmuth.

Die Erinnerung zehrt nicht an seinem Leben, und ein Glas Grog im Schifferhause vermag das gestörte Gleichgewicht seines Herzens wieder herzustellen. Freilich zu seinem Freunde, dem Justizrath, der glücklicher gewesen und die Braut heimgeführt, geht er nicht gern mehr. Ein Pendant bildet die schon erwähnte Novelle ‚Abseits'. Eine alte einsame Jungfer ist es hier, die in ihrem heimlichen Stübchen, wo auf der blüthenweißen Serviette die bunzlauer Kaffeekanne und die vergoldeten Tassen in den schrägfallenden Strahlen der Weihnachtsabendsonne blinken, erst im Gespräch mit ihrem Freunde, dem Schullehrer, dann still für sich die Bilder der Vergangenheit, ihrer Kindheit und ihrer Liebe, vor sich aufsteigen läßt:

Mamsell hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet und blickte durchs Fenster auf die Haide hinaus. Das feuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Scheine der untergehenden Sonne; und wie schwimmend in Duft gehüllt stand fern am Horizont der spitze Thurm der Stadt. Auch das alte Mädchen saß da, vom blassen Abendschein umflossen. Es war ein Antlitz voll stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entsagens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe, es mochte wohl nur ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war.

Und freundlich und versöhnlich ist der Schlußklang: sie, die einst ihr bescheidenes Lebens- und Liebesglück dahingegeben hat, weil das Wort der Schrift sie mahnte: ‚Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde', kann nun, wo ihre Jahre sich schon abwärts neigen, doch noch einem, der ihres Blutes ist, zu einem ganzen Menschenleben verhelfen.

Bisher haben wir Storm den tragischen, wehmüthigen oder doch mit gemischten Empfindungen in der Seele des Lesers nachzitternden Schluß bevorzugen sehen. Aber er erzwingt diesen Schluß nicht, sondern er fließt ihm mit künstlerischer Nothwendigkeit aus dem Vorwurf. Wie er das

zukunftsfreudige Oktoberlied gedichtet hat, so sollte er auch ‚Psyche‘ schaffen, diese Dichtung voll sonniger Liebesseligkeit. Schon in die Heiligenstadter Zeit fallen zwei Novellen, die uns am Schlusse wie mit den strahlenden Augen des Glückes anblicken: ‚Im Schloß‘ (1861), ‚Von Jenseit des Meeres‘ (1863—64; in Heiligenstadt begonnen, in Husum vollendet). Die Komposition dieser Dichtungen ähnelt insofern, als beide Male der Augenblick, in welchem die Geschichte einsetzt, unfern der Lösung liegt, die Hauptgeschehnisse vorher fallen und durch die Erinnerung heraufgeholt werden. ‚Im Schloß‘ zeigt im Einzelnen komplicirteren Aufbau. Ehe uns der Dichter auf den Schauplatz seiner Geschichte selbst führt, naht er ihm ‚von der Dorfseite‘, und indem er die Beobachtungen der Leute, und was gerüchtweise verlautet, wiedergibt, gewinnt er die trefflichste Novellenexposition. In dem Leser ist eine unbestimmt erwartungsvolle Vorstellung von den Personen und den über sie kommenden Verwickelungen hervorgerufen worden, die nun die eigentliche Erzählung zum festen Bilde auszugestalten sucht. Wir sehen dann die schlanke junge Frau mit den tiefblauen Augen, dem schwarzen Haar, den dunklen dicht zusammenstehenden Brauen an dem von der Lampe beleuchteten Schreibtisch sitzen, die Schatten der Vergangenheit heraufbeschwörend. Sich zur Gesellschaft in dem einsamen Schloß schreibt sie nieder, was sie erlebt hat. Der Dichter zeigt sich bemüht, die Einkleidung der Erinnerungsnovelle zu variiren. ‚Die beschriebenen Blätter‘ legt er uns vor, damit die Erzählung zur Ich-Form überleitend. Gespenstisch drängen sich die Todten herzu, Tante Ursula, der lahme Bruder und ihr Vater, die kleine hagere, weißköpfige Excellenz. Oede und leer ist es jetzt im Schlosse. Droben im Rittersaal hängt noch die stumme Gesellschaft verschollener

Männer und Frauen und schaut wie sonst mit dem fremdartigen Gesichtsausdruck aus ihren Rahmen in den leeren Saal hinein. Nur der gute Oheim mit seinen harten Worten und seinem weichen Herzen, mit seinem todten und lebendigen Gethier lebt noch und wird vielleicht zurückkehren, wenn es Frühling wird. Ihre einsame Kindheit steigt vor ihr auf, mit allen Tollheiten und phantastischen Schwärmereien, aber auch mit dem frommen Kinderglauben, der im Frühlingswinde den blauen Mantel Gottes durch die Zweige wehen sieht. Dann ist eines Tages der junge Hauslehrer dagewesen mit dem blassen Gesicht, den raschblickenden Augen und dem schlichten braunen Haar. Und nun erhebt sich der Konflikt zwischen den Standesvorurtheilen und der Liebe. Wieder macht Storm ein Lied zum Träger der Stimmung. Wohl siegt die Liebe in Annas Herzen, aber sie besitzt nicht die Energie der That. Das Motiv von ‚Immensee‘ variirt sich: sie duldet es, daß der Vater sie einem fremden Manne zur Ehe gibt. Muß sie auch büßen für diese Schwäche, der Dichter findet hier doch, freilich auf äußerlichem Wege, die Wendung zur endlichen glücklichen Lösung. Wandert in ‚Immensee‘ Reinhardt zukunftslos in die im frischen Morgenlichte daliegende Welt hinein, so erklingt hier von den Lippen der Frau ein zukunftsfreudiges: ‚Nun, Arnold, mit Dir zurück in die Welt, in den hohen, hellen Tag!‘

In ‚Von Jenseit des Meeres‘ erzählt ein Vetter, ein junger Architekt, dem Dichter die Geschichte seiner Liebe, deren bestimmter Wendung er entgegenzugehen im Begriffe steht. ‚Es war eine milde Septembernacht, die Sterne schienen durch das offene Fenster; drunten auf der Gasse war der Lärm und das Wagengerassel der großen Stadt schon verstummt, so daß man drüben vom Hafen her das Flüstern der Nachtluft in den

Wimpeln und Tauen der Schiffe vernehmen konnte': so wird die Situation geschildert. Der Blick in die Ferne, auf die Reise über das Weltmeer weckt gleich anfangs ein romantisches Empfinden. Im Mittelpunkt der Novelle steht wieder eine jener von der Alltäglichkeit so ganz abweichenden Mädchengestalten, deren Besitz wie ein traumhaftes Glück erscheint. Schon der Knabe liebt das kleine wilde Mädchen mit den schwarzen in die Stirn hängenden Löckchen, den großen dunklen Augen und den kleinen bläulichen Halbmonden auf den Fingernägeln, einem Erbtheil der kreolischen Mutter. Wieder wird mit allem Reiz lebendig frischer Erinnerung das Jugendidyll geschildert; die Scenen in ‚Auf dem Staatshof' und ‚Auf der Universität' erhalten ein neues Seitenstück. In die Herzen der Kinder senkt sich der Keim, der viele Jahre schlummern muß, aus dem aber dann im Strahl der Mondnacht ‚die blaue Märchenblume' mit berauschendem Duft emporschießt. In dekorativer Beziehung ähnlich wie in ‚Immensee' wird das Wiedersehen inscenirt: auch hier der Gartensaal mit den beiden offenen auf die Terrasse führenden Flügelthüren, von dort der Blick auf den weiten sonnenbeschienenen Garten, die Luft von Rosenduft erfüllt; auch hier auf der Schwelle in weißem Sommerkleide eine Mädchengestalt, deren Stimme den Ankömmling mit dem eigenthümlichen Accent trifft, den sie schon in der Kinderzeit gehabt hat. An ‚Immensee' erinnert auch die Paarung des ganz seelischen und künstlerischen Interessen hingegebenen Idealisten und des praktischen Landwirths. Bei allem Bestreben, romantische Elemente in die Wirklichkeit einzuführen, löst Storm doch nie die Verbindung mit ihr. Er flüchtet nicht völlig aus der Alltagswelt, sondern sucht diese poetisch zu erhöhen, etwas Abweichendes, Außergewöhnliches hineinzuzaubern. So schafft er sich in der vorliegenden Novelle

eine Eichendorffische Dekoration, indem er mitten in die moderne nüchterne Welt ein altes schloßartiges Gebäude stellt, im Stil Louis XV., mit Ornamenten überladen, den Eindruck ‚großartiger verschollener Pracht‘ gewährend, nebst einem Park, nach der Gartenkunst Lenotres angelegt, in dessen wie verzauberter Einsamkeit die Nachtigallen schlagen und weiße Statuen zwischen den hohen Laubwänden an Teichen und stillen Plätzen stehen. Storm theilt die Meinung Eichendorffs: ‚Was soll ein Garten, wenn er nicht ein Gedicht von ganz bestimmtem Klange ist‘. Eichendorffische Töne auch haben dem Dichter im Ohr gelegen, als er die in diesem Park sich abspielende Mondnachtscene geschrieben. Ja, er läßt ein bestimmtes Gedicht Eichendorffs anklingen, aus dessen Stimmung heraus die Situation geboren erscheint:

> Es rauschen die Wipfel und schauern,
> Als machten zu dieser Stund'
> Um die halbversunkenen Mauern
> Die alten Götter die Rund'.

Und bei Storm:

> Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu. Im Wasser zwischen den weißen Blumen spiegelten sich die Sterne; im Laube rieselte der Thau von Blatt zu Blatt; mitunter von den am Ufer stehenden Bäumen fiel ein Tropfen in den Teich, daß es einen leisen Klang gab; vom Garten her, wie aus weiter Ferne, schlug die Nachtigall.

Wenn aber jenes Lied endet:

> Es funkeln auf mich alle Sterne
> Mit glühendem Liebesblick,
> Es redet trunken die Ferne
> Wie von künftigem großem Glück,

so hält der Held der Novelle dieses Glück in Gestalt eines irdischen Weibes wirklich in seinen Armen:

Sie sah zu mir empor: ihre großen glänzenden Augen waren wie ein Abgrund unter mir. „Ja, Jenni", und mir war, als wehe ein Schauer von den Bäumen durch mich hin, „Du bist bethörend schön; sie war nicht schöner, die dämonische Göttin, die einst der Menschen Herz verwirrte, daß sie Alles vergaßen, was sie einst geliebt! Vielleicht bist Du es dennoch selbst, und gehst nur um in dieser seligen Nacht, um die zu beglücken, die noch an Dich glauben. — — Nein, reiße Dich nicht los; ich weiß es ja, Du bist ein Erdenkind wie ich, machtlos gefangen in Deinem eignen Zauber; und wie der Nachthauch durch die Blätter weht — spurlos, so wirst auch Du vergehen. — Aber schilt nicht die geheimnißvolle Macht, die uns einander in die Arme warf. Wenn wir auch willenlos das Fundament unserer Zukunft hier empfangen mußten — der Bau, den es einstens tragen soll, liegt doch in unserer Hand".

Aber retardirend tritt ein Konflikt jetzt in sein Recht. In der heimathlosen Waise regt sich immer heftiger das Verlangen, das schöne Antlitz der Mutter aus der trüben Vergessenheit heraufzubeschwören:

Nur ihre zärtliche Gestalt sehe ich noch an meinem Kinderbettchen knieen; ein seltsames Lied summt sie und blickt mich mit weichen sammetschwarzen Augen an, bis unwiderstehlich mich der Schlaf befällt.

Auf eigene Hand wagt die Tochter die Fahrt über das Weltmeer. Aber sie findet die Mutter anders und in anderen Verhältnissen, als sie gedacht, und nun, nach der herben Enttäuschung, an der Hand des Geliebten, der ihr gefolgt ist, zurückkehrend, sucht sie den Weg zum Herzen ihres Vaters.

Mehrfach hat Storm Probleme des ehelichen Lebens mit großer Kunst und Feinheit in Wiedergabe der seelischen Zustände behandelt. ‚Späte Rosen‘ (1859) ist die erste in der Reihe derartiger Dichtungen. Sie ist aus der Beobachtung geflossen, daß auf die Empfindung körperlicher Schönheit oft erst viel später die Empfindung geistiger Schönheit folgt und das rechte Glück des Besitzes dem Manne oft erst nach Jahren

aufgeht. In gewisser Beziehung bildet die kleine Novelle ein Gegenstück zu ‚Angelica'. In beiden Dichtungen hat der Mann den Kampf mit der Härte des Lebens zu bestehen, die sich seinem Liebesglück oder dessen unverkümmertem Genusse entgegenstellt. Aber dort geht das Glück des Besitzes darüber verloren, hier steigt es daraus empor. Dem arbeitgeplagten Manne reicht das schöne junge Mädchen die Hand. Doch er empfindet nicht das volle Liebesglück: sie ist ihm nur eine Genossin des Lebens, das der Tag ihm bringt und in immer erneuter Aufgabe zur Lösung vor ihn hinstellt. Wohl liest er einmal in Gottfrieds Tristan, und durch die Dichtung wird etwas in ihm bewegt, was das Leben bis dahin hat schlafen lassen. Aber noch gewinnt der Duft des Minnetrankes, der daraus aufsteigt, keine Macht über ihn:

> So blieb es ruhig zwischen uns, wie es gewesen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin; und in währender Zeit verblühte allmälig die schöne jugendliche Frau an meiner Seite. Ich sah es nicht; ich hatte kein Auge dafür, wie die Züge ihres lieben Angesichts unmerklich den weichen Umriß der Jugend verloren und wie der Seidenglanz ihres blonden Haares erlosch; nur ihres geistigen Wesens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es sich immer fester begründete, und ebenso, wie ich sie immer mehr verehrte.

Dann aber gewinnt sein Leben wieder Raum für andere Dinge, für Poesie und Kunst. Und als er am Morgen seines vierzigsten Geburtstages vor dem rosenumkränzten Bilde steht, aus dem ihn diejenige, die seine Gattin geworden, in aller blühenden Mädchenfrische anblickt: den Kopf ein wenig zurückgeworfen, das glänzende blonde Haar wie eben von leichter Hand zurückgestrichen, auf den halbgeöffneten Lippen der köstliche Uebermuth der Jugend, — da überkommt es ihn mit der Gewalt einer ersten erwachenden Liebe, und alle Leidenschaft seines Lebens drängt ihr ungestüm und unauf-

haltsam entgegen. Die wehmüthig süßen Töne sehnsüchtiger Erinnerung spielen auch in diese Dichtung hinein; in dem Liede ‚O Jugend, o schöne Rosenzeit!‘ suchen sie lyrischen Klang zu gewinnen; aber sie dienen hier doch nur als Folie für das beseligende Vollgefühl gegenwärtigen Glückes.

Auch in ‚Veronica‘ (1861) handelt es sich um ein Motiv des ehelichen Lebens; das katholische Heiligenstadt hat es ihm nahe gelegt. In einem Augenblick plötzlichen Vergessens duldet ‚Vroni‘ die Liebesworte eines Andern:

Zu ihren Häupten tosten die Mühlwerke; von draußen klang das eintönige Rauschen des Wassers, das über die Räder in die Tiefe stürzte. — Allmälig aber begannen die Lippen des jungen Mannes sich zu regen, und unter dem Schutze des betäubenden Schalles, in dem der Laut seiner Stimme wesenlos verschwand, flüsterte er trunkene, bethörende Worte. Ihr Ohr vernahm sie nicht, aber sie las ihren Sinn aus der Bewegung seines Mundes, aus der leidenschaftlichen Bläße seines Angesichts. Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen; nur ihr Mund lächelte und gab von ihrem Leben Kunde. So stand sie wie in Scham gebannt, das Antlitz hülflos ihm entgegenhaltend, die Hände wie vergessen in den seinen.

Aber als dann in der Bauernstube das Leben in seiner nackten Dürftigkeit sich ihr vor Augen stellt, da kommt sie zur Besinnung und demüthig schlägt sie den Blick vor den ruhigen Augen ihres Mannes nieder. Die Katholikin will dem Beichtiger ihre Schuld anvertrauen; doch eine Scheu überkommt sie wie vor unkeuschem Beginnen. Ohne Absolution verläßt sie die Kirche, um ihrem Gatten zu gestehen, was sie drückt, und sich von ihm entsündigen zu lassen.

Die kleine Novelle zeigt, daß Storm auch außerhalb der trauten Enge der Heimath sich zu bewegen weiß. Besonders bemerkenswerth ist noch die Schilderung der Osterprocession und der Beichte in der Lambertuskirche; aber eine katholisi=

rende Neigung in der Art, wie sie den Romantikern eigen, liegt ihm fern.

In Storms Hause in Hademarschen fallen die Blicke des Eintretenden auf ein Bild von Steinle ‚Die Märchen-Erzählerin‘, das auf dem Flur hängt. In der rechten Ecke stehen, mit Bleifeder geschrieben, die Worte: ‚Paul Heyse seinem alten Märchenfreunde und Märchendichter‘. Eine Seite seiner Dichtung erscheint hier betont, der wir spurweise bereits begegnet sind. Den im Andersenschen Märchenstil gehaltenen ‚kleinen Häwelmann‘ haben wir schon kennen gelernt. Ebenfalls noch in Husum (1850) ist ‚Hinzelmeier‘ entstanden; ‚Eine nachdenkliche Geschichte‘ lautet der Zusatz; unter dem Titel ‚Stein und Rose‘, in theilweise anderer Fassung und mit dem Motto:

> Ein wenig Scherz in die ernste Zeit,
> Einen Lautenklang in den wirren Streit,
> In das politische Versegebell
> Ein rundes Märchenritornell!

ist sie zuerst in Biernatzkis Volksbuch für 1851 erschienen. Von seinen Eltern, die sich in Rosenduft immer wieder jung baden, erfährt Hinzelmeier das Geheimniß der Familie. Aber den Gedanken an die Rosenjungfrau, die er suchen soll und mit der ihm alles Erdenglück und ewige Jugend zufallen wird, verdrängt das Trachten nach dem Stein der Weisen. Und ist er einmal in die Nähe des Rosengartens gekommen, so daß es nur noch eines Satzes bedarf um sich hineinzuschwingen und die Rosenjungfrau zu umarmen, da läßt sein Begleiter, der Rabe Krahirius plötzlich die grüne Brille auf seine Nase fallen. So wandert er kreuz und quer, sein Haar ergraut, seine Beine werden wankend; am Stabe geht er von Land zu Land, aber den Stein der Weisen findet er nicht. Noch einmal hört er aus weiter Ferne das Rosenlied, dann streckt

er die Glieder zum ewigen Schlaf. Im Schnee erstarrt, bei einem Weidenstumpf liegend findet ihn die Rosenjungfrau. Sie löst ihre Flechten und kniet neben dem Todten, daß die blonden Haare sein bleiches Antlitz ganz bedecken, und weint, bis der Tag vergeht. Dann pflanzt sie mit ihrer weißen Hand ihm zu Häupten die ewige Jugend verleihende rothe Rose, singt ihm das Lied von ‚Rinke, ranke, Rosenschein' und kehrt trauernd in ihren Rosengarten zurück. Das in seinen Dichtungen immer wiederkehrende Motiv: unendliches Verlangen nach Glück, aber Unvermögen, es zu erreichen, ist in „Hinzelmeier" märchenhaft symbolisch gestaltet.

Storm urtheilt einmal über die moderne Märchendichtung.

Das Märchen hat seinen Credit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das Wenige, was von echter Meisterhand, in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste.

Er selbst besitzt diese Meisterhand, und die drei in Heiligenstadt in unmittelbarer Folge entstandenen oder doch koncipirten Märchen gehören zu dem Vorzüglichsten, was auf diesem Gebiet in neuerer Zeit geschaffen worden ist. Mehr rein menschliche Motive führt Storm in das Märchen ein; mehr an die Wirklichkeit läßt er es anknüpfen und in die Wirklichkeit verklingen. Eine bloß symbolische Wahrheit befriedigt ihn nicht.

In den Weihnachtstagen des Jahres 1863, als er und seine Frau an den Rötheln erkrankt waren, kam ihm das Motiv der „Regentrude'. Bei verhangenem Fenster schrieb er mit Bleistift das Märchen im Bette nieder. Noch während dem stieg plötzlich ‚Bulemanns Haus' vor ihm auf. Um die ‚Regentrude' nicht zu unterbrechen, rief er seinen zweiten Knaben herein: ‚So, Ernst, jetzt will ich Dir ein Märchen

erzählen; paß gut auf und behalt es!‘ und dann erzählte er ihm die ‚seltsame Historie‘ von dem Geizhals, der ewig leben muß. Die ‚Regentrude‘ knüpft an uralte Märchenvorstellungen an. Die Mächte des befruchtenden Regens und des dörrenden Sonnenbrandes sind verkörpert in der schönen gütigen Trude, die nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann, und in dem tückischen Feuermann Eckeneckepenn — der Name ist einer Sylter Sage entnommen —, der als knorpsiges quäkendes Männlein mit kleinen schwarzen Augen, großen braunrothen Händen, Kürbiskopf und Spindelbeinen, im feuerrothen Rock und rother Zipfelmütze — eine prächtige, den Illustrator herausfordernde Märchenfigur — geschildert wird. Aber mit dem Märchen ist die Wirklichkeit verflochten. Ein dorfgeschichtliches Motiv bildet den Ausgang, und der dicke protzige Wiesenbauer, der dem Glück des jungen Paares entgegen ist, muß am Schluß seinen Segen geben. Unvermerkt führt uns aus dem Reiche der Wirklichkeit der Dichter in das des Märchens, und ebenso sacht, nachdem zum Abschied die schöne Frau Trude das hübsche Erdenkind geküßt hat, wieder aus dem Reiche des Märchens zurück in das der Wirklichkeit.

‚Bulemanns Haus‘ hat man wohl als das Märchen des Egoismus bezeichnet, gegen den seine eigenen Gespenster aufstehen oder der gegen sich selbst als Gespenst aufsteigt. Der Dichter hat beim Schaffen schwerlich an dergleichen nackte Abstraktionen gedacht. Mehr als die Leute sich erzählen, weiß er zu berichten von dem alten verfallenen Hause mit dem grünspanüberzogenen Messingklopfer und dem zwischen den Ritzen der Treppensteine wuchernden Gras. Mancher will wohl Nachts ein Quieken wie von unzähligen Mäusen und ein Springen wie von großen Raubthieren gehört, oder, wie der Nachtwächter, im Mondschein ein kleines altes Menschen-

antlitz mit bunter Zipfelmütze hinter den runden Erkerfenstern gesehen haben. Der Dichter weiß, daß Herr Bulemann noch wirklich lebt und, wie das Alles gekommen: wie er nach seines Vaters, des Pfandverleihers Tode alle Versatzstücke zu Gelde gemacht; wie er mit Frau Anken, seiner alten Wirthschafterin, und zwei großen Katzen Graps und Schnores zusammen einsam und menschenscheu von seinen Schätzen gelebt, auch die eigene Schwester, die bittend zu ihm gekommen, unbarmherzig von sich stoßend; wie dann Frau Anken bei zunehmender Furcht vor den großen Katzen und vor der Hakennase und den grellen Eulenaugen ihres Herrn ihn heimlich verlassen und wie nun Herr Bulemann in dem verschlossenen Hause von seinen zu furchtbaren Raubthieren ausgewachsenen Katzen bewacht zurückgeblieben. Sein Leib verdorrt und schwindet ein im Laufe der Jahre. Als ein kleines verschrumpftes Männlein kauert er in mondhellen Nächten auf dem Polsterstuhl am Fenster, ‚und erwartet die Barmherzigkeit Gottes‘.

Bulemanns Haus scheint Storm zum Typus eines alten verfallenen Gespensterhauses geworden zu sein. Unter den Gedichten steht ein Märchen: wie ‚die zierliche Kleine‘ Nachts beim Mondenschein in Bulemanns Hause sich mit den Mäusen zum Schmause setzt und mit dem Spiegelkindlein tanzt, dann müde in den Garten schleicht, um hier die Sonne zu erwarten:

> Nun liegt sie zwischen den Blumen dicht
> Auf grünem, blitzendem Rasen;
> Und es schauen ihr in das süße Gesicht
> Die Nachtigall und das Sonnenlicht
> Und die kleinen neugierigen Hasen.

In Heiligenstadt koncipirt, in Husum vollendet ward der ‚mehr im vornehmen Gewand der Sage‘ auftretende ‚Spiegel

des Cyprianus‘. Färbung und Stil haben etwas alterthümlich Verjährtes; die spätere Gruppe der Chronik-Novellen bereitet sich hier vor. Auf dem leicht angedeuteten Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges spielt sich die Geschichte von dem Zauberspiegel ab, der seine Segen bringende Wunderkraft ins Gegentheil verkehrt, sobald das Bild einer argen That hineinfällt. Aber die dem Blute der bösen Frau entsprossene Nachkommin nimmt durch ihre Liebe den Fluch von dem Spiegel hinweg, und in rosigem Duft schimmert wieder, nahes Glück vordeutend, ein schlummerndes Kinderantlitz aus ihm entgegen.

Wir stehen am Ende der Heiligenstadter Zeit, die bei aller Heimathsehnsucht doch viel schöne Stunden dem Dichter gebracht hat. Nach Schleswig-Holstein aber zog es ihn allzeit zurück. Fast alljährlich reiste er, allein oder mit der Familie, dorthin, wo er dann in Husum bei seinen Eltern, oder in Segeberg bei denen seiner Frau wohnte. Wie es ihm ums Herz gewesen bei solchem Wiedersehen der Stätten seiner jungen Freuden, das hat er uns schön in dem von heimlicher Gartenpoesie erfüllten Gedicht ‚Garten-Spuk‘ gesagt:

> Die Zeit vergeht; längst bin ich in der Fremde,
> Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht.
> Doch bin ich einmal wieder dort gewesen,
> Mir nicht zur Freude und den Andern nicht.
> Einmal auch in der Abenddämmerung
> Gerieth ich in den alten Gartenweg.
> Da stand die Planke; wie vor Jahren schon,
> Hing noch der Linden schön Gezweig herab;
> Von drüben kam Resedaduft geweht,
> Und Dämmerungsfalter flogen durch die Luft.
> Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? —
> Fest und verschlossen stand die Gartenthür.
> Dahinter stumm lag die vergangne Zeit.
> Ausstreckt' ich meine Arme; denn mir war,

Als sei im Rasen dort mein Herz versenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie eh'mals, ließ die Durchsicht frei.
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt gethan;
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich sonst so festen Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel. Grimm und Heimweh stritten
Sich um mein Herz; und endlich leidbezwungen
Ging ich vorüber. Ich vermocht' es nicht.

— Das Jahr 1864 brachte die Heimkehr. Im Februar kam ihm der Ruf seiner Vaterstadt, die Landvogtei des Amtes Husum übernehmen zu wollen. Storm folgte demselben. Als die preußische Regierung ihm den erbetenen Urlaub versagte, suchte er seinen Abschied aus ihrem Justizdienste nach. Dann nimmt die Heimath ihren getreuen Sohn wieder auf. Als er den Brief gelesen, der ihm den Ruf zur Rückkehr brachte, da sagte er, im Kreise seiner Lieben sich umblickend: ‚Wen von euch soll ich nun dafür hingeben?‘ In dem Augenblick, wo ein ersehntes Glück sich ihm offenbart, überkommt ihn wieder das geheime Bangen vor der Vergänglichkeit desselben. Es ist etwas, wie die antike Empfindung vor dem Neide der Götter, die sich in ihm regt. Eine Vorahnung von dem Verlust des geliebtesten Wesens ergreift ihn; das kommende Leid wirft ihm seine Schatten voraus. Er sagt es selbst einmal: ‚Mitunter, als könne sie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen ist, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart‘. In den letzten Monaten der Heiligenstadter Zeit ist das merkwürdige Gedicht ‚Ein Sterbender‘ entstanden, in welchem der Dichter sich selbst in der Stunde des Scheidens vom Leben schaut. Aus der Tiefe der Vergangenheit steigt ihm das süßeste Bild herauf:

Da wird es plötzlich hell; ein bleicher Strahl
Der Wintersonne leuchtet ins Gemach
Und auf ein Bild genüber an der Wand.
Und aus dem Rahmen tritt ein Mädchenkopf,
Darauf wie Frühthau noch die Jugend liegt;
Aus großen hold erstaunten Augen sprüht
Verheißung aller Erdenseligkeit.
Er kennt das Wort auf diesen rothen Lippen,
Er nur allein. Erinnerung faßt ihn an;
Fata Morgana steigen auf bethörend;
Lau wird die Luft — wie hold die Düfte wehen!
Mit Rosen ist der Garten überschüttet,
Auf allen Büschen liegt der Sonnenschein,
Die Bienen summen; — und ein Mädchenlachen
Fliegt süß und silbern durch den Sommertag.
Sein Ohr ist trunken. „O nur einmal noch!"
Er lauscht umsonst, und seufzend sinkt sein Haupt.
„Du starbst. — Wo bist du? — Giebt es eine Stelle
Noch irgendwo im Weltraum, wo du bist? —
Denn daß du mein gewesen, daß das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott, —
Ach dieser unergründlich süße Trunk,
Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
Denn alle Bitterniß und Noth des Lebens
Vergilt er tausendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!"
In leere Luft ausstreckt er seine Arme:
„Hier diese Bäume, wo du einst gelebt,
Erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch;
Nur mir erkennbar; wenn auch meine Augen
Geschlossen sind, von Keinem dann gesehn".

Sechstes Buch.

Wieder daheim.

Schnell welkende Winden —
Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht' ich
An eurem Zaun, und konnte sie nicht finden.

O meine Muse, war das der Weg, den du mich führen wolltest? Die sommerlichen Heiden, deren heilige Einsamkeit ich sonst an deiner Hand durchstreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne schienen, sind sie denn alle, alle abgeblüht? — Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr.

Dem Dichter war sein Wunsch erfüllt: mit den Seinen, Hand in Hand mit der geliebten Frau, die ihm vor elf Jahren in die Welt hinaus gefolgt war, durfte er zurückkehren in die befreite, nunmehr im Ringe des großen Reiches liegende Heimath. Aber wie so oft den Helden seiner Dichtungen, drängt sich gerade jetzt auch ihm unabweisbar der Rückblick auf die schönere Vergangenheit, auf die Rosentage der Jugend auf. Immer ersteht ihm der Gedanke an das einstige Glück und wirft einen melancholischen Schatten auf die Gegenwart. Und herzu drängen sich die Todten und mahnen ihn, wie rasch das Leben verrauscht:

Ich entsinne mich eines Spätherbstnachmittages; so ungestört war ich seit meiner Heimkehr nicht durch die Stadt gewandert; denn der erste Novembersturm hatte die Gassen leer gefegt. Ich sah mir die Häuser an und gedachte ihrer einstigen Bewohner. Hier auf der Bank unter den Linden, von deren Zweigen jetzt die letzten Blätter wehten, saß einst der lustige Herbergsvater, der uns Schülern stets das griechische „Heureka" zum Gruß entgegenrief. — Heureka — gefunden! — ob man wohl das Wort auf seinen Sarg geschrieben hat? — Und drüben jenes Giebelfenster mit den zertrümmerten Scheiben; — die Donner des Frühlingsungewitters sind längst verhallt, die ich in lauer, dufteschwerer

Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo ist sie geblieben, die ich so fest in meinen Armen hielt? — Ich habe das blasse Gesichtchen nie vergessen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menschen! Immer ein neuer Schub, und wieder: Fertig! — Rastlos kehrt und kehrt der unsichtbare Besen und kann kein Ende finden. Woher kommt all' das immer wieder, und wohin geht der grause Kehricht? — Ach, auch die zertretenen Rosen liegen dazwischen.

— Noch lebte die, deren liebes Antlitz ihm allzeit die Schatten verscheucht hatte. Aber schon in Heiligenstadt war es wie eine Vorahnung ihres Verlustes über ihn gekommen, und jetzt sollte es sich erfüllen. Ein Jahr nach der Rückkehr, am 20. Mai 1865, starb Frau Constanze am grassirenden Kindbettfieber. Verödet und stumm erschien dem Dichter die Welt. Aber ein gütiger Gott hatte auch ihm gegeben ‚zu sagen, was ich leide', und im Liede löste sich ihm der Schmerz:

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrthenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten;
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Todte
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zu Raste ging,
Summt noch um die weißen Blüthen
Ein dunkler Nachtschmetterling.

Mitunter weicht von meiner Brust,
Was sie bedrückt seit deinem Sterben;
Es drängt mich, wie in Jugendlust
Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag' ich dann: „Was ist das Glück?"
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämst zurück,
Um so wie einst mit dir zu leben.

Dann seh' ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

Mit geht ihm allzeit die Erinnerung an das Glück, das er an der Seite der geliebten Frau genossen. Auf einsamer Heide taucht die Zeit vor ihm auf, wo sie als Brautleute Hand in Hand hier gegangen, und mitten im Geräusch der Welt erfaßt ihn ‚markverzehrender Hauch der Sehnsucht':

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch was es war, ist mir vergessen.
Vielleicht — am fernen Waldesrand,
Wo ich im lichten Junimorgen
— Die Kinder klein und klein die Sorgen —
Mit dir gesessen Hand in Hand,
Indeß vom Fels die Quelle tropfte,
Die Amsel schallend schlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd schwieg dein Mund;

In grünen Schatten lag der Ort —
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
Wenn ich nur dort hinüber könnte,
Wer weiß! — vielleicht noch fänd' ich's dort.

Ueber die Heide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher,
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
— So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend' Wort zu lauter Rede schwoll;
Und nicht der Stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im krystallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Tosen hört' ich
— Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen —
Aus weiter Ferne hört' ich eine Stille,
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd', doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!"

Der letzte Landvogt von Husum, der die Stellung eines Justiz- und Polizeibeamten des Amtes oder Landdistriktes Husum einnahm, ist Theodor Storm gewesen. Bei der neuen

Justizeinrichtung und Trennung von Justiz und Administration erbat und erhielt er das Amtsgericht über den wesentlichen Landbezirk. Aber die Umgestaltung aller Verhältnisse, wie sie das preußische Regiment zur Folge hatte, sagte ihm, dem Schleswig-Holsteiner alten Schlages, wenig zu, und wie ein Druck legte es sich ihm eine Weile auf Leben und Dichtung. Dann strich die Zeit mit ihrer lindernden Hand über die Wunden; das Leben verlangte wieder sein Recht.

Im Jahre 1866 schloß er mit Dorothee Jensen, einer Husumerin, die unter seinen Augen, mit seiner Schwester zusammen aufgewachsen war und mit seiner eigenen Familie sowohl, wie mit der seiner verstorbenen Frau in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, eine zweite Ehe. Eine treue Mutter seiner Kinder, eine liebevolle Gattin ist ihm Frau Do, wie sie der Dichter nennt, geworden. So waltet sie noch heute still in seinem Hause. Was sie ihm ist, künden ein paar Verse, mit denen er ihr zwei seiner neueren Novellen gewidmet hat:

Du fragst: „Warum? — Was uns zusammenhält,
Was soll damit, was kümmert das die Welt?"
— Ich denke: nichts; und doch — die Lust fühlt' ich entbrennen,
Den lieben Namen laut vor ihr zu nennen.

Auch seine Dichtung regte allmählich ihre Schwingen wieder:

Durch das offene Fenster weht der Primelduft aus dem Garten, und draußen unter dem sprießenden Syringenbaum steht plötzlich meine Muse, die ich so lange nicht mehr sah. Sie legt den schönen, ewig jugendlichen Kopf zurück und sieht mich an; schimmernd liegt die Frühlingssonne auf ihrem goldig blonden Haar. Soll ich noch einmal deine träumerischen Wege wandeln? — Aber, wenn du mich zur Höhe führst, und nun dein Fuß von der festen Erde auf die rosigen Wolken hinaustritt? — Zwar meine Seele hat noch ihre Flügel; aber manche der rauschenden Schwungfedern sind schon gebrochen, und mächtiger als sonst

fühl' ich die Erde mich zu sich niederziehen. — Doch, wer könnte diesen Augen widerstehen? So gehen wir denn! Streich' mit deiner Götterhand das graue Haar von meinen Schläfen und dann sage mir: wie war es doch?

Aber ein härterer, energischerer Zug macht sich von nun an mehr und mehr bei ihm geltend. An die Stelle der weichen Umrisse treten festere, und was er ehedem in wehmüthige Resignation hatte verklingen lassen, nimmt jetzt eine tragische Wendung. Größere Schuld fordert größere Buße.

Paul Heyse, der in einem Sonett (1877) Storm und seine Poesie charakterisirt hat, hebt auch diese Wandlung von der träumerisch umschleiernden zur derben die Menschen und Dinge anpackenden Darstellung hervor:

So zartgefärbt, wie junge Pfirsichblüthen,
So duftig, wie der Staub auf Falterschwingen,
Sahn wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen,
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vor Zeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Scenen,
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Gluth gelockt von dunklem Sehnen.

Vom Frühling 1864 bis zum Frühling 1880 läuft die zweite Husumer Periode unseres Dichters. Achtzehn größere novellistische Arbeiten fallen in sie hinein, deren Besprechung wir uns nunmehr zuzuwenden haben. Dabei wird, wie schon

früher, keine chronologische Ordnung befolgt, sondern nach den Stoffen und Motiven gruppirt.

Vorangestellt sei eine Novelle, die eng mit seinem Leben zusammenhängt und daraus hervorgewachsen ist: ‚Viola tricolor‘ (1873), die Geschichte einer zweiten Frau, eines ‚Stiefmütterchens‘. ‚Das ist, was Goethe Selbstbefreiung nennt; ich lebe ja auch in zweiter Ehe‘, sagte mir einmal der Dichter, als wir über ‚Viola tricolor‘ sprachen. Eine schwüle, bange, drückende Stimmung ruht über dieser Dichtung, die mit ihren Lichtern tief in die menschliche Seele hinableuchtet und dort Falten auseinander biegt, die sonst geschlossen bleiben. Ein Schatten stellt sich der jungen Frau, die der Professor als zweite Gattin in sein Heim führt, entgegen, ihr Glücksgefühl vernichtend. Wohl ruht die Todte im Grabe, aber die Erinnerung an sie lebt noch. Ueber dem Schreibtisch des Professors hängt ihr holdseliges Bild: aus blauen Frühlingslüften scheint es herauszutreten; gleich einer Krone der Jugend liegen die goldblonden Flechten über der klaren Stirn. Ihr Töchterlein, die kleine Nesi, hat es mit einer frischen Rose — ein stummer Protest gegen die Stiefmutter — geschmückt. So blickt es im Schein des Abendgoldes auf die junge Frau herab, die nun an Stelle jener in diesen Räumen walten soll, und wie eine Last senkt es sich auf ihre Seele: ‚Ach, diese Todte lebte noch, und für sie Beide war doch nicht Raum in einem Hause!‘ Und noch ein weiteres Symbol der Vergangenheit mit ihren süß-wehmüthigen Erinnerungen ist da: der verwilderte großmütterliche Garten, dessen Pforte verschlossen ist und den keines Menschen Fuß betreten darf. In ihm hat jene erste Frau ihre Kindheit verträumt, und er ist dann Zeuge des jungen Eheglückes geworden. Dem Manne, der, am offenen Fenster stehend, auf die nun einsam gewordene

Stätte vergangener Freuden herabblickt, tritt vor das innere Auge die liebliche Gestalt, die einst an seiner Seite wandelte. An seiner Seele vorüber ziehen die Tage des Glückes, und dann auch jener letzte Tag:

Und bald kam es, da wußte er das Flüstern, welches aus ihrem Munde brach, nicht mehr zu deuten. Immer schwächer glimmte der Funken; nur ein schmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen, hart und stöhnend im Kampfe um das Leben ging der Athem. Aber es wurde leiser, immer leiser, zuletzt süß wie Bienengetön. Dann noch einmal war's, als wandle ein blauer Lichtstrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden. — „Gute Nacht, Marie!" — Aber sie hörte es nicht mehr.

Die junge, schöne Stiefmutter muß leiden unter solchen rückblickenden Stimmungen. Sie wirft es auch dem Gatten vor:

„Das ist der Ort, wo du bei ihr bist; dort auf dem weißen Steige wandelt Ihr zusammen; denn sie ist nicht todt; noch eben, jetzt in dieser Stunde warst du bei ihr und hast mich, dein Weib, bei ihr verklagt. Das ist Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichst du mir die Ehe!"

Er aber sieht in der Zukunft die Versöhnung und verweist sie darauf:

„O Ines! Wenn erst aus deinem eigenen Blut ein Kind auf deinem Schooße liegt! — Die Zeit wird kommen, und du wirst fühlen, wie das Entzücken, das aus deinem Auge bricht, das erste Lächeln deines Kindes weckt und wie es seine kleine Seele zu dir zieht. — Auch über Nesi haben einst zwei selige Augen so geleuchtet; dann schlug sie den kleinen Arm um einen Nacken, der sich zu ihr niederbeugte, und sagte: ‚Mutter!' — Zürne nicht mit ihr, daß sie es zu keiner anderen auf der Welt mehr sagen kann!"

Und die Zeit kommt, wo ihr Geschick sich erfüllt: Ines gebiert ein Kind, ein zweites Töchterchen. Aber nun langt der Tod auch nach ihr, und jetzt gleitet von ihrer Lippe das Wort, das bisher unausgesprochen, aber von Allen empfunden die Räume des Hauses durchschwebt hat; zu Nesi, dem Kinde der

ersten Frau, spricht sie es: ‚Vergiß auch mich nicht! O, ich will nicht gern vergessen werden!‘ Nur eine kurze Weile scheint es, als ob der schwarze Todtenbaum noch einmal seine düsteren Zweige über das Dach des Hauses strecken wolle. Doch das Leben siegt, und nun weiß auch Ines, daß jetzt die gute Zeit kommen wird; dem Gatten tief ins Auge schauend, spricht sie: ‚Aber ich muß Theil haben an deiner Vergangenheit, dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und Rudolf, ihr süßes Bild soll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinschaftlich gehört; sie muß dabei sein, wenn du mir erzählst!‘ Und als dann die Rosenzeit kommt, da schreitet sie hellen Blickes an der Seite ihres Gatten durch die verrostete, von blühendem Geranke überstrickte Pforte. Ihnen nach ein Wägelchen, von dem getreuen Nero gezogen, von der alten Dienerin behütet: helle Kinderstimmen künden, daß die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit hält.

Außer in der seelische Verwirrung und Konflikte eigenartig beleuchtenden Darstellung liegt noch ein Reiz der Novelle, auf den schon Emil Kuh hingewiesen hat, in der Auffassung des Verhältnisses der Stiefmutter. Das Bild des bösen, quälerischen Weibes, wie es das Märchen geprägt, ist hier verschwunden; vielmehr ist die Stiefmutter die Leidende. Die gute und die böse Stiefmutter nebeneinander hatte schon ‚Der Spiegel des Cyprianus‘ gestellt.

Schwül, gewissermaßen elektrisch ist auch die Stimmung in der Novelle ‚Waldwinkel‘ (1874). Zugleich ruht über ihr ein Hauch verhaltener Sinnlichkeit. Der Dichter hütet sich, gerade heraus zu sagen, was den alternden Mann und das junge Mädchen aneinander kettet. Er beleuchtet mit ungewissen Streiflichtern, die nur errathen lassen, nicht in be-

stimmter Deutlichkeit vor Augen führen. Er webt einen Schleier um seine Gestalten, den zu durchdringen nun die Phantasie des Lesers sich bemüht. Eine Episode seiner juristischen Amtsthätigkeit hatte den Stoff in ihm aufsteigen lassen. Wie in einem Rausch befangen schrieb er die Novelle nieder. Mit einer Scene aus der juristischen Praxis setzt auch die Erzählung ein; dabei erinnert die Gegenüberstellung der beiden Freunde, des behäbigen, in seine Akten vertieften Bürgermeisters und des schweifenden Doktors mit den unnatürlich jungen Augen an den Eingang von Eichendorffs ‚Dichter und ihre Gesellen'. Nur in leichten Umrissen wird die Vergangenheit des Helden angedeutet: seine Betheiligung am ‚Wartburgstanz', die langjährige Kerkerhaft, die unglückliche, ihn in die Welt hinaustreibende Ehe. Wie Storm in ‚Auf dem Schlosse' das Zurückliegende sich in den Reden der Dorfbewohner flüchtig erhellen läßt, so hier in dem Kneipengespräch, das überdies mit den derben Gestalten des Wirths, des Krämers, des Inspektors ein realistisches Gegengewicht zu dem den Kern der Novelle bildenden romantischen Stimmungsidyll abgiebt. Der nüchternen Wirklichkeit entführt uns der Dichter, um abseits von der Welt, deren Treiben eben aus der Ferne hineintönt, in Wald- und Heideeinsamkeit die Blume erblühen zu lassen, die nur da, wo zwei beisammen sind, aus den Gründen emportaucht. Inmitten der Kulturwelt erschafft er sich diese Wildniß, in der kein Baum gefällt, kein Stück Heide aufgebrochen werden darf, und wo ‚in heimlichen Gründen' sonst verschwundene Blumen blühen. Hier steht zwischen Heide und Wald ein einsames Haus, von einem Sonderling erbaut: ‚Waldwinkel' hat er es genannt; ‚Narrenkasten' nennen es die Leute. Wie der Dichter des Tristan, Gottfried von Straßburg, thut auch Storm ‚seinem klopfenden

Herzen Genüge und führt seine Lieblinge fern von den Menschen in die Wildniß. Kein Lauscher ist ihnen gefolgt; die Sonne scheint, die Kräuter duften; in der ungeheuern Einsamkeit nur sie und er; um sie her der säuselnde Wald und unsichtbar in den Lüften der unablässige Gesang der Vögel'. Es scheint, als ob es ihn gereizt hat, diese romantische Situation des alten Epos, wie er sie früher in die kleine Novelle ‚Späte Rosen' schön verwoben, noch einmal in selbständiger Ausführung erstehen zu lassen. In jene Einsamkeit flüchtet der Doktor aus der Welt mit dem Mädchen, das es ihm angethan, wie mit einem geraubten Schatze:

Was hatte eine Bethörung über ihn gebracht, wie er sie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles Andere, was er ein halbes Leben mit sich umhergeschleppt, es war wie ausgelöscht, er begriff es fast nicht mehr. War es nur ein Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimniß jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken schienen? — So Manches hatte er an ihr bemerkt, das seinem Wesen widersprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten, es war eine Selbständigkeit in ihr, die fast verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es war ein Feindseliges, das ihn zum Kampf zu fordern schien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit desto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Franziska Fedders ist eine Mädchengestalt herberer, eigenwilligerer Art, als wie sie der Dichter sonst zu zeichnen pflegt. Wohl hat auch sie Füßchen wie aus dem Märchen; aber ihre tiefliegenden grauen Augen scheinen zu künden: ‚scientes bonum et malum', und nicht treiben läßt sie sich von dem Geschick, sondern nimmt es selbständig in ihre Hand.

Noch einmal fällt in meinen Schooß
Die rothe Rose Leidenschaft;
Noch einmal hab' ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft;



Noch einmal legt ein junges Herz
An meines seinen starken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn
Ein juniheißer Sommertag:

so dürfte auch der Held dieser Novelle sprechen. Wenn der Himmel mit Duft bedeckt ist, wenn still, wie heimlich träumend, die Luft über der Heide ruht und der Wald wie dämmerndes Geheimniß lockt, dann sehen wir ihn und das Mädchen das stille Haus verlassen und in der blühenden Wildniß sich verlieren:

Nichts unterbrach die ungeheure Stille um sie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen eines dürren Astes: im Laube versteckt saßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern. — Am Waldesrande waren jetzt in seltener Fülle die tiefrothen Hagerosen aufgebrochen. Wenn gar so schwül der Duft auf ihrem Wege stand, ergriffen sie sich wohl an den Händen und erhoben schweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie athmeten die Luft der Wildniß, sie waren die einzigen Menschen, Mann und Weib, in dieser träumerischen Welt.

Aber leise meldet sich die Welt da draußen. Ihr lockender Ruf dringt in die Einsamkeit zu dem Mädchen, das einem alternden Manne sich zu eigen gegeben. Sie erblickt den ersten greisenhaften Zug in seinem Antlitz, und eine Kluft thut sich plötzlich auf zwischen ihr und dem, der sie ganz sein nennen will, eine Kluft, über die hinüberzufliegen ihr nunmehr schaudert. Und so erfüllt es sich:

Die Lieb' ist wie ein Wiegenlied;
Es lullt dich lieblich ein;
Doch schläfst du kaum, so schweigt das Lied,
Und du erwachst allein.

Storm liebt es, für seine Geschichten ein Symbol zu suchen, um es dann künstlerisch hineinzuverweben. Nicht selten

verleiht ihnen das einen fatalistischen Anstrich. So in der vorliegenden Novelle. Von der altmodischen Tapete mit dem roth und violett blühenden Mohn, den Blumen des Schlafes und der Vergessenheit — eine Kindererinnerung aus dem großväterlichen Hause —, hebt sich ein Wandgemälde ab: eine weite Heidelandschaft, hinter welcher eben der erste rothe Sonnenduft heraufsteigt; in der Ferne, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Gestalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm wie schwebend gegen den Morgenschein hinausgehen; im Vordergrunde ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, die gebrochene Gestalt eines alten Mannes. Dem von der Geliebten Verlassenen blickt aus dem Bilde sein eigenes Antlitz entgegen: er selbst ist der gebrochene alte Mann, während sein Glück drüben jenseits der Heide im brennenden Morgenschein verschwindet.

Ein alterndes Herz, noch einmal von tiefer Liebe erschüttert — dies Motiv deutet sich auch in den Fragmenten aus den Papieren des Vetters an, welche die Stimmungsnovelle ‚Eine Halligfahrt‘ (1870) beschließen. Voran geht eine Erinnerungsgeschichte, leise und lind von Sommerwind und Meereshauch durchzogen. Im Frühling an einem Sonntagmorgen auf dem Deich steht der Dichter:

Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müsse dieser Tag was unaussprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für Jeden die Zeit, wo auch die Gespenster des Glückes noch willkommen sind. — Und siehe! — während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das sie kurz in freien Locken trug, war noch so blond wie einst. — Es war deine Gestalt, Susanne, in der sie mir erschien; ich sah wieder dein junges, festumrissenes Gesichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich sah ich es!

Und nun steigt jene Fahrt über das sommerliche Meer nach dem grünen mövenumflogenen Eiland vor ihm auf, wo der seltsame Kauz von Vetter als weltflüchtiger Sonderling mit seiner Violine, seinen Sammlungen und Büchern lebt. Er sieht sich wieder in dem stillen Halliggarten, wo der Sonnenschein wie eingefangen auf dem grünen Laube schläft:

Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, waren wir in jenen träumerischen Zustand gerathen, von dem in der Sommerstille, inmitten der webenden Natur so leicht ein junges Paar beschlichen wird: sie schweigen, und sie meinen fast zu reden, aber es ist nur das Getön des unsichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüthen zu einander tragen.

Und dann die Wanderung am Strande: ‚Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht'. Nur eines bebenden Hauches bedarf es, um ein Geschick fertig zu weben. Aber dieser Hauch bebt nicht. Ohne Frucht, wie ein holder Traum, geht der Tag auf des Vetters Hallig dahin. Doch wohlverwahrt steht er mit Susannens süßer, jugendlicher Gestalt dem Dichter in dem sicheren Reiche der Vergangenheit.

Die graue Folie der Resignation und des verlorenen Glückes, mit der Storm sonst seine Erinnerungsgeschichten gern umschleiert, ist hier fortgeblieben. Wo er sie in den Novellen dieser Periode in Anwendung bringt, läßt er das Geschick stärker eingreifen als früher, und die Entsagung zwingender erscheinen. Gleich die zeitlich erste der uns jetzt beschäftigenden Dichtungen zeigt das Resignationsmotiv in dieser Weise vertieft: ‚In St. Jürgen' (1867). Wir fühlen, daß der Dichter wieder in dem alten, grauen Husum ist. Denn hier spielt die Novelle. Die seiner Seele innewohnende Heimathliebe und Pietät hat in ihr schönen Ausdruck gewonnen.

In Biernatzkis Volksbuch für 1849 steht unter den ‚Charakterbildern aus dem vorigen Jahrhundert‘, die ‚nach den Erzählungen einer siebzigjährigen Frau mitgetheilt‘ sind, eine Geschichte, betitelt ‚Das Heimweh‘; sie ist die Quelle der vorliegenden Dichtung. Die Erzählerin hat nach langen Jahren ihre Vaterstadt besucht, und in Erinnerungen an alte Zeiten sich erquickt. Auf der Rückreise ist ein alter Mann ihr Begleiter. Mit den freundlich gesprochenen Worten: ‚Wir haben auch nie zusammen gesessen‘ hat er sich neben sie gesetzt. Bald sind sie ins Gespräch gekommen. Auch er ist auf der Rückkehr begriffen und auch seine Reise hat der Erinnerung gegolten. Auf Befragen erzählt er seine Lebensgeschichte. Als Geselle in einem Nachbardorfe arbeitend, gewinnt er ein schönes, sittsames Mädchen lieb, mit dem er sich verlobt. Aber gleichzeitig drängt ihn sein Vater, auf die Wanderschaft zu ziehen. So scheidet er von seinem Gretchen, um als ganzer Mann zurückzukehren und sie dann heimzuführen: ‚Doch der Mensch denkt's, Gott lenkt's‘. Er kommt nach Dresden zu einem braven Meister, in dessen Familie er bald wie Kind im Hause wird. Aber die Sehnsucht nach der Heimath verläßt ihn nicht. Da, nach anderthalb Jahren, erkrankt sein Meister an einem unheilbaren Brustübel. Auf dem Sterbebette erbittet dieser es von ihm als einen Freundschaftsdienst, seine Frau und seine Kinder nicht zu verlassen. Und nun kommt der Konflikt. Zieht auf der einen Seite die Liebe zu seinem Gretchen ihn nach der Heimath, so hält ihn auf der anderen sein gegebenes Versprechen. So bleibt er denn, die zerrütteten Verhältnisse der Familie nach Kräften ordnend, und endlich heirathet er die Wittwe. Aber ‚der aufs Neue steigende Wohlstand, das gute Benehmen meiner Frau, die Liebe meiner Stiefkinder — alle diese dankenswerthen Güter konnten mich

nicht trösten, geschweige denn zufriedenstellen. Manchmal stieg der sündlich begehrliche Gedanke in mir auf: wenn doch meine Frau stürbe, damit ich mein Gretchen holen könnte! Und nur mit vielem Beten und Ringen gelang es mir, ihn zu verscheuchen. Einundfünfzig Jahre hatte ich diese Sehnsucht getragen, wachend und schlafend von Nichts fast als von der Heimath geträumt, da ertrug ich es nicht länger. Ich vertraute meinem Nachbar, einem verschwiegenen, ehrlichen Manne, meinen Plan und bat ihn, zur rechten Zeit meiner Frau die nöthige Aufklärung zu geben. Ich hoffe nicht, damit gesündigt zu haben, daß ich, um ruhig sterben zu können, heimlich davonging, meine Heimath auf Erden noch einmal zu sehen und meine Lieben zu grüßen, deren Bild noch unverändert in meinem Herzen lebte'. Aber er findet alle todt. Schon über vierzig Jahre ist es her, seit Gretchen gestorben. Und er hat es nicht gewußt, daß er ihr das Herz gebrochen.

Man bekommt einen Begriff von Storms außerordentlichem Kunstverstande, wenn man verfolgt, was er seinerseits aus dieser kleinen ‚gemüthvoll, aber etwas pietistisch vorgetragenen' Erzählung gemacht hat. Mit dem von ihm so gern gewählten Rahmen eigener Jugenderinnerung umspannt er sie. An einem Frühlingstage, wo die Veilchen blühen und die Schwalben ihr altes Lied zwitschern, steigt wieder einmal die Jugendzeit vor ihm auf. Er gedenkt einer längst Verstorbenen, der er für manche gute Stunde zu danken hat. Als Knabe sieht er sich in der Stille des Sonntagmorgens durch den dunklen Thorweg auf den sonnigen Hof des St. Jürgenstiftes treten. Im obern Stock, wo unter den Fenstern die Schwalben ihre Nester gebaut haben, wohnt eine Freundin seiner Kindheit, die alte Agnes Hansen. Einst hat sie bei seiner Großmutter gedient; jetzt genießt sie im

Stift die wohlverdiente Altersversorgung. In ihrem stillen, sauberen Stübchen hat er die alte Jungfrau mit den noch immer schönen blauen Augen und dem grauen glattgescheitelten Haar unter dem schneeweißen Häubchen oft besucht. Dann, während die Schwalben im Sonnenschein vor dem Fenster ab und zu flogen, hat sie ihm von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählt, von den Festen im Hause seines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten Schützengilde, von der Pracht der alten, nunmehr abgebrochenen Kirche. Was sie selbst einst an Freude und Leid erfahren, das hat er erst viel später als Student aus ihrem Munde gehört. Und nun führt er sie selbst als Erzählerin ein.

An einem Frühlingsmorgen ist es gewesen, da hat Agnes Hansen sich ihrem Jugendgespielen Harre Jensen verlobt:

Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingssonne schien, wir gingen Hand in Hand; und während wir schwiegen, sangen über uns die Lerchen aus tausend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Hollunderwand des Gartens dem Hause gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfassung in die Tiefe hinab. „Wie drunten das Wasser glitzert!" sagte ich. Das Glück macht muthwillig; Harre wollte mich necken. „Das Wasser?" sagte er. „Das ist das Gold, das aus der Tiefe funkelt". Ich wußte nicht, was er damit meinte. „Weißt Du denn nicht, daß ein Schatz in Eurem Brunnen liegt?" fuhr er fort. „Guck nur genau zu; es sitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht ist's auch nur das brennende Licht in seiner Hand, das drunten so seltsam glitzert; denn er ist der Hüter des Schatzes".

Damit ist vordeutend ein Motiv berührt, das dann verhängnißvoll sich geltend machen soll.

Wir haben bereits gesehen, wie Storm es liebt, einen äußeren oder inneren Vorgang zu symbolisiren; der dadurch erzielten Erhellung haftet doch wieder etwas Geheimnißvolles

an; schon das Schwimmen nach der Wasserlilie in ‚Immensee‘ war der Art. Verwandt damit ist, wenn er ein lebloses Ding Antheil nehmend oder bestimmend in die Handlung hineinspielen läßt; so wird besonders oft das Bildmotiv verwendet. Ein romantisches Element wirkt hier offenbar fort; man denke nur an Tiecks Phantasus-Novellen und an E. T. A. Hoffmann. Aber Storm behandelt solche Züge doch immer nur als Beiwerk und ordnet sie der künstlerischen Oekonomie der Novelle unter. Und ferner bleibt er selbst innerhalb der Grenzen der Wirklichkeit stehen und läßt nur seine Menschen den Schritt ins Uebernatürliche thun.

In der uns augenblicklich beschäftigenden Novelle haftet Unheil an dem Brunnen. Agnes' Vater, um dem nahen Bankerott zu entgehen, läßt sich von einem Schwindler, dem ‚Goldmacher‘, zur Hebung des Schatzes verleiten. Aber das Geld, das er zu dem vergeblichen Werk hergeben muß, ist nicht sein eigenes, sondern das seines Mündels, Harre Jensens, womit dieser hat Meister werden und freien wollen. Damit entschwindet den Beiden das Glück, nach welchem sie schon die Hand ausgestreckt, in die Ferne. Harre muß scheiden. Ueber Agnes' Vater aber läutet die Schandglocke des Bankerottirers. Damit endet die Erzählung der alten Hansen. Von ihrem Jugendfreunde hat sie nie wieder gehört: ‚Es gibt noch andere Dinge, als den Tod, die des Menschen Willen zwingen‘, meint sie.

Vergleichen wir Storms Ausführung mit der Quelle, so sehen wir ihn die Vorgeschichte frei gestalten, das Scheiden der Liebenden tiefer motiviren und Alles mit einem reichen Detail umkleiden. Die Menschen werden lebensvoll herausgearbeitet; hinzuerfunden ist der Goldmacher, der dann, zum ‚Spökenkieker‘ geworden, ebenfalls im Stift Aufnahme ge-

funden hat und mit seinem unheimlich nackten Kopf und den verglasten Augen den Knaben erschreckt. Ist in der Quelle die Geliebte schon lange todt, so lebt sie hier noch, ebenfalls der Erinnerung hingegeben.

Was dort in der Erzählung des alten Mannes vereinigt ist, kann Storm an Beide vertheilen. Ein paar Jahre später erhält der Dichter die Ergänzung zu jenem Bericht der alten Hansen. Auf der Heimreise nach seiner Vaterstadt trifft er mit einem alten Klaviermacher aus Schwaben zusammen, und bald ergibt sich im Gespräch, daß ihr Ziel das Gleiche und daß jene Stadt im Norden auch des Greises Heimath ist. Vergebens schaut dieser nach dem hohen Thurm der alten Kirche aus. Auf ihm hat er einst der das Wiederkommen versprochen, um deren Willen er jetzt die weite Reise macht. Und nun erzählt er seinem jungen Reisegefährten die Geschichte seiner Liebe. Das Vergehen seines Vormundes will er nicht gern der Vergessenheit entreißen. Aber wie er von seiner Agnes Abschied genommen, im Frühlingsmorgensonnenschein, oben auf dem Thurm, von dem herab der alte Jakob eben den Schwalben den Willkommen geblasen, steht ihm noch in aller Deutlichkeit vor Augen:

Der Thurm, der uns Beide trug, ragte so einsam in den blauen Aetherraum; nur die Schwalben, auf deren stahlblauen Schwingen der Sonnenschein wie Funken blitzte, schwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht. — Ich hielt noch immer ihre Hand; mir war, als könne ich nicht fort von hier, als wären wir Beide, sie und ich, schon jetzt hinausgehoben über alle Noth der Welt. — Aber die Zeit drängte; unter uns schlug dröhnend die Viertelglocke. Da, als noch die Schallwellen den Thurm umflutheten, kam eine Schwalbe geflogen, daß sie uns fast mit ihren Flügeln streifte; furchtlos, nur auf Armeslänge von uns, setzte sie sich auf den Rand des Geländers, und während wir wie gebannt in das kleine glänzende Auge blickten, schmetterte sie plötzlich mit geschwellter Kehle ihre Frühlingslaute in die Luft.

Agnes warf sich an meine Brust. „Vergiß das Wiederkommen nicht!“ rief sie. Da breitete der Vogel seine Schwingen aus und flog davon. — —

So ist Harre in die Welt gezogen, um das Glück wieder heimzubringen, aber zurückgekehrt ist er nicht; auch wie das geschehen konnte, erzählt er dem Dichter.

Für die folgende Partie konnten die Züge der Quelle verwerthet werden. Aber auch hier gestaltet Storm frei. Wenn dort der Erzähler den Tod seiner Frau herbeiwünscht, führt Storm ihn vor die Versuchung selbst. Dann aber läßt er ihn sein Herz ausschütten vor seiner Frau, und diese selbst ist es dann, die ihn zur Reise in die Heimath veranlaßt. Aber in die Veilchenaugen seiner Jugend soll er nicht mehr blicken. Agnes Hansen ist kurz vor seiner Ankunft gestorben; nur an ihrer Bahre kann er noch knien. Der Dichter aber glaubt fern durch die Lüfte die Worte des Schwalbenliedes zu vernehmen: ‚Als ich wiederkam, als ich wiederkam, war Alles leer‘.

Ein mild verklärender Schimmer geht von dieser Dichtung aus. Das ersehnte Glück wird nicht erreicht; aber das Geschick muß getragen werden, denn ‚es gibt noch andere Dinge als den Tod, die des Menschen Wille zwingen‘. Die Resignation ist hier keine Folge der Schwäche, sondern bedingt durch die Macht äußerer Verhältnisse.

Eine Tragik anderer Art bildet das Motiv der Novelle ‚Ein stiller Musikant‘ (1874—75). Wie ein Mensch vergeblich mit den unüberwindlichen Mängeln und Gebrechen der eigenen Natur ringt, wie ihm darüber das Glück der Liebe verloren geht, er aber in bescheidenem Entsagen den Frieden seines Herzens wiederfindet, wird hier dargestellt:

Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerstunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume,

wandelt auch seine hagere Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem anderen Besuch, den ich schweigend und ungesehen hier empfange, allmählich wieder meinem Blick entschwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht ist, so zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausstrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf seinem einsamen Wege mitzugeben.

Auch wir müssen ihm gut werden, dem kleinen Manne mit dem dürftigen blonden Haar, den blaßblauen Augen und dem verklärenden Kinderlächeln. Der alte einsame Junggeselle, den das Leben gelehrt, ‚sich keine dummen Gedanken zu machen', hat sich durch alles Leid ein goldenes Herz bewahrt. Schon dem armen blassen Jungen ist seine Kopfschwäche im Wege gewesen. Die Weltgewandtheit und Unverfrorenheit des „Hofpianisten' hat er nicht besessen; aber ‚wenn ich bisweilen so saß und seinem Spiele zuhörte, hab' ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Christian Valentin, das Alles noch viel besser machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir so fix zusammen gegangen wären'. Wohl reicht ihm Signora ‚Katerina', die ‚alte Kunstfigur', die noch als junge Primadonna vor dem großen Mozart gesungen, zur Belohnung für sein Spiel eigenhändig eine Pfeffermünzpastille aus ihrem kristallenen Naschdöschen. Aber bei seinem öffentlichen Auftreten macht der zaghafte, schüchterne Mann Fiasko. Das Geschick trennt ihn dann von der, die er liebt. Doch er begehrt nicht viel vom Leben, in stiller Resignation sich zu bescheiden, fällt ihm nicht gar so schwer, und er meint, noch ganz leidlich gefahren zu sein, da es ihm vergönnt ist, das Töchterchen seiner Jugendgeliebten zu unterrichten. So überströmt der Dichter mit versöhnendem Licht die Gestalt des alten Musikmeisters. Und dem Erdenwallen des Künstlers läßt er die Apotheose folgen.

Kann er auch selbst den süßen Lerchenton seines Jugendliedes nicht mehr hören, so zaubert dieses doch, von seiner Lieblingsschülerin gesungen, stille Freude auf dem Antlitz der Hörer hervor. Dem Dichter aber, der das alte liebe Gesicht mit dem Kinderlächeln nicht mehr erschaut, ist es, als sei ihm ein vergessener Wunsch erfüllt, als sei er nun doch noch mit dem stillen Meister auf seinem Veilchenplatz gewesen.

Mild und rein steht diese Gestalt vor uns. Die einfache, aber intimsten Antheil verrathende Darstellung rührt uns tief. Storm charakterisirt zuweilen seine Personen durch die Vorliebe für gewisse Dichter und Dichtungen. So gab er der alten Marthe Mörikes ‚Nolten' in die Hand. So läßt er den stillen Musikmeister sich an den klaren Frühlingsliedern Uhlands und den friedhofsstillen Poesien Höltys erbauen; Chodowiecki-Sammler ist er, wie der Dichter selbst, und die älteren Komponisten, Haydn und Mozart, stehen ihm voran. Was noch das Motiv selbst anlangt, so ist schon von Erich Schmidt auf die Verwandtschaft mit Grillparzers Novelle ‚Der arme Spielmann', wo aber die Ausführung sich herber darstellt, hingewiesen worden.

Die Romantik brachte die Künstlerromane in Aufnahme. Die Kunst selbst Gegenstand der Kunst — das entsprach so recht dem romantischen Ich-Kultus und der damals beliebten Flucht aus der spießbürgerlichen Wirklichkeit in die Exklusivität selbstherrlichen Poetenthums. Unberührt von der Alltäglichkeit, rein und voll mit allen seinen Neigungen sich auszuleben, war das Streben der bevorzugten Geister jener Zeit. Einen Rest dieses romantischen Empfindens glauben wir bei Storm wahrzunehmen. Schon konnten wir beobachten, wie er seine Helden dem werktägigen Gange des Lebens zu entrücken strebt. Ihre bürgerliche Stellung wird gern verschwiegen; ihr Beruf

gilt als nebensächlich. Reinhardt in ‚Immensee‘ sammelt Volkslieder und beschäftigt sich mit botanischen Studien. Ihm stellt sich der botanisirende Doktor in ‚Waldwinkel‘ an die Seite. Auch Professor läßt er wohl seinen Helden sein oder werden; so in den Novellen ‚Im Schloß‘ und ‚Viola tricolor‘; der Professorenstand erscheint unabhängiger, über die Alltäglichkeit mehr erhoben. Wie er seinem idealistischen Helden auch wohl einen praktischen gegenüberstellt, ist schon angemerkt worden. In ‚Immensee‘ sind so die beiden gegensätzlichen Seiten des Lebens in den Gestalten Reinhardts und Erichs auseinander gelegt. Im Konflikt zwischen ihnen hat der Held von ‚Späte Rosen‘ gestanden: seine dunklen Augen verrathen noch den ihm ursprünglich eigenen idealen Zug, und der Drang nach Schönheit bleibt auch dem Kaufmann unverloren. Am meisten von der Prosa des Lebens abgewandt erscheint der Künstler. Ein Dichter, der möglichst rein und schon an sich poetisch wirkende Stimmungen darzustellen liebt, mußte unter den Künstlern mit Vorliebe seine Helden suchen. So finden wir denn auch in dieser zweiten Husumer Periode eine ganze Reihe von Künstlernovellen. Schon in ‚Von Jenseit des Meeres‘ war der Held ein junger Architekt; auf sein Kunstgefühl zum guten Theil ist die Mondnachtscene im Park gegründet. Der Vetter in ‚Eine Halligfahrt‘ ist einst ein berühmter Violinspieler gewesen; in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen begegnet folgende schöne die Wirkung der Musik verherrlichende Stelle:

Und meine Geige sang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie sang wie einst der Nöck am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muse, denn du standest mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die schönen Hände in deinem Schooß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft

der Jugend. Und die Wände des Gemaches schwanden und der rauschende Wasserfall stand, und alle die jungen Vögel, die eben noch so laut geschlagen hatten, verstummten lauschend. Ich war eins mit dir, schöne jugendliche Göttin, hoch oben stand ich herrschend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen sprühten; und lange, lange hielt ich sie Alle in athemlosen Bann. — Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb scheu, mit erstaunten großen Augen, als hätten sie plötzlich entdeckt, ich sei noch Einer von den Ihren, den sie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maske des Alters fortgeworfen habe.

‚Ein stiller Musikant‘ stellt ein Künstlergeschick in seinem ganzen Verlauf vor Augen. Das Motiv — vergebliches Ringen mit den Gebrechen der eigenen Natur — war von Storm schon in der früheren Novelle ‚Eine Malerarbeit‘ (1867) ergriffen worden. Dort wie hier bescheidet sich der Held und so kann die tragische Wendung vermieden werden. Bei dem stillen Musikanten hat das Gebrechen mehr einen inneren Sitz; bei dem kleinen Maler Edde Brunken mit dem tollen Temperament und dem leicht entzündlichen Herzen ist es die äußere verkrüppelte Gestalt, mit der er fortwährend vergeblich ringt. Wenn jener meint: ‚Ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir so fix zusammen gegangen wären!‘, so rechnet sich dieser ebenfalls das Exempel seines Lebens vor: ‚Meine Seele und meine Kunst verlangen nach der Schönheit, aber die langfingerige Affenhand des Buckligen darf sie nicht berühren‘. Storm zieht es zu solchen absonderlichen Menschen, wie der kleine verkrüppelte Maler ist. Als Episodenfiguren huschen des öfteren Hoffmannsche Gestalten bei ihm vorüber. Aber auch zum Mittelpunkt macht er ein derartiges Original; neben den buckligen Maler stellt sich der ‚Herr Etatsrath‘. Von Hoffmann unterscheidet ihn, daß, während dieser über seine Gestalten einen unheimlich dämonischen Reiz ausbreitet, Storm die seinen in einen mehr oder minder grotesken Humor

taucht und sie so, das Abstoßende mildernd, uns menschlich näher bringt. Für Edde Brunken ist der Humor noch ein besonderer Helfer: er hält ihn über Wasser, daß er nicht untergeht in dem Widerstreit zwischen seinem äußeren und inneren Menschen. In einer behaglichen Plaudergesellschaft am Kamin wird seine Geschichte vom Doktor-Hausarzt erzählt; sie soll den Satz beweisen: ‚Man muß sein Leben aus dem Holze schnitzen, das man hat'. Wieder tritt die symbolische Beleuchtung unterstützend ein. Ein Märchen, die Geschichte von dem Ungeheuer und der weißen Rose, erhellt plötzlich für ihn wie für das schöne Erdenkind, in das er sich verliebt hat, die Situation. Dazu kommt das Bildmotiv. Zwei Pendants sind es, in denen der Maler selbst den von ihm durchgekämpften Konflikt symbolisirt hat. Die Scenerie ist auf beiden Bildern dieselbe: aus dem blühenden Rosengebüsch einer sonnigen Parkpartie erhebt sich eine Venus. Aber die Stellung der Figuren ist eine verschiedene. Auf dem einen Bilde steht neben der Statue der Liebesgöttin, finster zu ihr aufblickend, die Gestalt eines verkrüppelten Mannes in zierlicher Rococokleidung, mit breiten Spitzenmanschetten und veilchenfarbenem Wams; durch den sonnigen Laubgang im Mittelgrunde entfernt sich ein Liebespaar, das Dämchen übermüthig lachend nach dem Krüppel zurückschauend. Auf dem nach Besiegung des inneren Konfliktes gemalten Pendant-Bilde ruht das junge Paar weltvergessen zu den Füßen der Göttin, während der Bucklige nunmehr im Hintergrunde auf einer Bank bequem zurückgelehnt in freundlicher Betrachtung sitzt.

Die Novelle zeigt kräftigere Konturen, wie die vorangegangenen Dichtungen der Heiligenstadter Zeit. Nicht sowohl die Stimmung wird betont, als realistisches Detail ausge-

breitet. Der dorfgeschichtliche Zwischensatz bekundet, daß Storm auch das derbe Leben, wie es ist, anzupacken weiß.

In gewisser Weise ein Gegenstück zur ‚Malerarbeit' stellt ‚Psyche' (1875) dar. Wieder eine Künstlernovelle, aber ohne tragisches Ringen, vielmehr in jubelndes Glücksgefühl verklingend. In der Zeitung las Storm einmal, daß ein Primaner ein Mädchen beim Baden gerettet. Dieser einfachen Notiz ist sein hohes Lied der Liebe, wie ich ‚Psyche' unter seinen Dichtungen nennen möchte, entsprungen. Aus dem Primaner wird ein junger Bildhauer, der sich bei dem Freund in der Nordseestadt aufhält. Sturmeshauch und Meeresrauschen erfüllt die Eingangsscene. Wie befreit in reinen Lüften athmen wir. Verschwunden scheint die Alltagswelt, und aller Erdenstaub verweht. Und die Menschen — als wären sie eben aus der Hand des Schöpfers gekommen. Ein Hauch hellenischer Sinnenfreudigkeit geht von ihnen aus. ‚Wie in den Tagen der Götter!' rufen auch wir, wenn die Gestalt des Schwimmers mit der breiten Brust aus den schäumenden Wogen auftaucht, das gerettete Mädchen an das Ufer tragend, und nun der volle Sonnenschein, ‚noch immer die Sonne Homers', auf die beiden schimmernden Gestalten fällt. Dem Retter, dem jungen Künstler, hat der Blitz geleuchtet, von dem er vorher dem Freunde gesprochen. Ihm gilt es, was er beschienen von flüchtigem Strahl geschaut, in das Licht des Tages hinaufzuschaffen. Er will nicht wissen, wer jenes Mädchen gewesen. Ein Götterkind, das seine leiblichen Augen nie gesehen, soll sie ihm bleiben: ‚Psyche, die knospende Mädchenrose, das schlummernde Geheimniß aller Schönheit'. Stumm und rührend, wie um Gestaltung flehend, sieht immer das eine Bild ihn an. Und während das anmuthige Märchen des Apulejus seinem Innern vorüberzieht, trägt er aus dem

Chaos der dämmernden Phantasie empor an das Licht sein Werk ‚Die Rettung der Psyche‘: ‚Ein junger schilfbekränzter Stromgott, an abschüssigem Ufer emporsteigend, hielt eine entzückende Mädchengestalt auf seinen Armen. Trotz des zurückgesunkenen Hauptes und der geschlossenen Augenlider der letzteren sah man fast wie lauschend die Menschen an das Bild herantreten, als ob sie in jedem Augenblick den ersten neu erwachten Athemzug in der jungen Brust erwarten müßten‘. Und nun, nachdem das Marmorbild die Stille seiner Werkstatt verlassen und der künstlerische Gedanke sich ihm verkörpert hat, streckt er nach der Lebendigen die Arme aus. Auch sie, die er gerettet, hat seinen Namen nicht wissen wollen, obwohl sie das schöne blasse, in Angst und Zärtlichkeit auf sie hernieder blickende Jünglingsantlitz nicht vergessen kann. In ihrer heiligen Jungfräulichkeit bebt sie seitdem vor aller Berührung mit der Welt zurück. Da dringt die Kunde von der ‚Rettung der Psyche‘ auch in die nordische Küstenstadt, und nun treibt es wie eine Angst das Mädchen zu dem Bildwerk. Aber aus diesem Konflikt ist die glückliche Lösung unschwer zu finden: ‚Die holde Scham ist nur empfangen, daß sie in Liebe sterben soll‘. Im Angesicht der Marmorgruppe finden sich die Beiden, deren Gedanken schon unabweisbar zu einander gestrebt:

Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne sah er ihre Augen untergehen. Er ließ sie nicht; in trunkenem Jubel hob er sie auf seine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder, und leise, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, sprach er, was er einst nur fern von ihr gedacht: „Nun laß' ich dich nicht mehr; ich gebe dich an keinen Gott heraus!“ — Da regte auch der schöne Mund des Mädchens sich. „Sage: nie!“ kam es wie ein Hauch in ihm herauf; sonst muß ich heute noch vor Scham erblinden“.

Wie so idealistisch gefaßten Menschen auch das Gröbere gesellt werden kann, ohne die Stimmung zu schädigen, das zeigt die knochige Gestalt der alten Bade-Kathi mit ihrem großen verschossenen Taffethut; leicht in Humor hat sie der Dichter getaucht.

Bei der Begründung der Zeitschrift ‚Deutsche Jugend‘ wurde auch Storm zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Aber erst nach geraumer Zeit vermochte er einem damals gegebenen Versprechen zu genügen. Er bemerkt darüber:

Die Schwierigkeit der „Jugendschriftstellerei“ war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden. „Wenn du für die Jugend schreiben willst“, in diesem Paradoxon formulirte es sich mir — „so darfst du nicht für die Jugend schreiben! — Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst“.

Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständniß und die Theilnahme der Jugend geeignet war.

Aus dieser Ueberlegung ist die schöne Novelle ‚Pole Poppenspäler‘ (1873—74) hervorgegangen. Klaus Groths ‚Quickborn‘ enthält eine Erzählung ‚Peter Kunrad‘: ein junger Bauer heirathet eine fahrende Komödiantin, ein stilles, ordentliches Mädchen. Aber der Makel der Herkunft und des Handwerks bleibt in den Augen der Leute an der jungen Frau haften. Beide vermögen sich über die Klatschereien der Menschen nicht hinwegzusetzen, und so ist ein tragischer Ausgang unvermeidlich. Bei Storm heirathet ein braver Handwerker seiner Vaterstadt die Tochter eines fahrenden Puppenspielers. Wohl wird dem Kunstdrechsler und Mechanikus Paul Paulsen von den Leuten der Spottname ‚Pole Poppen-

späler' angehängt; aber ihm bedeutet er das Beste, was ihm das Leben gegeben. So herrscht hier volle Versöhnung, und zugleich erfährt das fahrende Künstlerthum eine Apotheose, die es wie mit dem Schimmer eines verklärenden Abendroths überströmt erscheinen läßt. Der Dichter leitet ein, gibt aber bald die Erzählung an den Freund seiner Knabenzeit, an Pole Poppenspäler selbst, bei dem er das Drechseln lernt, ab. Sie stellt sich dann als Erinnerungsgeschichte dar: ‚Daß ich ein Knabe war', beginnt der Erzähler, ‚ist nun schon lange her; aber gewisse Dinge aus jener Zeit stehen noch, wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen'. Von entzückendem Reiz und duftiger Frische ist das Kindheitsidyll. Alle großen und kleinen Kinder werden es verstehen, wenn dem Knaben das kleine Puppenspieler-Lisei wie von Märchenglanz umflossen erscheint. Und welch herzerquickender Mensch ist der fahrende Marionettenkünstler selbst, der alte Tendler, der kleine lustig blickende Mann, dem unter der grünen Schirmmütze die kurzen schwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abstehen. Wenn dann die alten Puppenspiel-Gestalten, Pfalzgraf Siegfried und die heilige Genovefa, Doktor Faust und Mephistopheles, und er, der allemal dabei sein muß, Kasperl, der kleine lustige Allerweltskerl an dem Knaben vorüberziehen, so muß wohl jene phantastische Verwirrung über ihn kommen, welche die geheimnißvolle Welt der Bühne so leicht über ein junges Herz bringt. Dem Kinderglück macht der Abschied ein Ende. Die Puppenspieler-Leute ziehen wieder hinaus in die weite Welt. Dem zurückbleibenden Knaben aber ist zu Muthe, als sei die ganze Stadt ausgestorben. Nur die Hoffnung bleibt ihm:

Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbst wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unserer Stadt flogen, und drüben vor der Schneiderherberge die ersten gelben Blätter von den Linden-

bäumen wehten, da saß ich wohl manches Mal auf unserer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferde wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt komme. — Aber ich wartete umsonst; das Lisei kam nicht wieder.

Zwölf Jahre später führt in einer mitteldeutschen katholischen Stadt, wo Paul Paulsen als Geselle arbeitet, der Zufall ein Wiedersehen herbei. Als dann ein neuer Abschied bevorsteht, da hält er die Hand der fahrenden Puppenspielerin fest. Wohl weiß er, daß sie daheim mächtig reden werden; aber Lisei meint: ‚Wenn du sie hast, — i hab schon die Kuraschi!' Als Frau Meisterin führt er die Jugendgespielin in sein elterliches Haus. Der alte Tendler mit seinen nun in Ruhestand versetzten Puppen folgt den Beiden.

Wieder hat der Dichter in dieser Novelle ein todtes Ding mit dem Geschick des Menschen in Verbindung gebracht. Der kunstvolle Kasperl spielt im Leben des Puppenspielers eine bedeutsame Rolle. Sein so wirkungsvoll geschnitztes Gesicht hat einst für den jungen Verfertiger den Brautwerber um Liseis Mutter, die Tochter des großen Puppenspielers Geiselbrecht, abgegeben. Durch alle guten und schlimmen Tage hat der Kasperl ihn dann hindurchbegleitet. Auch bei dem Fiasko des Alten, der seine Kunst noch einmal hervorgesucht, ist er zugegen. Und als der greise Puppenspieler zur letzten Ruhe geleitet wird, da fliegt, von ruchloser Hand geworfen, in die offene Gruft der kleine lustige Kerl hinab und setzt sich gerade oben auf dem Sarge, zwischen den Blumen nieder:

Aber er sah jetzt gar nicht lustig aus; seinen großen Nasenschnabel hatte er traurig auf die Brust gesenkt; der eine Arm mit dem kunstreichen Daumen war gegen den Himmel ausgestreckt, als wolle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenspiele ausgespielt, da droben nun ein anderes Stück beginnen werde.

Was böse Absicht gewesen, wendet der Geistliche zu einem herzlichen Nachruf auf den Todten, der mit seiner kleinen Kunstfigur manches Menschenherz erheitert und dem kleinen Narren manches Gott und den Menschen wohlgefällige Wort der Wahrheit in den Mund gelegt habe.

Eine ‚gesunde Mischung nord- und süddeutschen Lebens' zeigt diese Dichtung; ausgezeichnet hat Storm, der auf plattdeutschem Boden Geborene, den drollig-herzigen Ton des bairisch-österreichischen Dialektes zu treffen verstanden.

Blasser in der Zeichnung der Menschen ist ‚Zur Wald- und Wasserfreude' (1878), das der Reihe der Künstlernovellen angefügt werden darf. Kätti mit ihren heimath- und ruhelosen Augen erscheint als das verkörperte romantische Sehnen in die ‚weit', weite Welt'. Die Zauber der ‚schönen Fremde', die Reize eines frei schweifenden Lebens steigen vor dem sinnenden Mädchen auf. Ein unbestimmter Drang treibt sie in die Ferne, als gäbe es dort ein Glück, was daheim nimmer zu finden sei. Wohl könnte die Liebe sie festhalten. Aber die unsichtbare Kette, die einst die Guitarrenstunden zwischen ihr und dem jungen Primaner gebildet haben, fügt sich nicht zum Ringe zusammen. Dem Doktor Wolf Fedders ist die Tochter des Herrn Tobias Zippel, obwohl eine ‚petite princesse dans son genre', zu nieder, und er neigt sich lieber der blonden blauäugigen Majorstochter zu. Alle Jahre einmal aber gehen ihm in seiner Amtsthätigkeit als Landvogt die Akten über eine Verschollene durch die Hände:

Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigen Kätti und seiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Wasserfreude". Aber er hat gar viele Akten und zu Hause eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtslokale nach seiner Wohnung zurückgegangen ist, haben diese Erinnerungen ihn schon längst verlassen.

Dieser Ausgang ist gar nicht in Storms sonstiger Art, und die Empfindung des Unbefriedigten läßt sich nicht zurückdrängen. Mehrere Episodenfiguren spielen hinein: die hexenhafte Altweibergestalt der langen Trina, ‚Sträkelstrakel', der kleine hinkende Schneider, dessen Seele in seiner Violine ruht.

Daß Storm Motive seiner juristischen Amtsthätigkeit poetisch verwerthet, ist schon begegnet. In einen derselben entstammenden Bericht ist ‚Draußen im Haidedorf' (1871) gekleidet. Ein aktenmäßig protokollarischer Schein strenger Thatsächlichkeit wird dadurch gewonnen. Nur die in unbestimmter Laternenbeleuchtung schattenspielartig sich abspielende Eingangsscene steht außerhalb. An der Hand der Vorfragen und der gerichtlichen Vernehmung wickelt sich dann die unselige Geschichte ab: wie den jungen Bauern die blind leidenschaftliche Liebe zu der verführerischen Slovaken-Margreth — wieder eine fremdartige Mädchengestalt — in den Tod treibt. Ein verwirrend gespenstisches Element ist in die Erzählung aufgenommen und erregt eine unheimlich beklommene Zwitterstimmung, die der landschaftliche Hintergrund der öden, von weißen Nebeln überzogenen Moorgegend noch erhöht. Offenbar absichtlich hat Storm so die Motive gemischt; die Wirkung ist künstlerisch genau vorher berechnet, wenn die Fahrt durch das Moor in dem Dichter die Erinnerung an die slavische Sage vom weißen Alp weckt, der dem Schlafenden die Seele austrinkt. Das alles ist mit vollendeter Sicherheit behandelt, streift aber doch vielleicht in etwas über die Region der reinen Kunst hinaus. Auch hier wieder mehrere interessirende Episodenfiguren: Küster und Küsterin und die anderen Dorfweiber.

‚Im Brauerhause' (1878 — 79; anfangs ‚Der Finger' betitelt) mag hier angereiht werden. Die kleine Erzählung

ist ganz auf ein Motiv des Volksaberglaubens gestellt. Wie ein Protest gegen seine verhängnißvollen, den Unschuldigen treffenden Folgen erscheint sie. Aber man merkt gleichwohl das Behagen, mit welchem der Dichter bei solchen Dingen verweilt. Enthält doch seine Bibliothek neben allerlei Märchen- und Sagensammlungen auch eine ganze Reihe von Büchern, die sich mit dem Geister- und Gespensterreich beschäftigen. Daß der der Geschichte von ‚Peter Liekdoorns' Finger zu Grunde liegende Aberglaube ein altüberkommener ist, bezeugt eine Notiz in der Laßschen Chronik von Husum, in welcher berichtet wird: Im Jahre 1663 am heiligen Drei-Königs-Tage sei ein Weib zusammen mit ihrem Manne aus der Stadt entwichen, ‚dieweil auf eine wunderbare Art offenbar worden, daß sie vermittels eines Daumes von einem gehenkten Menschen, den sie, wenn sie hat brauen wollen, ins Bier gehenkt, sonderlichen Segen und Gewinst vermeinet zu überkommen: deswegen allen Nachbarn nicht ein geringer Ekel darob entstanden'. Die kleine Geschichte Storms, die am Theetisch erzählt wird, ist wirklich in seiner Vaterstadt in der Familie der Frau Bürgermeisterin passirt. Die Erzählerin und ihr Mann sind Porträtgestalten. In der Reihe der kräftigen Figuren aus dem Bürger- und Bauernstande tritt der alte Brauknecht Lorenz Hansen mit seiner treuen Seele und seinen gruseligen Geschichten besonders hervor.

Für absonderliche Käuze und wunderliche Originale hat unser Dichter eine ausgesprochene Vorliebe. Damit hängt seine Neigung für E. T. A. Hoffmann zusammen. In Anlehnung an diesen ungeheuerlichsten Wildling der Romantik hat er in besonderen Porträts ein paar seltsame Menschen gezeichnet, für die er die Vorbilder in seiner Vaterstadt gefunden zu haben scheint. Ein verwundersam märchenhaftes

Bild ist der alte ‚Amtschirurgus‘ (1870) mit dem breiten Burgundergesicht, den kleinen zugeschnürten Augen und dem vollen weißen Haarschopf, wie er in seiner verschollenen Kleidung von seinen Ratten umgeben in dem dämmerigen Bodenraum des Rathhauses steht:

Sie kannten sich wohl, das fremde unheimliche Thier und der einsame alte Mann; sie blickten sich traulich in die Augen, als hätten sie in deren Tiefe den kleinen Punkt gefunden, der unterschiedslos für alle Kreatur aus dem Urquell des Lebens springt.

Kurios groteske Figuren sind die beiden ‚Kuchenesser der alten Zeit‘ (1871): ‚Onkel Hahnekamm‘ im olivenbraunen Rock, mit fein gefaltetem Jabot und wohlgepflegtem Toupet, und der ‚Herr Rathsverwandte‘ Quanzfelder, eine knochige Altweibergestalt mit gläserner Stimme und runzeligem zusammengedrücktem Gesicht, in mausgrauem Kleidrock und mit rothbaumwollenem Regenschirm.

Hier ruft denn auch der Dichter aus:

O, seliger Theodor Amadäus Hoffmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde deiner Serapionsabende, auf daß ich dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnißvoll glühenden Farben würdest du durch deine Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!

Hoffmannsches Gepräge trägt auch die alte verschollene Madame Sievert Jansen in der Novelle ‚Im Nachbarhause links‘ (1875). An ‚Bulemanns Haus‘ erinnert das hohe, düstere Gebäude mit den blinden, von Spinngeweben überzogenen Fenstern und der grünspanbedeckten Klinke, das am hellen Tage wie in Todesschweigen dasteht, in welchem es aber Nachts, nach dem Gerede der Leute, unruhig wird. Und als eine Art weiblicher Bulemann erscheint denn auch die Bewohnerin. In einer gespenstischen Welt, deren Wirklichkeit

schon lange versunken ist, glaubt der Freund, der der Erzähler dieser Geschichte ist, sich zu bewegen. Das Erinnerungsmotiv spielt mit hinein und hilft, unter Mitwirkung des Bildmotivs, den Vorhang aufheben, hinter welchem sich ein schon verrauschtes Leben birgt. Diese alte einsame verfallene Frau ist einmal jung und schön und von Freiern umschwärmt gewesen. In dem Saal mit der verblichenen gelben Tapete und den verschossenen Seidengardinen hängt das Bild eines bacchantisch schönen Weibes, in dessen Augen unersättliche Lebenslust blitzt und von dessen Antlitz ein bestrickender Sinnenzauber ausgeht. Die Vergangenheit steht plötzlich vor der Alten, wie sie sie alle fortgestoßen, die zu ihren Füßen lagen, auch ihren Jugendgespielen mit seiner treuen Liebe. Nicht vergönnt wird es ihr, an dem Enkel gut zu machen, was sie an dem Großvater gesündigt. Verlassen, von Wahnvorstellungen verfolgt, stirbt sie, und in dem einsamen Hause findet man ihren kleinen zusammengekrümmten Leichnam.

Wie dem Propheten der Herr nicht im Sturm erschien und Tumulte,
Sondern im sanften Säuseln, das leise die Blätter bewegte,
So auch die Poesie: wenn sie nicht mit euch Abends zu Bett geht,
Morgens mit euch aufsteht, im Zimmerlein sitzt, mit der Sonne
Durch die Fenster euch scheint und das kleinste Geräthe vergoldet,
Siehe dann habt ihr sie nicht, und vergebens sucht ihr die Welt aus,
Denn der Himmel ist überall gleich, und das Wundergeheimniß
Wohnt in Arabien nicht, und nicht bei den Löwen der Wüste.
Doch ihr verachtet es, dem ganz einfältigen Nächsten
Einen Blick zu schenken, und scheinbar prosaische Stoffe
Zum Triumphe der Kunst zu bewältigen. Faßt das gemeine
Tägliche Leben an, das dumpf an den Menschen vorbeigeht,

Leuchtet mit euren Lichtern hinein, und der nimmer gekannte
Glanz wird die Augen blenden und tröstlich die Herzen erquicken.
Aber das dünkt euch gering, wohlwollendes Lächeln, wenn's hoch kommt,
Habt ihr dafür, doch versucht's, es ist nicht so leicht wie es aussieht.

Ein schwäbischer Dichter, Hermann Kurz, hat in diesen Versen ein Stück seines poetischen Glaubensbekenntnisses niedergelegt. Sie müssen aus Storms Seele gesprochen sein. Denn auch seine Individualität — wie Jugendeindrücke dafür bestimmend waren, ist früher gezeigt worden — liebt es, auf dem ‚ganz einfältigen Nächsten' mit liebevollem Blick zu verweilen; auch er erblickt einen Triumph der Kunst darin, ‚scheinbar prosaische Stoffe zu bewältigen'. Bei ‚kleinen Leuten' hält er sich gern auf und beobachtet ihr stilles Thun und Denken. Diese idyllische Neigung zur Genremalerei und zum Stillleben verträgt sich bei ihm durchaus mit dem beobachteten romantisch-phantastischen Hange. Neben die ahnungsvolle, unbestimmt träumerische Stimmungsnovelle und die in Fragen des Seelenlebens sich vertiefende Problem- und Konfliktnovelle tritt als weiterer selbständig ausgebildeter Faktor seiner Dichtung die traulich intime Haus- und Familiennovelle, die es sich zur Aufgabe macht, enge Verhältnisse zu poetisiren. Storms Chodowiecki-Passion erklärt sich daraus und überhaupt seine Vorliebe für das Rococo. Kein Wunder, wenn ein jüngst unter dem Titel ‚Als der Großvater die Großmutter nahm' erschienenes ‚Liederbuch für altmodische Leute', in welchem alle Lieblingsgedichte jener verschollenen Zeit noch einmal ihren Platz gefunden haben, ihm das lebhafteste Interesse abgewann. Wie eine Illustration zu diesem Liederbuch können die kleinen Skizzen ‚Von heut

und ehedem' erscheinen, die in den Anfang der siebziger Jahre fallen, wo Eindrücke der Kindheit besonders lebendig vor seinem inneren Auge aufgetaucht zu sein scheinen und er so manchen der alten Freunde seiner Jugend zu stillem Besuch einladet. Ganz prächtig ist die Sitzung der ‚freundschaftlichen Gesellschaft' in Urgroßvaters Hause geschildert. Eine reizende Rococo-Gestalt ist das Großmütterchen, deren Jugendbild der Dichter aus der Nacht, in die es schon so tief versunken, noch einmal heraufzubeschwören sucht.

Schon in einer früheren Novelle ‚Drüben am Markt' hatte Storm mit den leisen Lichtern des Humors in das Stillleben seines Vaterstädtchens hinabgeleuchtet. Jetzt nimmt er diesen Ton wieder auf: ‚Beim Vetter Christian' (1872) ist ein Kabinetstück intimster, behaglichster Genre- und Kleinmalerei. Dem jungen Doktor und Subrektor an der Gelehrtenschule wird es nachgerade einsam in seinem großen elterlichen Hause, wo nur die alte Karoline, ein von der gestrengen Mutter unveräußerlich überkommenes Inventarienstück, als Hausdrache waltet. Als aber dann, wozu der Onkel Senator die Anregung gegeben, die kleine Julie Hennefeder mit ihrem schüchternen ‚O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!' als Haushälterin eingezogen, da beleben sich dem Vetter wieder die öden Räume: das ganze Haus scheint eine Wendung nach der Sonnenseite gemacht zu haben; nur die alte Karoline in ihrer Küche verhält sich ablehnend gegen den Eindringling. Die Tage gehen dahin. Der Herbst kommt und mit ihm die große viel bedachte Familienfête. Eine Luft der Behaglichkeit schon breitet sich über den Theetisch aus. Und dann wird Whist gespielt und Poch an einem echten alten Erbpochbrett. Bei Tisch aber hält Tante ‚Lehnken Ehnebeen' mit angenehmer Krähstimme ihren stereotypen Trinkspruch:

‚Ich bin verliebt! Worin? In Redlichkeit und Treue'! Und als der vom Vater ererbte Johannisberger entkorkt ist und mit seinem Duft das Zimmer erfüllt, da stimmt der Onkel das alte Lied an: ‚Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!' Draußen auf der Gasse hört der Nachtwächter, der alte Matthias, auf seinen Morgenstern gestützt, dem Liede zu, bis es zu Ende gesungen ist; dann ruft er die elfte Stunde ab und setzt seine Runde fort. Und noch einmal klingt der Onkel an sein Glas zum ernsten Trinkspruch ‚Martje Flors', mit dem man in Eiderstedt vom fröhlichen Mahl auseinander geht: ‚Dat et uns wull gaa up unse olen Dage!' Zu tief in ein paar junge braune Augen hat der Vetter mit seinen blauen geschaut. Und als der Mai gekommen und Goldregen und Syringen erblüht sind, da gibt es im Hause des Onkels eine fröhliche Hochzeit, und auch die alte Karoline in ihrer Rosaflügelhaube sieht ganz vergnügt darein:

Und die Stunden flogen. Lind war die Nacht; drüben in der anderen Straße um das alte Familienhaus stand einsam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit seinem jungen Weibe. Der Nachthauch säuselte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüthen, die aus der Knospenhülle drängten? Wie durch Adams Bäume vor tausenden von Jahren, so schien auch heute noch der Mond. — Als Hand in Hand das junge Paar die Schwelle seines Hauses überschritt, hörten sie draußen von der Gasse den alten Matthias singen:

„Wie schön ist Gottes Welt,
Und jedes seiner Werke!"

Die Tradition einer alten Zeit lebt noch in diesen still behaglichen Patrizierhäusern der Vaterstadt unseres Dichters. Wie der Hausrath, so scheint die Luft der Gemüthlichkeit und sinnigen Beschaulichkeit selbst von Vater und Großvater ererbt. Wir athmen sie auch in der weiter in die Vergangenheit

zurückführenden Novelle ‚Die Söhne des Senators‘ (1879—80), in welcher eine kleine Episode aus der Familiengeschichte eines der letzten großen Kaufherren von Husum geschildert wird. Den Zwist der beiden Brüder um den Familiengarten nimmt der Leser von vornherein nicht ernst, und so ist denn auch, nachdem die die Scheidung symbolisirende Mauer gefallen und der Papagei mit seinem stereotypen Ruf „Komm 'röwer!“ durchgedrungen, Alles wieder beim Alten, und das Antlitz der hübschen rosigen Frau Senatorin braucht kein Wölkchen zu trüben. Die alte graziös verschnörkelte Zeit tritt lebendig vor uns hin: wo schwarzseidene Haarbeutel, Dreispitze und Schnörkelschuhe Mode, Lieder wie ‚Beschattet von der Pappelweide‘ und ‚Blühe liebes Veilchen‘ allerneueste Lieder waren; die Personen reden in dem gravitätisch bedächtigen, mit jetzt längst antiquirten französischen Floskeln verbrämten Stil dieser Zeit. Originelle Gestalten weist wieder die Reihe der Episodenfiguren auf: die klatschenden alten Weiber, Frau Antje Möllern und Frau Nachbarn Jipsen; der kleine bewegliche Advokat, Herr Siebert Sönksen, mit der langschößigen goldbrokatenen Weste; die Insassen der Schreibstube, der alte Buchhalter Friedebohm und ‚Musche‘ Peters, der Lehrling; der vierschrötige Maurermeister Heinrich Hansen; dazu die plattdeutschen Jungen, als Chorus gewissermaßen.

Daß Storm der aufmerksamste Beobachter der Kinderseele und des Kinderlebens ist, konnte schon des öfteren beobachtet werden. An reizenden Kinderidyllen sind seine Dichtungen reich. Kinder und Katzen paart er in der dem eigenen Familienleben entnommenen allerliebsten kleinen Geschichte ‚Wie sie Nine begruben‘ (1876): prächtige kleine Kerle sind diese beiden Jungen mit ihrem Schmierzeug, die ‚Nine sein Grab mit Spucke poliren‘. Auch von dem Dichter selbst erhalten

wir ein Genrebild, wie er im Schlafrock am Schreibtische arbeitet; auf seinem Schoß ein Kätzchen, das mit seinem kleinen hübschen Kopf aufmerksam der Feder folgt:

Oftmals als wolle sie meinen gar zu großen Eifer zügeln, streckte sie auch wohl das Pfötchen aus und hielt die Feder an, was mich dann stets bedenklich machte, und wodurch mancher Gedankenstrich in meine nachher gedruckten Schriften gekommen ist.

Es berührt eigen, wenn sich neben diese anmuthenden intimen Bilder glücklichen Familienlebens, neben die wie in behaglichster Seelenruhe und bei ungestörtem Gleichgewicht des Herzens niedergeschriebenen Erzählungen vom Vetter Christian und den Söhnen des Senators die furchtbarste Familientragödie stellt: ‚Carsten Curator‘ (1877). Der vierzigjährige Mann muß es büßen, daß er ein junges schönes Mädchen mit goldblondem Haar, frischen, rothen Lippen und verführerisch lachenden Augen hat besitzen wollen. Zwar hat sie nur eine kurze Weile mit dem Licht ihrer Schönheit in sein Werktagsleben hineingeleuchtet. Aber in dem Sohn der leichtfertigen Juliane, dem schönen Knaben mit dem seidenweichen lichtbraunen Haar, kommt die Erbschaft des Blutes unheilvoll zur Erscheinung. Sein Leichtsinn bringt das Unglück über das alte ehrbare Bürgerhaus an der ‚Twiete‘. Dem alten Carsten Curator freilich steht unverrückbar das Bild seiner ehrlichen Eltern, die aus der alten seltsamen Familiensilhouette auf ihn herabzublicken scheinen, vor Augen, und das Wort seines Vaters vor der Seele: ‚Auch von den Todten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück; und die Nachgelassenen sollen nicht vergessen, daß sie in seinem Lichte stehen, damit sie sich Hände und Antlitz rein erhalten‘. Aber eine Schuld ladet doch auch er auf sich, indem er das Geschick seines Mündels sich an das seines verbrecherischen Sohnes ketten

läßt. Wohl richtet sich Heinrich anfangs an der Liebe und dem reinen Wesen Annas, seiner Jugendgespielin, auf; bald aber erwacht der alte Leichtsinn, führt ihn dem Trunk in die Arme und zieht ihn dann rasch in die Tiefe. In erschütternder Weise läßt der Dichter die Elemente selbst die Katastrophe beschleunigen: die Sturmfluth begräbt den verbrecherischen Sohn, der vergebens nach seinem Vater um Rettung schreit.

Erbarmungslos hat Storm hier ein furchtbares Geschick sich erfüllen lassen. Unabwendbar, da es auf einer Art fatalistischer Naturnothwendigkeit ruht, scheint es über den Menschen zu stehen; zu seiner Schwester, der alten Tante Brigitte sagt Carsten:

Meinst du, daß die Stunde gleich sei, in der unter des allweisen Gottes Zulassung ein Menschenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich sage dir, ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit sich auf die Welt; und Alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Theil daran.

Gegenüber dem wehmüthig resignirenden Schlußakkord früherer Dichtungen herrscht hier eine unerbittliche Tragik, die nur kaum ein karg versöhnender Schimmer mildert. Eine ‚unbarmherzig niederschmetternde Gewalt‘ hat die Novelle und die Worte, mit denen uns der Dichter entläßt, lauten so befremdend ernst, als hinge ein Stück seines eigenen Lebens daran:

Und so geht es fort in den Geschlechtern; die Hoffnung wächst mit jedem Menschen auf; aber Keiner denkt daran, daß er mit jedem Bissen seinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingibt, das von demselben bald nicht mehr zu lösen ist. — Heil Dem, dessen Leben in seines Kindes Hand gesichert ist; aber auch Dem noch, welchem von Allem, was er einst besessen, nur eine barmherzige Hand geblieben ist, um seinem armen Haupte die letzten Kissen aufzuschütteln.

An einer originellen Episodenfigur fehlt es auch in ‚Carsten Curator‘ nicht: Hoffmannschen Anflug hat die Gestalt

des Maklers Jaspers, des Stadtunheilträgers, mit seinen kleinen grauen Augen in dem faltigen Gesicht, der krähenden Altweiberstimme und dem stereotypen „Freundchen‘, in dem braunen abgeschlissenen Rock und dem hohen Cylinderhut über der fuchsigen Perrücke.

Nicht in ‚Carsten Curator‘ zuerst hat Storm die Region erschütternder Tragik betreten. Schon vorher (1875—76) ist ‚Aquis submersus‘ entstanden, das ich, ebenso wie Erich Schmidt, für sein großartigstes Werk halte, für eine der bewundernswerthesten deutschen Novellen überhaupt.

‚Aquis submersus‘ eröffnet eine neue Gruppe seiner novellistischen Dichtungen, die man als die der alterthümelnden oder Chroniknovellen bezeichnen kann. ‚Renate‘, ‚Eekenhof‘, ‚Zur Chronik von Grieshuus‘, ‚Ein Fest auf Haderslevhuus‘ gehören weiter dazu. Unter dem Titel ‚Vor Zeiten‘ hat der Dichter die genannte Reihe jüngst in einem besonderen Bande vereinigt. Alle diese fünf Novellen spielen auf schleswig-holsteinischem Boden, vier derselben im ausgehenden 17. oder beginnenden 18. Jahrhundert, während ‚Ein Fest auf Haderslevhuus‘ ins Mittelalter zurückführt. Alle versuchen durch verstreute Streiflichter eine kulturgeschichtliche Perspektive auf die Vergangenheit zu gewinnen. Ihnen allen eigen ist der alterthümelnde, verjährte Stil. In zweien erscheint derselbe, da der Dichter der Erzähler ist, diskret, nur als Anflug; wie wenn statt des Imperfektums gern die Form der vollen Vergangenheit gewählt wird: ‚Sie hat versucht, die Arme oder den Fuß zu strecken, aber sie hat es nicht vermocht; ihr ist gewesen, als sei sie nun für immer leblos in den dunkeln Rahmen des Bildes festgebannt‘. Diese Art der archaisirenden Novellen bereitet schon eine frühere Dichtung, das Märchen ‚der Spiegel des Cyprianus‘ vor, das sich von

dem Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges abhebt. In ‚Aquis submersus‘, ‚Renate‘ und ‚Zur Chronik von Grieshuus‘ wird ein Erzähler der alten Zeit selbst, dessen Aufzeichnung der Zufall dem Dichter in die Hände gespielt hat, eingeführt und dann in Sprache und Stil durchgehends die Färbung jenes Zeitalters angestrebt. Bei dieser Art der Darstellung muß der Dichter, um mich der Worte Erich Schmidts zu bedienen, ‚einmal alles meiden, was der Kenner und gewöhnlich auch instinktiv der Liebhaber für kostüm- und sprachwidrig erklären könnte, und andererseits in Charakteristik und Sprache nicht zu weit von der Art unserer Tage abweichen, damit die Gestalten nicht marionettenhaft, der Vortrag nicht gekünstelt und gespreizt erscheine‘. Prinzipiell wird man freilich immer gegen eine solche Darstellungsweise einwenden können, daß der dabei zu Tage kommende Stil so niemals existirt hat. Den unbefangen sich Hingebenden wird das nicht stören. Storm trifft die naiv treuherzige, etwas eckige und ungelenke Schreibweise der alten Zeit vortrefflich. Aber der gelehrte Krittler könnte es als Anachronismus bezeichnen, wenn die modern romantische Naturempfindung, die in der Litteratur erst viel später deutlichen Ausdruck gewinnt, in jene Vergangenheit hineingetragen wird. Einem um 1700 lebenden Menschen hat, selbst wenn die Empfindung schon geweckt gewesen wäre, doch der Ausdruck noch nicht zu Gebote gestanden, um eine Stelle wie die folgende (aus ‚Renate‘) zu schreiben:

Es war aber Anfang Octobris, und eine klare Mondhelle stund über der schönen Gotteswelt; der Hof unter seinen düsteren Bäumen lag, als ob er schliefe, in dem mit sanftem Licht erfüllten Erdenraume. Es war so still, daß ich nur das Fallen der Blätter hörte und zuweilen den Schrei eines Hirschen aus dem Walde herüber.

Oder (aus ‚Aquis submersus‘):

Kein Laut war mehr als aus des Gartens Tiefe das Schlagen der Nachtigallen und von fern das Rauschen des Wässerleins, das hinten um die Hecken floß. — — Wenn, wie es in den Liedern heißt, mitunter noch in Nächten die schöne heidnische Frau Venus aufersteht und umgeht, um die armen Menschenherzen zu verwirren, so war es dazumalen eine solche Nacht. Der Mondschein war am Himmel ausgethan, ein schwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenster und dorten überm Walde spielete die Nacht in stummen Blitzen. —

Auch seine schönen, eigenartiger Empfindungsweise entspringenden Vergleiche leiht Storm ungescheut den Menschen jener fernen Vergangenheit: die Gedanken treiben wie auf einem dunklen Strome; gleich einem Stern aus unsichtbaren Höhen fällt es mir jählings auf die Brust; sie schüttelte sich als wie aus einem Traume; ihre Stimme schwebte gleich einem silbernen Licht ob allen andern; mir war, als gaukele vor mir mein Glück und müsse ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle; die Vögel tragen den Sonnenschein auf ihren Schwingen; ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes suchte, revierete mit trägem Flügelschlage über dem Boden hin, u. s. w.

Bis zu einem gewissen Grade sich mit den Menschen der alten Zeit zu identifiziren, bis zu einem gewissen Grade sich von ihnen zu trennen, mußte dem Dichter, sobald er die Kunstform der archaistischen Novelle wählte, als Aufgabe erscheinen. Von dem modernen Empfinden zu abstrahiren, ging nicht an; aber schön weiß er die Fäden zu wählen, um uns das Alte nahe zu bringen.

Ueber den ‚Perpendikelanstoß‘ — wie er wohl scherzhaft den ersten Augenblick der Empfängniß bezeichnet — für ‚Aquis submersus‘ hat Storm mir selbst erzählt. Unweit von Husum liegt ein Dorf: Drelsdorf, wo ein Schwager

von ihm Pastor war. In der alten Kirche des Dorfes zog ein Flügelbild aus dem 17. Jahrhundert seine Aufmerksamkeit auf sich: die beiden mittleren Bilder einen Prediger und seine Frau darstellend, auf den flankirenden Seitenbildern ein älteres Mädchen und ein etwa sechs Jahre alter Knabe. Um den geschnitzten Rahmen des letzten Bildes lief eine lateinische Inschrift: ‚Incuria servi aquis submersus', durch Fahrlässigkeit eines Knechtes im Wasser ertrunken. Außerdem befand sich in der Kirche das Todtenbild desselben Knaben, auf welchem er eine rothe Nelke in der Hand trug. In einer Trinkgrube auf der nahe beim Pfarrhause gelegenen sogenannten Priesterkoppel sei, so erzählte man ihm, der Knabe ertrunken. Aus diesen kargen Motiven hat Storm seine Dichtung herausgesponnen. Mit dem Bilde des todten Knaben in der alten Dorfkirche leitet er ein, indem er dabei den Perpendikelanstoß in die Kinderzeit zurückverlegt. Schon damals hat ihn ein phantastisches Verlangen ergriffen, von dem Leben und Sterben dieses Kindes, dessen Bild wie mit einer wehmüthig holden Sage den düsteren Kirchenraum erfüllte, nähere, wenn auch noch so spärliche Kunde zu erhalten. So wird wieder eine leicht vordeutende, Spannung weckende Exposition gewonnen; der noch ahnungslose Leser wirft auf die Stätte der Geschichte einen vorläufigen Blick. Erst nach Jahren erfüllt sich dem Dichter jenes Verlangen durch eine vergilbte Handschrift, die ihm, wobei wieder das Bildmotiv mitspielt, der Zufall in die Hand gibt. Und nun wird dieser Handschrift das Wort gelassen; der Held selbst tritt als Erzähler ein, wie er rückschauend in die Vergangenheit seine tragische Herzensgeschichte niederschreibt. Die Reihe der Künstlernovellen setzt sich fort: der Held ist ein Maler und bei Allem, was das Glück und das Leid seines Lebens ausmacht, hat seine

Kunst mitgewirkt. Aus dem ‚servus' der alten Inschrift ist ein ‚pater', aus der ‚incuria' eine ‚culpa' geworden. Den resignirenden, mehr erwägenden als handelnden Helden früherer Novellen tritt hier ein leidenschaftlicher, heißes Begehren nicht scheu zurückdrängender Mensch gegenüber. Dem, der von den Bluthunden des Junkers gehetzt, sich in das Schlafgemach der Geliebten flüchtet, steht kein warnender Hüter zur Seite; von drei furchtbaren Dämonen, von Zorn und Todesangst und Liebe verfolgt, reißt er ein theures Leben an sich. Mit dieser Mondnacht, die in ihrer berauschend süßen und doch wehmüthigen Stimmung wundervoll vor uns steht, hebt seines Lebens Schuld und auch die Buße an, die sich dann mit furchtbarer ‚Unentrinnbarkeit' erfüllt. Noch einmal darf Herr Johannes das geliebte Weib an seinem Herzen halten; aber sie gehört einem anderen Manne, der ihrem Kinde einen ehrlichen Namen gegeben hat. Zu gewaltiger dramatischer Kraft erhebt sich die Scene:

„Und wessen, Katharina", sprach ich hart, „bist du gewesen, ehe bevor du sein geworden?" Ein weher Klagelaut brach aus ihrer Brust; sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und rief: „Weh mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!" Da wurd' ich meiner schier unmächtig; ich riß sie jäh an meine Brust, ich hielt sie wie mit Eisenklammern und hatte sie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen sanken in die meinen, und ihre rothen Lippen duldeten die meinen; wir umschlangen uns inbrünstiglich; ich hätte sie tödten mögen, wenn wir also miteinander hätten sterben können.

Und wieder folgt der Schuld der Leidenschaftlichkeit die Buße: während die Eltern dieser kurze Traum des Glückes umfängt, ertrinkt das Kind, und in den Schatten des Todtenbildes schreibt der Vater die Worte: ‚Culpa patris aquis submersus'. Es geht dem Leser mit der Dichtung fast wie Herrn Johannes mit seinem sehnenden Leide: ‚Es zerfleischete

mich mit wilden Krallen und sah mich gleichwohl mit holden Augen an'.

Der Hintergrund des ausgehenden 17. Jahrhunderts ist ausgezeichnet getroffen, jene Zeit, wo durch den Schwedenkönig ‚die Kriegsgreuel über das Land gekommen'. Das herrschende Alamode-Wesen wird gestreift. Das verwilderte übermüthige Treiben des Adels, der zelotische Eifer der protestantischen Orthodoxen gegen die Sinnenlust und den Papismus, der Hexenwahn in der Bethörung der zum Hexenbrennen wie zu einem Fest ausziehenden Menge stellen sich uns dar.

Zu der zweiten in der Reihe der Chroniknovellen, zu ‚Renate' (1877 — 78) hat die Anregung eine Erzählung aus der Familienvergangenheit seiner verstorbenen Frau geboten, welche die ‚Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit' in Biernatzkis Volksbuch für 1850 eröffnet. Der Sohn eines alten Predigers, der schon sein Amtsgehülfe und designirter Nachfolger ist, will eine nicht unbegüterte Bauerntochter heirathen. Aber da auf der Familie der Verdacht ruht, sie gebe sich mit der schwarzen Kunst ab, so versagt der Vater nicht nur seine Einwilligung, sondern verpflichtet vor seinem Tode den Sohn, niemals jenes Mädchen zu heirathen. Dieser leistet das Versprechen und hält es. Nach langjährigem Wirken zieht der Kränkelnde zu einem in einer angrenzenden Gemeinde als Prediger lebenden, ebenfalls unverheiratheten Bruder. Dort verläßt er das Haus nicht mehr:

Wenn aber Sonntags der ältere Bruder in der Kirche war, dann kam über die Haide ein Frauenzimmer geritten, hielt im Pastorat an — aber schon eilte sie wieder zurück, ehe der Gottesdienst beendigt war und der Pastor aus der Kirche heimkehrte ... Was Alle in der Umgegend wußten, jene Besuche, erfuhr allein der ältere Bruder nicht. Niemand wagte, es ihm zu sagen, denn Jeder scheute sich, die aufflammende Heftigkeit jenes Mannes hervorzurufen, von dem erzählt wird, daß er

selbst vor dem Altar den Frauen, die, wenn sie Trauer hatten, nach damaliger Sitte ganz in schwarze wollene Decken eingehüllt waren, diese Decken zurückschlagen und sagen konnte: weg damit, sobald er sich bei Darreichung des Brotes und Kelches dadurch behindert sah. Wenn seinem Willen nichts zuwider geschah war er leutselig und munter. Die Brüder lebten in guter Eintracht, unterhielten sich oft über gelehrte Gegenstände und disputirten dann mit einander. Es waren Männer, die, wie man sich auszudrücken pflegt, das Ihrige gelernt hatten und dies nicht in Vergessenheit gerathen lassen wollten.

Was er so im Umriß vorfand, hat Storm in lebendig eigenartiger Weise ausgestaltet. Er läßt die Geschichte im Anfang des 18. Jahrhunderts spielen und gewinnt wieder durch geschickt eingefügte Züge eine vortreffliche Perspektive auf den Hintergrund jener Zeit und der besonderen Zustände in Schleswig-Holstein. Die politische Lage des Landes wird angedeutet. Der Prediger der alten Zeit stellt sich uns vor Augen; auch des Unfugs in Vergebung der Pastoratsstellen an den Meistbietenden wird gedacht. Der Teufelsglaube und der Hexenwahn, der religiöse Widerstreit zwischen Orthodoxie und Aufklärung spielen bedeutsam hinein. Eine lebendige Illustration des streitbaren, blind eifernden Orthodoxen ist die mit Abraham a Sancta Clara-Zügen gezeichnete Gestalt des Pastors Petrus Goldschmidt mit seinem gegen den holländischen ‚Schwarmgeist‘ Balthasar Becker und seine ‚Bezauberte Welt‘ geschriebenen ‚Höllischen Morpheus‘. Auch den Studenten der alten Zeit sehen wir vor uns, wie er in hohen Stiefeln und rothem Rockelor mit einem Degen an der Seite einherstolzirt. Der Reichthum und die ‚Ueberthätigkeit‘ der Bauern kommt zum Ausdruck. Ueber dem Ganzen schwebt der Aberglaube als finstere Nacht.

Wie in ‚Aquis submersus‘, leitet auch hier eine Knabenerinnerung ein, wobei in flüchtiger Beleuchtung das Lokal

und die Heldin an uns vorübergleitet. Das liebliche Schwabstedt im wiesenreichen Treenethal, um welches Sage und halberloschene Geschichte ihren dunklen Epheu flechten, bildet dem Dichter ein hübsches Abseits seines Jugendparadieses. Vor Allem gewann ein einsam verfallendes, unter hohen Eichbäumen fast verstecktes Gehöft eine geheimnißvolle Anziehungskraft für ihn. Was die alte Mutter Pottsacksch ihm von der Hexe erzählt, die einst hier gewohnt und deren blasses Gesicht mit den großen brennenden Augen ihre Urgroßmutter noch gesehen, die „Düwelswark" betrieben und Sonntags auf einem schwarzen Pferde nach Norden zu in Haide und Moor hinausgeritten sei, regte seine Knabenneugier nur noch mehr an. Aber seine weiteren Nachforschungen nach der Schwabstedter Hexe waren erfolglos:

Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächster Nähe, daß ich sie auf dem Boden meines elterlichen Hauses hätte suchen sollen. — Viele Jahre nachher, da ich diese Dinge längst vergessen hatte, saß ich vor einer dort bei Seite gestellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrath und kramte in ihren Schubfächern nach dessen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenscheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem später noch ein demnächst zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in Nachstehendem mittheile. An der Schreib- und Vortragsweise habe ich so viel geändert, als zur lebendigern Darstellung des Inhalts nöthig erschien; an einzelnen Stellen für manche Leser vielleicht kaum genug; an dem Inhalte selbst ist nicht von mir gerührt worden. Und somit möge der Schreiber jenes alten Aufsatzes selbst das Wort nehmen.

Mit dieser Fiktion eines überkommenen Manuskriptes, dessen Abfassungsform und angebliche Lückenhaftigkeit dem Dichter die Möglichkeit gewährt, über weniger poetisch wirkende Vorgänge hinwegzugehen, tritt die Ich-Erzählung des Helden in ihr Recht. Die Resignations- und Erinne-

rungsnovelle sehen wir variirt, insofern der Schreiber von der Höhe einsamen Alters auf seine Jugendliebe zurückblickt:

Nur das Moor liegt zwischen hier und dorten, ein Vogel mag sich bald hinüberschwingen; aber auch wohl dreißig Jahre sind seit jenem Tage zur Ewigkeit gegangen — ohne sie zu mehren; denn nur der Mensch ist in der Zeitlichkeit — im Dorfe Ostenfelde sitze ich hier als ein zu früh mit Körperschwäche befallener emeritus und leidiger Kostgänger bei dem pastor loci, meinem lieben ferngesunden Vetter Christian Mercatus. Hätte somit der Muße genug, um, wie meine übrigen Lebensumstände, so auch die Vorgänge jenes Nachmittages aufzuzeichnen. Lieget mir selbiger doch gleich einem Ueberschwang holdseliger Erinnerung im Gemüthe; habe auch einen ganzen Bogen Papieres dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Küster schneiden lassen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu sehen als vor mir einen einsamen Weg zwischen grünen Knicken, der sich allgemach zum Walde hinaufwindet. Weiß aber wohl, es ist der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und ist mir, als wehe noch ein sommerlich Düften von Geißblatt und Hagerosen um mich her. — —

Aber der junge Prediger hat die Liebe zu der schönen Bauerntochter aus seinem Herzen reißen müssen. Wenn es auch in ihm schreit: ‚Du kannst sie nimmer lassen; in diesem Weibe ist all dein irdisch Glück‘, so wird doch die Stimme des Herzens von der Stimme der Pflicht übertönt; wie Schwertesschnitt sind ihm die Worte des sterbenden Vaters durch die Seele gegangen: ‚Vergiß nicht unseres heiligen Berufes! Des Hofbauren Haus ist keines, daraus der Diener Gottes sich ein Weib zur Ehe holen soll!‘ Erzogen in dem starren orthodoxen Glauben, geistig unter dem Mädchen stehend, welches er liebt, vermag er den in seinem Innern sich erhebenden Konflikt nicht zu lösen, und muß so auf das Glück der Liebe verzichten. Aber dem Greise fällt doch noch ein freundlicher Strahl auf seinen Lebensweg. Ein neuer Erzähler und ein anderes

Schriftstück treten ein, vermöge dessen, ‚das Bahrtuch über einem verschollenen Menschenleben zu lüpfen‘, noch einmal vergönnt ist. Die Jugendgeliebte — das Motiv des auf einem fahlgrauen Pferde über die Haide reitenden Weibes verdankt Storm der Quelle — ist es, die von dem sanften Herrn Josias den finstern Hexen- und Teufelswahn nimmt und dem vom Leben Scheidenden die Versöhnung bringt.

‚Eekenhof‘ (1879) hat nicht die Einführung vergilbter Manuskripte und damit eines Ich-Erzählers der alten Zeit, aber die Novelle sucht doch auch den Schein chronikartiger Thatsächlichkeit zu gewinnen, indem eine halbsagenhafte Tradition als Grundlage fingirt wird:

Es ist nachweisbar von Geschlecht zu Geschlecht heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts steigen, so treffen wir auf den ersten Erzähler, dessen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet steht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauses in seinem Dorfe noch hat schlagen hören, wenn just die Luft nach dieser Richtung wehte, sondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menschenscheuen Herrn in einsamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen sitzen sah, den greisen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt.

Wieder wird, wie Storm das liebt, mit unbestimmten Vordeutungen eingeleitet. Das Lokal und die Menschen gleich anfangs fertig und detaillirt vor den Leser hinzustellen, hält er für nicht entsprechend den ökonomischen Forderungen, welche die Novelle als Kunstwerk zu stellen hat. Das Geschick eines aussterbenden Adelsgeschlechtes ist es, das der Dichter hier in eigener Beleuchtung und in romanzenartiger Erzählungsweise an uns vorübergehen läßt. In einem Zwielicht wandeln die Gestalten der Geschichte. Etwas wie die Stimmung, die in Eichendorffs wundersamem Gedicht ‚Zwielicht‘ herrscht, überkommt uns:

Dämmrung will die Flügel spreiten,
Schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken ziehn wie schwere Träume —
Was will dieses Grau'n bedeuten?..

Was heut' müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren,
Manches bleibt in Nacht verloren —
Hüte dich, bleib wach und munter!

Und sucht man nach einem Ausdruck dessen, was man gegenüber den Menschen der Dichtung empfindet, so mag, was Heine in den ‚Italienischen Reisebildern' von den Männern und Frauen Trients sagt, als ungefähr deckend erscheinen:

Die Gesichter der alten Frauen schienen mir so bekannt, es kam mir vor, als wären sie herausgeschnitten aus jenen altitalienischen Gemälden, die ich einst als Knabe in der Düsseldorfer Galerie gesehen habe. Ebenfalls die alten Männer schienen mir so längst-vergessen wohlbekannt, und sie schauten mich an mit ernsten Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtausends. Sogar die kecken jungen Mädchen hatten so etwas jahrtausendlich Verstorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, daß mich fast ein Grauen anwandelte.

Die Motive mittels einer Analyse auseinander zu biegen, ist bei dieser in eigenthümlicher Schwebe gehaltenen Novelle besonders schwer. Die Phantasie des Lesers muß aufs wachste aufmerken. Der seltsame Reiz der Erzählung wird noch dadurch erhöht, daß Volksaberglaube und sagenhafte Züge hineinspielen: ein Lächeln steht um den Mund der todten Frau, die mit ihren blauen, wie um Schutz flehenden Augen an der Seite des finstern, habgierigen Herrn Hennicke einsame Tage hat dahinleben müssen: ‚so liegen nur, die bald ihr Liebstes nach sich ziehen'; ihr Bild steigt in hellen Mondnächten aus dem Rahmen: dann sucht sie ihr Kind durch alle leeren Kammern des Hauses und schaut durchs Fenster

nach dem Verstoßenen aus; ihre Schattenhände brechen Herrn Hennickes Kraft. Das Bildmotiv wirkt auch sonst noch mit. Die stille Gesellschaft ihrer Vorfahren scheint die junge Frau zu sich in ihr Reich zu ziehen, und an den Stieglitz, den eine ihres Geschlechtes auf der Hand trägt, knüpft sich die Sage: ‚wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann sei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wundersamer Vogelgesang erschollen und jählings wieder stumm geworden, sobald die Seele sich von ihrem Leib gelöset habe'. Aus der Dämmerung emporgestiegen, scheint die Geschichte in Dämmerung wieder zurückzutauchen. Am Ende ist nichts, als das einsam verfallende Haus und der Greis, der der Vergangenheit und seiner Schuld gedenkt:

Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben sie sich scheu von ferne die regungslose Greisengestalt gezeigt und heimlich unter einander flüsternd ihren Weg verfolgt; denn ein unsicheres, aber furchtbares Gerücht ist in den Bauernstuben umgelaufen: es seien die Schattenhände der todten Frau gewesen, die Herrn Hennicke's Kraft gebrochen hatten. — Und so in seiner Einsamkeit ist er bis an die äußerste Grenze des Menschenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat sich jede Spur verloren.

Siebentes Buch.

Hademarschen.

Wenn't Abend ward,
Un still de Welt un still dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Und ut din Husklock an de Wand
Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finster rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens lävt un lacht, —
Dat is so wat vör't Minschenhart,
Wenn't Abend ward.

Nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsere Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch Andere unwiderstehlich mit sich reißt:

so läßt Theodor Storm den Vetter schreiben, der sich aus dem Getriebe der Welt auf das einsame kleine Nordsee-Eiland zurückgezogen hat. Er selbst, nunmehr ein Siebzigjähriger, ist bis zu dieser Grenze noch nicht gelangt. Wie ein Hauch ewiger Jugendfrische und Schönheit weht es uns auch aus seinen letzten Schöpfungen entgegen.

Sein äußeres Leben bietet, seitdem er die zweite Ehe geschlossen, wenig bemerkenswerthe Ereignisse dar. In die Ferne zieht es ihn nicht; der Heimath gehört sein ganzes Herz, und hier auch findet er immer wieder den Quell, aus dem ihm seine Dichtung strömt. „Ich habe‘, so schreibt er einmal, ‚das Reisen in der Jugend versäumt, die Versuche, es später nachzuholen, sind mir nicht gelungen. — Tiefes Selbsterleben ist das Wesentlichste, und das findet sich in der Regel nirgends weniger als auf Reisen — das künstlerische Schaffen will Sammlung, nicht Zerstreuung durch tausend verschiedene Eindrücke‘.

Im März 1874 war Storm Oberamtsrichter in Husum geworden; im Oktober 1879 ward ihm der Titel Amtsgerichtsrath zu Theil. Im Frühling 1880 nahm er seine Entlassung aus dem preußischen Justizdienst; dabei ward ihm der rothe Adler-Orden vierter Klasse verliehen, dem sich ein

paar Jahre später eine ehrendere Auszeichnung, der bairische Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft zugesellte.

Im Jahre 1864, in der Geburtsstunde des ältesten Sohnes, unseres Dichters, war der Vater, im Jahre 1879, am Geburtstage des jüngsten Sohnes, zugleich ihres Arztes, war die Mutter gestorben.

Storms Scheiden aus dem Amt war zugleich ein Scheiden aus der alten grauen Stadt am Meer. Im Frühling 1880 siedelte der Dichter mit seiner Familie in eine blühendere und weniger rauhe Landschaft, nach dem unweit der Grenze Ditmarschens, auf halbem Wege zwischen Neumünster, dem Knotenpunkt der Hamburg-Kieler Bahnstrecke, und Heide, dem Hauptort Ditmarschens und der Geburtsstadt Klaus Groths, gelegenen stattlichen Kirchdorfe Hademarschen über. Hier war schon ein Bruder als Holzhändler ansässig; sein grünumranktes Wohnhaus hat ein Architekt Claudius, ein Enkel des alten Matthias, erbaut. Unweit von Hademarschen liegt Hanerau, ein kleiner, in breiten Kastanienalleen fast begrabener Ort, der allmählich um einen Gutshof aufgewachsen ist. Auf der Grenze zwischen den beiden Orten steht das Haus unseres Dichters, ein zweistöckiges, rothgestrichenes, an der Windseite mit Schiefer bedecktes Gebäude, das weniger den Eindruck des Poetischen, als des Soliden hervorruft. Während des Baues wohnte er mit seiner Familie zur Miethe. Damals schrieb er nach Wien an seinen Freund, Professor Erich Schmidt:

Gestern in der einsamen Mittagsstunde ging ich nach meinem Grundstücke und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herumzuklettern; auf langer Leiter nach oben, wo nur noch die etwas dünnen Verschalungsbretter lose zwischen den Balken liegen und wo die Luft frei durch die Fensterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinausschaute. Wie köstlich ist es zu leben,

bloß zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen! Einmal dachte ich, wenn nun die Bretter brächen oder die Sicherheit deiner Hände oder Augen einen verhängnißvollen Augenblick versagte, und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann. Ich ging recht behutsam nur von einem festen Balken zu dem andern; und draußen flimmerte die Welt im mittagstillen Sonnenscheine. Sehen Sie, so schön erscheint noch heute im dreiundsechzigsten Jahre, trotz alledem, mir Welt und Leben.

Seitdem sind wieder sieben Jahre dahingegangen. Ein harter Schicksalsschlag hat den Dichter im vergangenen Winter mit dem Tode seines ältesten Sohnes betroffen; er selbst ist Monate lang einer schweren Krankheit verfallen gewesen: aber Leid und Krankheit haben ihm doch die Freude am Leben und an der schönen Welt, von deren Unverwüstlichkeit er einst gesungen, nicht zernichten können. Als ich ihn im Dezember 1884 zum ersten Mal besuchen durfte, zeigte er mir einen hölzernen Fächerstrahl, der ihm mit der Bitte zugesandt worden, ein paar Verse darauf zu schreiben; eben solche Strahlen hatte man an andere bekannte Dichter gesandt; zum Ganzen vereinigt, sollten sie dann zu Gunsten eines verarmten Schriftstellers versteigert werden. ‚Und was wollen Sie schreiben?‘ fragte ich, und der Dichter antwortete — ein Leuchten ging dabei über seine Züge, und aus seinen blauen Augen strahlte es wie Sonnenschein der Jugend —: ‚Ich werde die Verse meines Oktoberliedes schreiben: Und wimmert auch einmal das Herz, — Stoß an, und laß es klingen! Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen‘. Und als ich im Mai dieses Jahres mit ihm, dem Genesenden, durch seinen frühlingsgrünen Garten wandelte, da erzählte er mir von einem kleinen buckligen Weibe im St. Jürgenstift seiner Vaterstadt, die, als der Tod an sie herangetreten, immer gerufen: ‚Ik wil noch

nich rut ut min lütjet Paradies!' ‚So geht's auch mir', fuhr er fort: ‚ich mag auch noch nicht rut ut min lütjet Paradies'. Bei solcher Lebensfreudigkeit vermögen Wehmuth und Vergänglichkeitsgefühl immer nur als leise Schatten aufzusteigen; seinem Freunde Erich Schmidt widmet er eine novellistische Gabe mit den Versen:

> Du gehst im Sonnen-, ich im Abendlicht —
> Laß mich dies Buch in Deine Hände legen,
> Und konnt' ich jemals Dir das Herz bewegen,
> Vergiß es nicht!

Und einem jungen Mädchen, das ihm einen Rosenstrauß auf das Zimmer gebracht, schreibt er am Abend, als er ihn gefunden:

> Die Tage sind gezählt, vorüber bald
> Ist Alles, was das Leben einst versüßt;
> Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehen
> Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt.

— Gar behaglich und traulich ist es im Dichterhause zu Hademarschen. Aber nicht bloß die Sinnigkeit und Beschaulichkeit waltet darin, sondern auch ein gut Theil Humor; läßt Storm doch in einem Festgedicht ‚zur silbernen Hochzeit' den Narren sagen:

> Ein tüchtiger Kerl hat seinen Sparrn!
> Das ist unwiderleglich;
> Und hat das Haus nicht seinen Narrn,
> So wird es öd' und kläglich.

So erzählt der Dichter denn auch am abendlichen Familientisch gern eine Schnurre oder ein plattdeutsches Dönjen, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch, wie trefflich er, als aus einer neuerschienenen Sammlung deutscher Puppenspiele vorgelesen wurde, den Kasperl wiedergab.

Eine rechte Poetenstube ist sein Arbeitszimmer. Von dem gegen Morgen gelegenen Fenster schweift der Blick über den Garten und weiter über das Land hinweg. Die Wände schmücken sinnig ausgewählte Kupferstiche; auch auf die kleinen Familienbilder in silbernem Rahmen, denen wir in seinen Dichtungen begegnet sind, trifft unser Blick. Ueber dem bequemen lederbezogenen Lehnstuhl hängt die Schwarzwälder Kukuksuhr. Der werthvollste Schmuck des Zimmers aber sind die mit einer erlesenen Bibliothek gefüllten Bücherschränke und Regale. Da stehen die Romantiker; darunter Hoffmanns Dichtungen in den ersten Ausgaben mit seinen eigenen merkwürdigen Illustrationen, auch die seltene erste Ausgabe von Brentanos ‚Gockel, Hinkel und Gackeleia' mit den echt märchenhaften Bildern Steinles, Heinrich von Kleists Penthesilea mit eigenhändiger Widmung des Dichters an einen nordischen Freund. Eine große Reihe Chodowiecki-Ausgaben finden wir beisammen. Die Literatur Schleswig-Holsteins fehlt natürlich nicht. Der Kollektion von Märchen- und Sagenbüchern, von Spuk-, Gespenster- und Hexengeschichten ist schon gedacht worden. Wer als Gast in Hademarschen weilt, erhält wohl als Nachmittagslektüre Bechsteins ‚Hexengeschichten' mit der schauerlichen Erzählung vom Höllenwurm, der Furia infernalis, oder J. P. Lysers ‚Abendländische Tausend und Eine Nacht' mit der seltsam unheimlichen Geschichte vom Wehrwolf. Namentlich das Doppelgängermotiv interessirt Storm; Tiecks ‚Blonden Ekbert' habe ich ihn selbst vorlesen hören. Auch auf die zeitgenössische Literatur überträgt er seine Neigung für das visionär-metaphysische Genre der Dichtung. ‚Germelshausen' von Gerstäcker, die Geschichte eines versunkenen, alle hundert Jahre einmal wieder emporsteigenden Dorfes ist ihm ein besonderer Liebling. Und wer

sein Gast ist, muß die Novelle ‚Der blaue Schleier‘ von Alfred Schöne lesen, die auf seine Veranlassung in den von Heyse und Laistner herausgegebenen ‚Neuen Deutschen Novellenschatz‘ Aufnahme gefunden hat und von der Heyse schreibt: ‚Aus unscheinbaren Anfängen, aus dem Kreise der schlichtesten Wirklichkeit entwickelt sich eine phantastische Stimmung, die, bis zum Schlusse sich steigernd, das Bild eines zur Entsagung bestimmten Menschenlebens in reinen Umrissen hervortreten läßt, eine mit leisem Grauen gemischte Wehmuth in unserer Seele zurücklassend‘. Reich vertreten ist in Storms Bibliothek die zeitgenössische Literatur. Aber man merkt bald, wenn man den Blick über die Titel gleiten läßt, daß man sich in einer mit Bedacht ausgewählten Gesellschaft befindet. Manche Produkte der für den Tag und das augenblickliche Interesse des Publikums berechneten Modepoesie würde man hier vergebens suchen. Auch seine Bibliothek hat ihre eigenartige Stimmung, die er sich nicht stören lassen will.

Vorgelesen wird viel im Dichterhause von Hademarschen. Im Winter veranstalten Storm und der Pastor Leseabende. Daneben wird die Musik gepflegt, der namentlich die jüngste Tochter eifrig obliegt. Der Geist sinniger Behaglichkeit, der in dem Hause waltet, gelangt um die Weihnachtszeit zum schönsten Ausdruck. Wenn dann der ‚Märchenzweig‘ — ein über und über vergoldetes Reis, eine Erfindung Gottfried Kellers — vom Tannenbaum herniederglänzt und die goldenen Eier wie Kinderträume in den dunklen Zweigen hängen, dann tritt wohl die Erinnerung an die Jugendzeit mächtig an den Dichter heran. Die Sylvesternacht wird beim Punsch gefeiert, und ist die Mitternacht gekommen, so stimmt die Familienrunde das gute alte Lied von Voß an: ‚Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag‘.

Warme Freundschaft verbindet Storm mit manchem der lebenden Poeten. Paul Heyse und Gottfried Keller stehen obenan. Gleiche dichterische Interessen haben die Drei innig nahe gebracht. Von Heyse bewahrt Storm ein Blatt mit dem Gedicht ‚Ein Bruder und eine Schwester, Nichts treueres kennt die Welt'; darunter steht als Variante: ‚Zwei alte Poetengesellen, Nichts treueres kennt die Welt'. Heyse ist selbst in Hademarschen gewesen; im Stammbuch der jüngsten Tochter — Friederike getauft, wird sie in der Familie nur Dodo genannt — stehen von ihm die neckischen Verse:

Wann werd' ich wieder bei Dir sitzen
Und sehn Deine lustigen Augen blitzen
Und mit Dir rothe Grütze essen?
Bis dahin hast Du mich wohl vergessen,
Und komm' ich unverseh'ns daher,
Fragst Du: ‚Mit wem hab' ich die Ehr'?'
Doch kennst Du mich noch, machst Du mich froh —
Lebwohl! B'hüt' Gott meine kleine Dodo.

Keller und Storm haben sich bisher von Angesicht zu Angesicht noch nicht gesehen. Aber über ihre Dichtungen tauschen sie regelmäßig ihre Kritik aus, und der Züricher Poet unterhält sich darüber mit dem Husumer, wie etwa der Pater eines Klosters mit seinem benachbarten Konfrater über seinen gesprenkelten Nelkenflor. Theodor Fontane, Ludwig Pietsch sind weitere Freunde. Unter den holsteinischen Dichtern ist ihm Klaus Groth fast gleichaltrig. Er hat zu den ersten gehört, die auf Storms eigenartige Bedeutung aufmerksam gemacht haben. Andererseits weiß dieser sehr wohl, welchen Schatz die deutsche Literatur am ‚Quickborn' besitzt. Zudem verbindet manch ähnlicher Zug ihre Dichtung. Auch Groths Poesie ist oft retroperspektiv, resignirend in die Vergangenheit und auf ein verlorenes Glück zurückschauend. Wie Storm

sein Kindheitsidyll, so malt Groth sein ‚Jungsparadies‘ mit leuchtenden Farben aus, und gern tauchen auch bei ihm solche Erinnerungen in der Dämmerstunde auf. Storms Verhältniß zu den jüngeren schleswig-holsteinischen Dichtern vergleicht sich dem des Meisters zum Schüler. Namentlich für Wilhelm Jensens poetische Entwickelung ist sein Einfluß ein bedeutender Faktor gewesen. Auch Hermann Heiberg hat von ihm gelernt, freilich um dann eine wesentlich andere Bahn einzuschlagen. Ein eigenthümliches Mittelglied zwischen der einem nackten und unverschleierten Realismus zustrebenden neuesten und der auch das Reale in eine poetische Sphäre erhebenden älteren Richtung bildet Detlev Freiherr von Liliencron. Er ist ein begeisterter Verehrer Storms, von dem er einmal schreibt: ‚Er ist mein Lieblingsdichter. Ich bin im Bann, gefesselt, angestarrt von einer mich umringelnden schönen Schlange, wenn ich ihn lese. Irgend ein Klang, ein tiefes Beruhigtwerden durch die Farbe, die Sprache, ein Hauch ... ich weiß nicht, was mich festhält; aber so war es schon, als ich als Knabe sein „Immensee“ las‘. Vor Allem Liliencrons Buch ‚Eine Sommerschlacht‘ zeigt die Verwandtschaft seines Empfindens mit dem Storms, aber freilich auch die Verschiedenheit, und nur allzu Recht hat letzterer, wenn er mir schrieb: ‚Die Naturschilderungen von großer Reinheit und Unmittelbarheit, die heikelen Einlagen mit großer Delikatesse ausgeführt; trotzdem, das Buch kann Einen krank machen: denn es handelt sich stets darum, daß eine halbe Stunde Lebenslust rücksichtslos um das ganze Leben eines andern Menschen eingetauscht wird, und der Dichter steht nicht dazu wie Turgenjew in solchen Fällen‘. Auch mit dem großen Russen, den Storm hier nennt, haben ihn Freundschaft und Briefwechsel verbunden.

Es ist eine der Thaten Wilhelm Scherers, daß die deutsche Philologie heute nicht mehr kühl bis ans Herz hinan, wie ehedem, der zeitgenössischen Poesie gegenübersteht, sondern bemüht ist, sich durch die Beschäftigung mit ihr den Geist frisch und das Auge klar für das Erfassen der dichterischen Erscheinungen der Vergangenheit zu bewahren. Nicht wenig gaudirt hat mich in einem Briefe Kellers an Storm die Bemerkung über die jungen Germanisten, die auch in der Gegenwart das Gras wachsen hören und mehr als die Poeten selbst wissen von der Entstehung: ‚Doch sie sagen ihr Sprüchlein schlecht und recht, ohne Dank und Gegendienst zu verlangen'. Da wird launig ironisirt, worin die literarhistorische Forschung von Heute gerade das Wesentliche erblickt, das doch, bei allen Uebertreibungen im Einzelnen, immer zu Recht bestehen wird: jedes Dichtwerk auf dem Hintergrunde der persönlichen Individualität und ihres inneren und äußeren Lebens wie der Zeitindividualität und ihres inneren und äußeren Lebens in allen Beziehungen klar hervortreten zu lassen. Daß für eine solche Aufgabe der Blick in ein gegenwärtiges Poetenleben geschickter macht, leuchtet ein. Auch die Wissenschaft zieht ihren Gewinn aus der Freundschaft, die Theodor Storm mit Erich Schmidt verbindet und in einem regen Briefwechsel zum lebendigen Ausdruck gelangt.

— Unter den Dichtungen der Hademarschener Jahre treten uns zwei entgegen, die sich den am Schlusse des vorigen Buches besprochenen alterthümelnden Novellen anreihen: ‚Zur Chronik von Grieshuus' (1883—84) und ‚Ein Fest auf Haderslevhuus' (1885). In der ‚Chronik von Grieshuus' bildet wieder die Zeit, wo Deutschland sich eben erst aus wüsten Träumen erhob, das ausgehende 17. und beginnende 18. Jahrhundert, den Hintergrund. Auch hier wird, um Perspektive und intime Färbung

zu gewinnen, allerlei zeit- und kulturgeschichtliches Detail ausgebreitet: erst der ‚Polackenkrieg‘ mit seinen Brandschatzungen und Verwüstungen, dann die Kriege des Schwedenkönigs Karls XII.; Schwarmgeister und Wiedertäufer; der holländischen Irrlehrerin Antoinette Bourignon Bücher auf dem Markt zu Flensburg durch den Scharfrichter verbrannt; Alamode-Wesen und Leibeigenschaft; dazu in den Wäldern der Wolf, der ‚grise Hund‘, eine Plage des Landes. Die Dichtung selbst zeigt ‚größere romanhafte Anlage‘, weshalb hier auch die Bucheintheilung eingetreten ist. Wie in ‚Aquis submersus‘ und ‚Renate‘ geht der Dichter auch hier von einer Knabenerinnerung aus. Ein stürmischer Oktobernachmittag mit seiner nordischen Sagenstimmung hat ihn zu einer Wanderung in die Haide hinausgelockt, und in ihrer Einsamkeit steigt nun, während die Dämmerung hereinbricht, schattenhaft die Oertlichkeit der Geschichte, das alte Grieshuus, vor ihm auf:

Es reizte mich, da vor meinen Füßen den nur noch für die nächsten Schritte erkennbaren Haidestieg hinabzugehen; aber, ein Wort war plötzlich in mir laut geworden: „die schlimmen Tage!“ Wenn eben jetzt die schlimmen Tage wären! — Unwillkürlich hielt es mich zurück: ein Aberglaube schwebte über dieser Haide, der letzte Schatten eines düstern Menschenschicksals, womit ein altes Geschlecht von der Erde verschwunden war. Es sollte eine Zeit im Jahre geben oder einst gegeben haben, wo dem, welcher nach Sonnenuntergang dies Thal durchschritt, etwas Furchtbares widerfuhr, das die Kraft seines Lebens abstumpfte, wenn nicht gar völlig austhat. — Auch war nicht Alles Sage; man wußte noch von Denen, welche als die Letzten hier gehaust hatten, wo jetzt der Sturm über die Haide fegte. Zum Theil lag es in alten Archiven, und es kam jeweilig bei dem Aufsuchen eines vergrabenen Dokumentes mit diesem oder jenem Brocken an das Tageslicht; anderes hatten die Augen der damals Lebenden gesehen, oder ein Wort, einen Ton, den man zu deuten wußte, hatte hier oder dort die Luft ihnen zugetragen; und an Winterabenden, hinter dem Bierkrug wie am Spinnrad, nicht nur im Dorfe, auch drüben

in der Stadt, saß man beisammen und erzählte und fügte scheinbar sich Fernliegendes aneinander, von den Urahnen herab bis fast an den heutigen Tag.

Was er einst in Knabenneugier aus altem Schrift- und Druckwerk oder aus der Erinnerung der Menschen über Grieshuus hervorgegraben, das will er jetzt erzählen. Und nun berichtet er uns im verjährten Stil, wie wir ihn aus ‚Ekenhof‘ kennen, das tragische Geschick des alten Adelsgeschlechtes. Schon Otto Brahm in einer Besprechung der Novelle hat auf das Schicksalstragödienhafte des Motivs aufmerksam gemacht. Zwei feindliche Brüder stehen einander gegenüber. Junker Hinrich, der Erbe von Grieshuus, will von seinem blonden Weibe, das niederen Blutes ist, nicht lassen. Der andere will die adeligen Traditionen seines Geschlechtes wahren um jeden Preis. Als er erreicht, was er gewollt, und der Tod dem Junker Hinrich sein junges Eheglück vernichtet hat, da erschlägt dieser den Bruder. Wie auch sonst, gibt Storm die Schilderung nicht direkt, sondern läßt die Kampfscene an Auge und Ohr eines Dritten in ungewisser Beleuchtung rasch vorüber fliegen. Die stille Dirne aus der Besenbinderkathe schaut, als sie spät Abends Haide schneidet, den Mord:

Da flogen die Wolken von dem Mond; blauhell lag es drunten und sie erkannte deutlich den grauen Runenstein am Wassertümpel. Zwei gesattelte leere Rosse standen unweit in dem Kraute, ein braunes und ein schwarzes, das wiehernd in die Nacht hinausrief. Daneben sah sie zwei Brüder grimmig mit einander ringen. Sie stand wie angeschmiedet; dann war's, als ob ein Eisenblitz heraufzuckte, und ein Entsetzen jagte sie von dannen; aber sie entrann nicht; ein gellender Schrei, der über die Haide fuhr, hatte sie eingeholt. Noch einmal stand sie, beide Hände an die Ohren gepreßt, zwischen den Bäumen; dann lief sie ohne Aufenthalt dem Dorfe zu.

Zeit und Ort des Brudermordes werden für das Geschlecht verhängnißvoll. An demselben Tage, dem 24. Januar,

an welchem einst Junker Hinrich den Junker Detlev erschlagen, und an demselben Orte, dem grauen Runenstein am Wassertümpel, ereilt nach Jahrzehnten auch jenen, der als ‚Wildmeister' unerkannt nach Grieshuus zurückgekehrt ist, der Tod; und gleichzeitig mit ihm stirbt sein geliebter Enkel, der schöne Rolf, der letzte des Geschlechtes.

Wenn Storm hier so das sonst nur eben aufsteigende fatalistische Element deutlich sich ausprägen läßt, so bleibt er doch der roh äußerlichen Wirkung der Schicksalstragödien fern. Nicht aus der Phantasie des Dichters, sondern aus jener verworrenen Zeit selbst scheint das Ganze emporzusteigen, und auf dem Hintergrunde der geheimnißvoll düsteren Haidelandschaft erzeugt sich ein Halbdunkel der Stimmung, ein Dämmerlicht, in welchem die phantastischen Möglichkeiten wie von selbst reifen. Auch ein Symbol wird leicht vordeutend in die Geschichte verwoben, das tragische Ende des letzten Hohenstaufen, des Königs Enzio mit dem goldenen Ringelhaar. Im zweiten Buch ist hier wieder geschickt ein Erzähler der alten Zeit eingeführt, der Magister Caspar Bokenfeld, der als Augenzeuge die Endkatastrophe in der ganzen Folge der Ereignisse miterlebt und dessen Niederschrift der Zufall dem Dichter in die Hände gespielt hat. Eine Fülle von Gestalten tritt den Hauptpersonen an die Seite, theils flüchtig auftauchend, theils mit deutlicheren Strichen gezeichnet; ergreifend wirkt die Erscheinung der alten blinden mit dem Vorgesicht behafteten Matten, die einst als junge Dirne den Mord hat schauen müssen. Ausgezeichnet getroffen ist das nordisch verhangene, düster drohende Kolorit.

Lichter und freudiger ist die Naturstimmung in der Novelle ‚Ein Fest auf Haderslevhuus' (zuerst ‚Noch ein Lembeck' betitelt), obgleich der Ausgang auch hier ein tragischer ist.

In die Mitte des 14. Jahrhunderts greift Storm in dieser Dichtung zurück. In Nordschleswig spielt sie, in der wilden raub- und fehdelustigen Zeit, aus der die Gestalt des Dänenkönigs Waldemar Attertag beherrschend hervorragt. Aber nicht von ihm erzählt der Dichter, sondern von einem jungen blondlockigen und blauäugigen Ritter, der nur halb vom Eisenstoffe seines Geschlechtes, lieber als im Harnisch, auf leichten Sohlen und zierlichen Gewändern von Sammet oder Seide ging, und dessen jäh zerrissenes Minneabenteuer wie Mondlicht in die Wirrniß dieser finstern Zeiten fällt. Sein Vater, der gewaltige Klaus Lembeck, hat dem jungen Rolf eine schöne stolze Wittib, Frau Wulfhild aus dem Geschlechte der mächtigen Schauenburger, zum ehelichen Gemahl geworben. Aber das Glück der Liebe kann Rolf in den Armen des wildschönen Weibes mit den blauen Gluhaugen und dem welligen Goldhaar nicht finden. Lastet doch ein Mord auf ihrer Seele, hat sie doch ihren ersten Gatten, der sie um grobhaariger Dirnen willen verachtete, mit Rattengift aus der Welt geschafft. Einst an einem Sommerabend, als Rolf Lembeck sein minnebegehrliches Weib verlassen, um auf eine Wildkatze Jagd zu machen, schlägt ihm die Stunde, wo die Liebe mit ihrer zwingenden Macht über ihn kommt. Auf der benachbarten Feste Haderslevhuus sitzt als Schloßhauptmann des Dänenkönigs der Ritter Hans Ravenstrupp. Sein Weib und seine Kinder hat ihm der schwarze Tod hinweggerafft. Nur ein Töchterchen, Dagmar, ist ihm geblieben; die haust allein mit dem finstern Vater und der alten Base in der einsam stillen Burg. Vom Mondlicht übergossen ragen Mauern und Zinnen von Haderslevhuus in die Nacht hinein. Unten das leise Rauschen des Waldes und süß, als wolle es alle schlafende Sehnsucht wecken, das Schlagen der Nachtigall.

„O selige Singerin!“ ruft Rolf Lembeck, seine Arme in das Dunkel streckend:

Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht was minnewerth!
Willst du sie künden,
Soll ich sie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?

Er blickt hinauf zur Burg, als müsse er ein Wunder hier erwarten, und da sieht er über die Brüstung ein Weib, nein nicht ein Weib, ein Kind sich lehnen: ein Antlitz, schmal und blaß, neigt sich über die Mauer, und das Mondlicht schimmert auf einem Silberreif, der das dunkle Haar umfängt. Und indem er aus dem Waldesschatten hinaustritt in die Helle und die Arme ihr entgegenstreckt, ruft Rolf die Verse aus Meister Gottfrieds Tristan hinauf: ‚O Schöne, Selige! Gott woll' ein süßes Leben so süßem Geschöpfe geben‘. Und als Dagmar drunten den schönen Junkherrn in blitzendem Gewande und mit vom Mondlicht umspielten Blondhaar erblickt, in der einen Hand die Kappe mit der Reiherfeder haltend, die andere wie anbetend ihr entgegenstreckend, da trägt der Nachthauch von ihrer Lippe aus derselben Dichtung die leise gesprochenen Worte hernieder: ‚Dé te benie! Gott segne dich! Et merzi, gentil Sir!“ Mit jugendlich lyrischem Schwunge ist diese wie die anderen Liebesscenen geschrieben. In der ersten Fassung der Novelle ging die Erzählung des öfteren in rein jambischen Rhythmus über.

Das Schicksal geht nunmehr seinen Gang. Die Minne findet auch über feste Mauern ihren Weg. Und als zu Rolf Lembeck das Gerücht von dem Verbrechen seines Weibes dringt, da wendet er sich vollends von ihr ab. Aber Frau Wulf-

hild weiß die Veränderung im Wesen ihres Gemahls recht zu deuten, und nachdem sie erkundet, wer ihr sein Herz entwendet, leitet sie den Vater Dagmars, den Schloßhauptmann, auf die Spur der Liebenden. Dagmar der zarten bricht das Leid der Minne das Herz. Für die weitere Katastrophe ist Storm durch eine Ballade von H. Wenzel ‚Die Hochzeitsfeier' angeregt worden:

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blasses Mägdelein
Mit langem blonden Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein Herzog hat ihr Treue gelobt und dann sein Wort gebrochen. Der alte Graf läßt ihn zur Hochzeitsfeier seiner Tochter einladen. Und nach drei Tagen erscheint jener zur Nacht vor dem von Fackeln beleuchteten Schloß. Er wundert sich über die Stille und die schwarze Kleidung der Gäste. Plötzlich ertönt Grabgesang, und auf einer Bahre wird das todte Mägdelein hereingetragen. Da sträubt sich sein Haar, seine Wangen bleichen, stier und wild rollt sein Auge, zu Eis erstarrt sein Blut. Und des Wahnsinns wilder Arm packt ihn und jagt ihn fort; er irrt Trepp auf, Trepp ab:

Und endlich steht er auf dem Thurm
An jähem Abgrundsrande,
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder.

So wird auch Rolf Lembeck vom Schloßhauptmann zur Hochzeit seines Kindes eingeladen. Aber als er die Leiche der Geliebten erblickt, da reißt er die Todte aus dem Sarge heraus; nur eine, noch eine stille letzte Stunde will er mit ihr allein sein. Der Vater, der ihn halten will auf der Platte des Thurmes, greift ins Leere:

Ihm war, als flög' ein Schatten an ihm vorüber; er sah jenseit der Brüstung, wie in der Sternennacht die Sterbekleider seines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines schweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Thurmdecke; der Hund stand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und sah winselnd in die Tiefe. — Da war sein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf seine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, so nimm sie beide gnädig in dein Reich!" Und über ihm flimmerten die Nachtgestirne in ihrer stummen unerschütterlichen Ruhe.

Ein Abglanz der alten Zeit des Ritterthums und des Minnedienstes ruht auf der Dichtung. Bewundernswerth ist, wie Storm auch diesen Ton zu treffen weiß. Farbig, in bildartiger Plastik heben sich die Gestalten heraus. Die landschaftliche Dekoration, die Burg mit der ragenden Pappel im Mondlicht erscheint wie mit dem Stift Dorés gezeichnet. Von großartiger Wirkung ist die Schilderung der Pest.

Die Reihe der Chroniknovellen unterbrechen andere, deren Stoff und Gestalten wieder der Gegenwart angehören. Am Eingang der Hademarschener Zeit steht die herbste und grausamste der Dichtungen Storms ‚Der Herr Etatsrath' (1880—81); jeder Schimmer von Versöhnung fehlt hier. Das Leben selbst hat ihm die Gestalt mit den meisten Einzelzügen geboten, und man wird verstehen, wie Storm an einer Erscheinung von so abstoßender Originalität poetisches Interesse gewinnen konnte, wenn man seiner Vorliebe für E. T. A. Hoffmann gedenkt. Als eine Erinnerung aus der Knaben=

und Studentenzeit führt er die Geschichte ein; einem jungen Freunde erzählt er sie. In einen schauerlich grotesken Humor ist die Gestalt des Herrn Etatsraths getaucht; der Dichter selbst bezeichnet diesen seinen Helden als einen grausenhaften Verwandten der Shakespeareschen Narren. Freudlos leben die beiden Kinder an der Seite des Vaters dahin. Schon als Knaben hat den Dichter ein phantastisches Mitleid mit der zarten, von bleichem Märchenschimmer umwobenen Gestalt Phia Sternows ergriffen. Wie zum Leid und frühen Tod geboren erscheint sie. Von einem elenden Gesellen verführt, sinkt sie ins Grab, nachdem schon vorher ihr geliebter Bruder, der ehrgeizige Archimedes zu Grunde gegangen. Mit unerbittlicher Härte schließt die Geschichte, eine Familientragödie von quälender Grausamkeit. Aber die Kunst einfach ruhiger Charakterzeichnung verdient alles Lob.

Ein im Familienkreise berichtetes Erlebniß erzählt der Dichter in der kleinen Novelle „‚Es waren zwei Königskinder'" (1884; zuerst ‚Marx' betitelt). Den nervösen hochstrebenden Künstler bringt die Liebe zu der schlichten Handwerkerstochter in einen inneren Konflikt, dem dann, bei weiter hinzutretenden Motiven, der Selbstmord entspringt. Das klare Bild einer Individualität und einer nothwendigen Folge von Ereignissen erhalten wir hier nicht. Reizvoll aber ist die den schwäbischen Dialekt trefflich handhabende Eingangsscene: die Wanderung der drei jungen Künstler durch die monderhellte Mittsommernacht, wie sie sich mit ihrem Terzett ‚Tropfen von Thau' Frühstück und Kaffee ersingen.

Ein Motiv, an welches der Dichter schon in ‚Carsten Curator' gerührt hat, das Problem der Vererbung, wird in ‚John Riew'' (1884—85; zuerst ‚Eine stille Geschichte' betitelt) behandelt. ‚Wissen Sie nicht, daß selten ein Trinker entsteht,

ohne daß die Väter auch dazu gehörten?' fragt der Doktor Snittger den alten Kapitän, und in diesem erwacht das Bewußtsein seiner eigenen Schuld. Nachts im Rausch ist der einst so flotte Rick Geyers von einer Flethbrücke in einen der Kanäle gestürzt, die das alte Hamburg durchziehen. Er hinterläßt eine Frau und ein Töchterchen. Ihrer nimmt sich der Freund des Verstorbenen, Kapitän John Riewe, an. Die kleine Anna bedient ihn. Sie muß ihm sein steifes Glas Jamaika-Grog mischen und kredenzen. Anfangs widersteht ihr der starke Trank, aber sie überwindet sich. So ist von zwei Seiten her, durch den Vater und durch den kein Unheil ahnenden alten Kapitän, der Grund zu dem Verderben gelegt, dem das arme Kind anheimfällt. Im Rausch wird sie verführt, schenkt einem Knaben das Leben und stürzt sich an derselben Stelle, wo einst ihr Vater den Tod gefunden, in die Fluth hinab. An dem Knaben sucht John Riew' wieder gut zu machen, was er an dessen Mutter unwissentlich gesündigt hat, und seiner straffen Erziehung gelingt es, den auf jenem lastenden Bann der ererbten Leidenschaft zu brechen.

Er selbst ist es, der im echten Seemannsjargon beim dampfenden Glase Grog die Geschichte dem Dichter erzählt, deren unseligen Anfang dieser einst mitgeschaut hat, und deren glücklichen Ausgang er nun ebenfalls miterlebt. Wenn einem schönen jungen Mädchen in der Jugend sich der Keim legt, aus dem ihr später das Verderben entspringt, so erinnert das an Lenore Beauregard in ‚Auf der Universität‘; auch die Art der Katastrophe ist in beiden Novellen eine ganz ähnliche.

In gewaltiger tragischer Wirkung unmittelbar neben ‚Carsten Curator‘ stellt sich ‚Hans und Heinz Kirch‘ (1881—82). Anders freilich stehen sich hier Vater und Sohn gegenüber. Und nicht aus der Vergangenheit, von der schönen leichtfertigen

Mutter her kommt das Unheil, sondern aus dem Leben selbst und seiner folgenschweren Verkettung. Der strengen Liebe des ehrgeizigen Vaters, der sich aus kleinen Anfängen zu einem Sitz im Schifferstuhl der Kirche unter den Honoratioren des Städtchens emporgearbeitet hat, und zu noch höheren Ehren seinem Heinz, dem Jungen mit den fest auslugenden Augen und den schwarzbraunen Locken, den Weg bahnen will, setzt der Sohn bald einen heimlichen Trotz entgegen. Der Vater hält seinen Jähzorn nicht zurück, als er erfährt, daß Heinz sein Herz an die kleine Wieb, die Matrosendirne gehängt hat. Immer fester wurzelt sein Groll gegen den Sohn, als dieser trotzig der Heimath fern bleibt, ohne Brief oder Gruß zu senden. Und als doch endlich ein Brief anlangt, da ist es ein unfrankirter; nicht einmal das Porto hatte er gehabt. ‚Lump! so kommst Du nicht in Deines Vaters Haus!', ruft der alte Kirch, und so kehrt der Brief, den der Sohn reuevoll in der Fremde geschrieben, unerbrochen zu ihm zurück. Jahre gehen dahin. Heinz Kirch scheint verschollen; der stillen Mutter hat das Leid das Herz gebrochen. Da kommt plötzlich in die kleine Stadt die Kunde, Heinz sei in Hamburg gesehen worden. Aber der, welcher jetzt in das väterliche Haus zurückkehrt, ist nicht der schmucke Junge von ehedem, der Erbe von Hans Kirchs aufstrebenden Plänen, sondern ein wetterharter Mann, den das Leben übel in die Schule genommen, der Jahre lang kein ehrlich Hausdach über sich gehabt, nur wilde See und wildes Volk um sich gesehen. Der Vater schämt sich, mit diesem Sohn in die Kirche zu gehen und vor die Leute zu treten. Und Heinz selbst ist fremd in der Heimath geworden. Nur eine Erinnerung taucht in aller Lebendigkeit vor ihm auf, die Erinnerung an die kleine Wieb und an jenen letzten Abend, wo er sie im

Mondschein ins Meer hinausgerudert und geküßt, und wo sie ihm den silbernen Ring als Andenken um den Hals gehängt hat. Und als nun die Beiden, von denen das Leben lange die Unschuld abgestreift, in der dunklen Küche beim lohenden Heerdfeuer einander gegenüberstehen, da fliegt es über das verblühte Antlitz des Weibes wie Rosenschimmer der Jugend, und es ist, als gebe die rauhe Männerstimme allen Odem hin an die Worte: „Wiebchen, kleines Wiebchen!“ Das Auge der Liebe hat den Heimgekehrten erkannt; aber dem Vater bringt wie eine Erlösung das Gerücht, der in seinem Hause Weilende sei gar nicht sein Sohn, sondern der Hasselfritz, der gleichzeitig mit jenem zur See gegangen. Und so verstößt ihn die Vaterhand aufs Neue, und Heinz geht wieder in die weite Welt, ins Elend hinaus. In nagendem Schuldgefühl bleibt der alte Kirch zurück. Und eines Nachts, als der Sturm gegen das Haus tobt, meldet sich dem Vater der todte Sohn. Er weiß es nun gewiß, daß sein Heinz nicht mehr auf der Welt ist und daß alle Reue ihn nicht wieder zurückrufen kann. Doch ein Schimmer der Versöhnung fällt auf den einsamen Greis, wenn er mit der Jugendgeliebten des Sohnes sich zu stiller Erinnerung an den Todten vereinigt. Wohl leuchtet nicht mehr jener Strahl aus den blauen Augen des armen Weibes, der einst in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre Brust gerissen hatte, aber ein Strahl jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Trost des Lebens in sich schließt.

Das Leben bot dem Dichter die Anregung für diese erschütternde Novelle: eine Familiengeschichte, die sich in der kleinen, an der Ostsee, der Insel Fehmarn gegenüber gelegenen Stadt Heiligenhafen zugetragen hat. Auch die Oertlichkeiten sind der Wirklichkeit ziemlich getreu nachgezeichnet.

Das Briefmotiv, das in ‚Hans und Heinz Kirch‘ von tragischer Wendung begleitet ist, hat in einer andern Novelle, in ‚Bötjer Basch‘ (1885—86; zuerst ‚Aus engen Wänden‘ betitelt) einen endlich glücklichen Ausgang im Gefolge. ‚Es ist kein Kunstwerk, nur eine Erinnerung, zu deren Niederschrift ich heute meine Feder ansetze; wenn Gedächtniß und Phantasie mir treu bleiben wollen, so mag es immerhin dessen werth sein‘: so beginnt Storm seine Geschichte. Das ebene, geräuschlose Leben kleinbürgerlicher Leute zieht an uns vorüber; wir gewinnen Theil an ihrem stillen Sinnen, ihren stillen Freuden und Leiden. Reizend ist die Schilderung des plattdeutschen Kinderlebens: wie der kleine Fritz der Schnecke seinen Vers zusingt: ‚Tinkeltut, komm herut, stäck de Fisat-Hörens ut!‘ oder wie er den Schmetterling verfolgt: ‚Sommervägel sett di! Naes un Ohren blött di!‘ Aber der Storch, dem er auch seinen Vers entgegengerufen: ‚Adebare Esther, bring mi'n lütje Swester!‘, kommt statt der Windel mit einem schwarzen Flor geflogen, und der kleine Fritz steht thränenlos, wie vor einem fremden schauerlichen Wunder, am Sarge seiner Mutter und seines Schwesterchens. ‚Das arme kleine Ding, es hat wohl so allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt‘, meint Meister Daniel. Seines Knaben Hand aber legt er auf die kalte Stirn der todten Mutter und spricht: ‚Fritz, se kummt nimmer wedder, vergitt är nich!‘ Die Jahre gehen dahin; Fritz wächst zu einem stämmigen Burschen heran, der als Lehrling in seines Vaters Werkstatt kräftig hantirt. Aber er muß hinaus in die Welt, und Meister Daniel bleibt allein zurück mit seinem Dompfaffen und seinen Erinnerungen an die gute Frau Line. Kollaborators Töchterlein, die kleine Magdalena, leistet dem einsamen Alten mit ihrem Plaudern zuweilen Gesellschaft; auch seine Mietherin, Riekchen Therebinte,

besucht ihn wohl auf ein Schälchen Kaffee, oder er geht zu seiner alten Schwester, Tante Salome, ins St. Jürgenstift. Dann eines Tages kommt ein Brief von Fritz: er ist in Kalifornien, voll Hoffnung, bald zurückkehren und dem Vater ein sorgenfreies Alter bereiten zu können. Aber dieser Brief bleibt der letzte, und dann kommt ein ander Stadtkind von drüben zurück und weiß von Fritz Basch zu erzählen, der im Goldlande erstochen worden. Nun kommt trübe Zeit für Meister Daniel, und als auch sein ‚Papchen' ihm davongeflogen, da wird der grüblerische Alte ganz wunderlich und beschließt sich zu ertränken. Höchst eigenartig ist die folgende Scene, wie der Alte von einem ganzen Trupp Jungen begleitet, nach dem ‚Brautloch', einem jener schwarzen, der Sage nach unergründlichen Wasser, hinauswandert und von den ‚Swemmers' gerettet wird, und wie Riekchen Therebinte ihm umsonst sein Sterbehemd nachträgt. Die Geschichte ist nicht tragisch angelegt; zu viel neckisch humoristische Lichter spielen hinein. So sieht denn der alte Daniel seinen Fritz wieder — ein verloren gegangener Brief hat das Unheil angerichtet — und kann sich noch an dessen Glück freuen.

Schon des öfteren haben wir Storm komplicirtere seelische Zustände behandeln sehen. Ein psychologisches Problem sucht er auch in der Novelle ‚Schweigen' (1882—83) zu lösen. Ein junger Mann, der einen Anfall von Geistesgestörtheit glücklich überwunden hat, heirathet ein junges Mädchen, ohne ihr von jener Krankheit zu sagen. Nun liegt sein Schweigen zwischen ihm und seinem Glück, und das infolge seines Schuldgefühls sich wieder drohend erhebende Schreckgespenst der Krankheit treibt ihn zu dem Entschluß, sich selbst den Tod zu geben und dadurch sein Weib frei zu machen. Mit wachsender Spannung folgen wir dem Gange der Novelle.

Der Anlage und Färbung nach erwartet man einen tragischen Ausgang; aber der Dichter erzwingt eine glückliche Wendung, und nachdem das unselige Schweigen gebrochen und damit der Schatten aus der jungen Ehe gewichen, können die Beiden in die sonnige Landschaft des Glückes hinabschreiten, die sich licht und weit zu ihren Füßen ausbreitet.

Von der Novelle ‚Schweigen' bahnt sich uns leicht der Uebergang zu der jüngsten Dichtung Storms ‚Ein Doppelgänger' (1886). Dort wie hier fällt aus der Vergangenheit ein Schatten auf das Glück eines jungen Menschenpaares: die verschwiegene Krankheit dort, die Zuchthausstrafe hier. Den Namen John Glückstadt, den ihm die Welt nach dem Orte gegeben hat, wo er die Züchtlingsjacke getragen, kann John Hansen nicht von sich abschütteln, und immer muß er über dem Räthsel brüten: wie finde ich meine verspielte Ehre wieder? Und am Ende stellt sich ihm nicht bloß die Welt feindlich gegenüber, sondern auch sein junges Weib rührt an die Vergangenheit und an seine Schande, und wie er die Hand zum Schlage erhebt, da fliegt das Glück aus der engen Kathe davon. Aber als die, die ihm das Theuerste auf der Welt, todt vor ihm liegt, da kommt die Wandlung über ihn, und sein Jähzorn wird stille Duldung und Sanftmuth. Noch ist ihm sein Töchterchen, sein kleiner Trost, geblieben; die alte ‚Küster-Mariken' nimmt sich ihrer an. So lebt er sein hartes Leben weiter. Und noch einmal, in dem Menschen, der ihn einst zum Verbrechen verlockt, taucht die vergangene Schuld empor, sein spärliches Glück vernichtend. Wieder wendet sich die Welt von ihm ab. Und über ihn, der mit ehrlicher Arbeit sich und sein Kind nicht ernähren kann, kommt etwas wie der Trotz der Ausgestoßenen. Der Hunger zwingt ihn zum Diebstahl. Unfern von seiner Kathe steht auf weitem

Felde ein verlassener Brunnen. Einst hat John Glückstadt hier sein Weib zum ersten Mal umfangen und geküßt. Jetzt führt ihn der Zufall auf seinem nächtlichen Gange dorthin, und in seiner Tiefe mag der Arme ausruhen von aller Schuld und allem Leiden.

In der Einkleidung der Novelle greift Storm auf die in „Immensee' geschaffene Form der visionären Erinnerung zurück. Eine Reisebegegnung leitet präludirend und vordeutend ein. Die zarte, fast mädchenhafte Frau, die der Dichter in einer thüringischen Oberförsterei an der Seite eines braven Mannes findet, ist John Hansens Tochter. Sie weiß nichts von dem wilden John Glückstadt; aber doch haftet noch ein Schimmer der Erinnerung aus jener frühesten Kindheit in ihr:

Es ist seltsam, aber es kommt mir immer wieder: mir ist oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen anderen Vater gehabt —, den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anschrie und mich und meine Mutter schlug ... und das ist doch unmöglich! Ich habe später selbst das Kirchenbuch aufschlagen lassen; meine Mutter hat nur diesen einen Mann gehabt. Wir haben zusammen Noth gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel.

So lebt denn John Glückstadt anders als im Gedächtniß der Leute im Herzen der Tochter fort. Damit wird auch der Titel der Novelle klar: kein gespenstischer Doppelgänger ist der Held, sondern einer, von dem die Erinnerung ein Doppelbild bewahrt. Vor der Phantasie des Dichters aber steigt der ganze Mensch auf, wie er geirrt und gelitten hat. Fern von der Vaterstadt im Oberförsterhause am offenen Fenster stehend, sieht er, während draußen die Sommernacht ihr heimliches Wesen treibt, ‚im halbvisionären Zustande' ein Menschenleben an sich vorübergehen mit seiner Schuld und mit seiner Buße: deutlich erkennt er die zusammenge-

kauerte Todtengestalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe des Brunnens. Und so wie John Glückstadt vor dem inneren Auge des Dichters aufgestiegen ist, empfängt ihn nun auch die Tochter; jetzt hat sie nicht nur den Vater, sondern einen ganzen Menschen an ihm, und statt eines Immortellenkranzes schmückt sie mit einem vollen Rosenkranze sein Bild.

Im engen Rahmen hat Storm hier ein ganzes Menschenschicksal in der ergreifenden Verkettung von Schuld und Buße konzentrirt. Die Form weist auf seine frühesten Dichtungen zurück. Aber das Verschwommene, Weichselige, das diesen anhaftet, ist verschwunden, und nicht die stimmungsvolle Situation wird allein aufgesucht, sondern das Leben in seiner ganzen Härte und Erbarmungslosigkeit vor Augen gestellt.

Es war ein weiter Weg von „Immensee' zum „Doppelgänger'; aber der vollgereiften Früchte sind uns viele in den Schoß gefallen.

Im Jahre 1868 hat Storm die ersten Bände einer Gesammtausgabe seiner Schriften erscheinen lassen. Im Vorwort sagt er:

An einem Lebensabschnitt angelangt, der mich, sowohl nach dem natürlichen Lauf der Dinge, als in Folge besonderer Erlebnisse zu einem Rückblick auf Leben und Arbeit hindrängt, habe ich meine bisher zerstreut erschienenen Dichtungen zum ersten Mal in dieser Gesammtausgabe vereinigt. Von dem einmal Veröffentlichten sind dabei nur einige ältere Gedichte ausgeschieden, welche mir auch durch die Pietät gegen die eigene Vergangenheit nicht mehr gerechtfertigt schienen . . . Indem ich somit, diese Zeugnisse meines Lebens — denn als solche darf ich den Inhalt der vorliegenden Bände wohl betrachten — noch einmal und insgesammt meiner Hand entlasse, hege ich den Wunsch und die Hoffnung, daß sie den Platz, welchen sie in Anspruch nehmen, so lange behaupten mögen bis das, was sie etwa Eigenthümliches von Bedeutung enthalten, von

Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird.

Es hat mir als Aufgabe der vorliegenden Schrift gegolten, dieses ‚Eigenthümliche von Bedeutung' hervortreten zu lassen. Im Folgenden berühre ich, früher Angedeutetes ergänzend, noch einige Storms dichterische Entwickelung, sein Kunstempfinden, sein Darstellungs- und sprachliches Vermögen angehende Punkte.

Alles, was er gedichtet hat, ist innerlich, oft auch äußerlich erlebt. Wie die Dichtungen Goethes, sind auch die seinen ‚Bruchstücke einer großen Konfession', und auch er hat in seinem poetischen Schaffen immer die Richtung befolgt, das, was ihn erfreute oder quälte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen. Aber auch er weiß das in sich Empfundene und Erlebte aus der Sphäre des willkürlich Subjektiven ins Bereich des allgemeingültig Objektiven zu erheben.

Die Kritik und das lesende Publikum kennt vorwiegend den Novellisten Storm. Erst in letzter Zeit fängt man an, seine Lyrik zu würdigen und zu erkennen, welchen Meister des Liedes man in ihm besitzt. In der Harmonie zwischen Form und Inhalt, in der Schönheit und Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks, in der äußeren wie inneren Rundung stellen sich seine Gedichte unmittelbar neben die Goethes; in der Fülle der Töne, im wechselnden Reichthum der Empfindungen stehen sie zurück. Aber wer wird diese Beschränkung als Mangel empfinden, wenn jedes Lied einen vollen, reinen Eindruck gewährt und sich als echte Perle aus der Muschel des Dichtergemüths ablöst. Er selbst ist sich dieser Beschränkung als eines Vorzuges bewußt und spricht gelegentlich mit Stolz von seiner ‚mit künstlerischer Keuschheit geübten Lyrik, die

nie weder aufs Machen ausging, noch ein Gefühl zu einem Dutzend Lieder ausmünzte'.

Für eine frauenbedürftige Natur, wie die seine, ist die Liebe Hauptgegenstand der Lyrik. Aber nicht bloß die Geschichte seiner eigenen Liebe verkündet er in Liedern. Er hebt auch den Zusammenhang mit dem eigenen Ich auf. ‚Im Volkston' läßt er den Burschen von seinem Schatz plaudern; im Heineschen Balladenton behandelt er das alte Thema der Geschwisterliebe; die Gluth begehrender Leidenschaft wie die Tragik verlorener Liebe bringt er zum Ausdruck.

Zu dem Motiv der Liebe tritt oft die Natur als bewegender und Stimmung gebender Faktor. Von der Nachtigall süßem Schall springen Rosen und Herzen auf; ein unnachahmlich reizendes Bild entsteht, zu dem man Paul Konewkas Silhouette betrachten mag:

Sie war doch sonst ein wildes Kind,
Jetzt geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Gluth,
Und weiß nicht, was beginnen.

Anders wirkt der lautlos um die Mühle webende Sommermittagszauber auf die Müllerstochter, die sich heimlich vom Müllerburschen abküssen läßt. Die Natur, wo sie bei ihm als lyrisches Motiv auftritt, trägt gern das heimathliche Gepräge. Aber die romantischen Zauber der Mondnacht und der Waldeinsamkeit treten hinzu. In prägnanten Stimmungsepigrammen läßt er die Monate des Jahres vorüberziehen; dem Mai gibt er die Verse mit:

Die Kinder haben die Veilchen gepflückt,
All', all', die da blühten am Mühlengraben.
Der Lenz ist da; sie wollen ihn fest
In ihren kleinen Fäusten haben.

Der gedankenhaften Lyrik ist Storm abhold; alles rhetorisch Pathetische ist ihm ein Greuel. Was er an Lebensweisheit in Versen niederlegt, ist kurz und kernig gehalten; die Langathmigkeit ist nicht seine Sache. Auch die politische Lyrik hat ihn nicht zur Phrase verlockt. Mannhaft spricht er seine Ueberzeugung aus mit von leidenschaftlicher Erregung bebender Stimme; aber man hat die Empfindung, hier sei kein Wort zu viel, keines zu wenig. Verstand und Reflexion machen sich selten in seiner Lyrik geltend; das Gemüth ist die Macht, auf die er sie fast ausschließlich gründet.

Ueber die Kunstform des Liedes hat sich Storm bestimmte ästhetisch-technische Ansichten gebildet. Zum Ausdruck gelangt sind dieselben in seinem „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius‘ (1870), das Hans Speckter trefflich illustrirt hat. Eine Vorarbeit zu dieser ‚kritischen Anthologie‘ bildet das Buch — eine ‚Codification‘ nennt er es — ‚Deutsche Liebeslieder seit Johann Christian Günther‘ (1859). Das ‚Hausbuch‘ ist ein Glaubensbekenntniß Storms, in dem, was Aufnahme gefunden und nicht gefunden, charakteristisch für seine Eigenart, für seine Neigungen und Abneigungen.

Das vorliegende Buch ist eine Rekapitulation aus einer mehr als dreißigjährigen Lebenserfahrung; zunächst dem Wunsche entsprungen, für mich und die Meinigen aus den neueren deutschen Dichtungen geringeren Umfangs das zusammenzustellen, was daraus während jenes langen Zeitraumes meine besondere Theilnahme erregt hat und derart in mir haften geblieben ist, daß ich je zuweilen dahin zurückgekehrt bin:

so beginnt er das Vorwort. Vom Standpunkte subjektiver Vorliebe und Neigung aus unternommen, kann diese Anthologie doch dem größeren Publikum ein Maßstab für poetische Leistungen sein, da ein so feines ästhetisches Empfinden, wie Storm es besitzt, die Bürgschaft genügender Objektivität bietet. Im Einzelnen könnte man mit dem Dichter rechten, im Ganzen

wird man ihm willig zustimmen. Bezeichnend steht Claudius am Eingang, er, ‚der in einer Zeit, wo sowohl die poetische, als die musikalische Lyrik in Deutschland sich in konventionelle Thee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerst den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, der Naturempfindung wiederfand‘. Daß Bürgers ‚Lenore‘, daß aus Herders ‚Stimmen der Völker‘ der gewaltige Balladen-Dreiklang ‚Elvershöh‘, ‚Erlkönigs Tochter‘ und ‚Edward‘ Aufnahme gefunden, scheint sich bei einem Dichter, dessen Neigung zum Phantastischen, sagenhaft Ungewissen, gespenstisch Unheimlichen wir mehrfach beobachten konnten, von selbst zu verstehen. Hölty, schwankend zwischen lebensfreudiger Hoffnung und todeswehmüthiger Resignation, Hölderlin mit dem sehnsüchtig erinnernden, viel begehrenden, schwer entsagenden Herzen, Salis, der melancholische Dämmerungs-Poet fehlen nicht. Die hausbackenen Dichter der Urgroßväter- und Rococo-Zeit, die das Alltägliche mit dem Schimmer der Poesie vergolden, sind nicht bloß durch Voß, sondern auch durch den alten Pastor Schmidt von Werneuchen vertreten. Dann kommen die Romantiker, unter denen Brentano und Eichendorff für die Lyrik am ausgibigsten sind. Auch eine Reihe der schönsten Volkslieder hat Aufnahme gefunden. An der Lyrik der Befreiungskriege ist Storm fast ganz vorübergegangen; wohl aber findet man einige der reizenden märchenhaft gefärbten Kinderlieder von E. M. Arndt. Daß unser Dichter von Uhlands Balladenpoesie nicht viel hält, ist schon erwähnt worden; aber die Frühlings- und Wanderlieder sind ihm liebe Klänge. Von Rückert fehlen nicht die beiden in seiner Lyrik merkwürdig einsam dastehenden Gedichte ‚Das versunkene Dorf‘ und ‚Der fehlende Schöppe‘, fehlt auch nicht das Schwalbenlied ‚Aus der Jugendzeit‘. Die

Dialektdichter sind durch Hebel, Kobell und Klaus Groth vertreten. Storms Liebling Mörike ist in seiner ganzen stillen Schönheit da. Manchen Namen wird man in andern Anthologien vergebens suchen. Und doch bekunden die Gedichte des unglücklichen Solitaire, vor Allem die auf dem Sterbebett niedergeschriebenen ‚Reflexe der Schwermuth' mit ihrem wie versteinten Leid ein großes poetisches Vermögen. Ein Pendant ist Ada Christen mit ihren aus blutendem Herzen strömenden ‚Liedern einer Verlorenen'.

Nur auf gewisse in bestimmten Neigungen wurzelnde Besonderheiten der Sammlung sollte aufmerksam gemacht werden. Die Phrase hat darin keine Stätte, und die farblosen Versifikationen der Tages- und Modepoeten sind draußen geblieben. So sieht Storm mit Recht Arbeit und Verdienst des Buches zumeist in dem, was dasselbe nicht enthält. Was er von der Poesie, von der Lyrik namentlich verlangt, hat er klar und schön in folgenden Worten ausgesprochen:

Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie, wo möglich, alles Drei zugleich. Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüthe die Frucht. — Der bedeutendste Gedankengehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat. — An solchen todten Schätzen sind wir überreich.

Die Lyrik insbesondere anlangend, so ist nach meiner Kenntniß unserer Literatur, die Kunst „zu sagen, was ich leide", nur Wenigen, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken ge-

geben. Der Grund ist leicht erkennbar. Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier besonders scharf hervortritt, da bei dem geringen Umfange schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören kann; diese Worte müssen auch durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcherweise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser zugleich eine Offenbarung und Erlösung, oder mindestens eine Genugthuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsere Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt.

Wenden wir uns zu Storms Novellendichtung, so ist hier vor Allem der Zusammenhang zwischen ihr und seiner Lyrik zu beachten. Wilhelm Jensen hat Recht, wenn er von den Novellen sagt: ‚Sie sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten, wie solche, und wirken auch gleich Gedichten'. Und Storm selbst spricht es in einem Briefe, den ich benutzen durfte, aus:

Meine Novellistik hat sich aus der Lyrik entwickelt und lieferte zuerst nur einzelne Stimmungsbilder oder solche einzelne Scenen, wo dem Verfasser der darzustellende Vorgang einen besonderen Keim zu poetischer Darstellung zu enthalten schien; andeutungsweise eingewebte Verbindungsglieder gaben dem Leser die Möglichkeit, sich ein größeres geschlossenes Ganzes, ein ganzes Menschenschicksal mit der bewegenden Ursache und seinem Verlaufe bis zum Schlusse vorzustellen.

Mehrfach konnten wir beobachten, wie bei ihm die Novelle sich aus einem lyrischen Keim entwickelte, mehrfach, wie sie einzelne Situationen und Stimmungen lyrisch verdichtete. Nicht das intim Ausführende und Verweilende der epischen Darstellung ist es, dem er zunächst zustrebt, sondern das nur Andeutende, leicht Vorüberschwebende des Liedes sucht er auf

die Form der Novelle zu übertragen. Nicht Schritt für Schritt, nicht Glied für Glied folgt er der Entwickelung, sondern die Spitzen der Geschichte, die schon in sich poetischen Situationen nimmt er heraus, der Phantasie des Lesers, die fortwährend wach mitschwingen muß, die Ergänzung überlassend. Schon Klopstock sagt einmal: ‚Das Wortlose wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter‘. Die Kunst der verschleiernden, andeutenden Darstellung, die das letzte Wort ungern ausspricht, besitzt Storm in hohem Grade. Gern präludirt er mit ein paar Stimmung weckenden Tönen. Die Geschichte selbst geht dann gewöhnlich nicht mit der Bestimmtheit gegenwärtigen Geschehens am Leser vorüber, sondern durch die Erinnerung gedämpft dringen die freud- und leidvollen Klänge einer vergangenen Zeit zu uns. Dabei wird die Stimmungssphäre, in welche die Dichtung versetzen soll, auf das Sicherste umrissen. Ueberhaupt sucht Storm hinsichtlich der künstlerischen Ueberlegung und Anordnung des Stoffes seines Gleichen. Bei dieser lyrischen Abgerundetheit seiner Novellen und dem zwischen den Empfindungen der Lust und der Wehmuth eigenthümlich in der Schwebe gehaltenen Ton der Darstellung ist der Eindruck immer ein lang nachzitternder. Aus der nur einzelne Glieder aneinander reihenden Stimmungsnovelle ist dann die lückenlose Konflikt- und Problemnovelle hervorgewachsen. Storm ist damit in die Richtung eingebogen, die die moderne Novelle in neuester Zeit durchgehend gewonnen hat. Ueber die Entwickelung, die diese Lieblingskunstform der Gegenwart durchgemacht, spricht er sich selbst in dem erwähnten Briefe aus:

Die Novelle, wie sie sich in neuerer Zeit, besonders in den letzten Jahrzehnten ausgebildet und jetzt in einzelnen Dichtungen in mehr oder minder vollendeter Durchführung vorliegt, eignet sich zur Aufnahme auch

des bedeutendsten Inhalts, und es kann nur auf den Dichter ankommen, auch in dieser Form das Höchste zu leisten. Sie ist nicht mehr wie einst „die kurz gehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit" [was Goethe in den Gesprächen mit Eckermann als „eine sich ereignete unerhörte Begebenheit" bezeichnet]; die heutige Novelle, in ihrer besten Vollendung ist die epische Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung. Gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisirt, und demzufolge die geschlossenste Form und die Ausscheidung alles Unwesentlichen; sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst. Wie es gekommen ist, daß die epische Prosadichtung sich in dieser Weise gegipfelt und gleichsam die Aufgabe des Dramas mit übernommen hat, wird künftige Literaturgeschichte festzustellen haben.

Storm ist neben Heyse der bedeutendste Vertreter der modernen Novellendichtung. Beide stellen den Höhepunkt einer Entwickelung dar. Aber während Heyse an die Novelle Goethes und des alternden Tieck anknüpft, wird Storm in seinen Anfängen von romantischen Stimmungen getragen. Was die Romantiker in ihren Dichtungen auszusprechen sich bemühen, die Sehnsucht nach einem Glück, von dem aller Werth des Lebens abzuhängen scheint, ist auch das Empfinden so manches Stormschen Helden. Wenn Reinhardt plötzlich die Lust anwandelt, die weiße Wasserlilie in der Nähe zu sehen, er die Kleider abwirft, ins Wasser steigt und nun der einsam im Mondlicht zwischen den großen blanken Blättern liegenden Blume zuschwimmt, ohne sie erreichen zu können, so denkt man unwillkürlich an den Heinrich von Ofterdingen des Novalis, den ein unwiderstehliches Verlangen ergreift, sich zu baden, der sich entkleidet und in das Becken steigt und nun zu der blauen Blume getragen wird, die fortan all sein Sehnen

bildet und die ihm doch immer wieder entschwindet. Und wenn hier die blaue Blume das Antlitz Mathildens annimmt, so fließt für Reinhardt Elisabeths Gestalt mit der weißen Wasserlilie zusammen. Bemerkt sei, daß eine bewußte Beeinflussung nicht vorliegt.

Der Romantiker geht nicht in den Freuden der Gegenwart auf; nur in der Sehnsucht nach dem Glück gefällt er sich. Dies Glück aber kann der Vergangenheit oder der Zukunft angehören. Im ersten Fall steigt eine Stimmung auf, wie etwa in dem Eichendorffischen Gedicht ‚Der Abend‘:

> Schweigt der Menschen laute Lust:
> Rauscht die Erde wie in Träumen
> Wunderbar mit allen Bäumen,
> Was dem Herzen kaum bewußt,
> Alte Zeiten, linde Trauer,
> Und es schweifen leise Schauer
> Wetterleuchtend durch die Brust.

Oder ein ahnungsvolles Empfinden künftigen Glückes überkommt den Romantiker, wie es etwa die schon früher angeführten Eichendorffischen Verse ausdrücken:

> Es funkeln auf mich alle Sterne
> Mit glühendem Liebesblick,
> Es redet trunken die Ferne
> Wie von künftigem großem Glück.

In beiden Fällen kann ein gemischtes Empfinden entstehen: der elegische Rückblick bringt ebensowohl ein gewisses Lustgefühl mit sich, als das Unerreichte künftigen Glückes eine gewisse Wehmuth. Es kommt das der Stimmung nahe, die Schiller als das Gefühl des Erhabenen bezeichnet: ‚Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis

zum Entzücken steigen kann und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird'. Die Analyse der Dichtungen Storms hat gezeigt, wie er gern ähnliche Stimmungen aufsucht. Auch in kleinen Zügen kommt jenes romantische Sehnsuchtsgefühl bei ihm zum Ausdruck: wenn in „Auf dem Schloß' der Held die kleine sonnige Lichtung im Walde nicht wiederfinden kann, wo er einst als Knabe gewesen, wo ein paar Schmetterlinge in der Einsamkeit lautlos über einer Blume gegaukelt und in der Mitte des abgeschiedenen, von würzigem Dufte erfüllten Raumes auf einem bemoosten Baumstumpf eine glänzend grüne Eidechse gelegen, die ihm wie verzaubert mit ihren goldenen Augen angesehen; oder wenn es in ‚Auf der Universität' einmal heißt: ‚Mich überkam ein Verlangen, den einsamen Ort wieder aufzusuchen; zugleich eine Besorgniß, er möge jetzt verschwunden oder für mich nicht mehr zu finden sein'.

Das führt uns auf eine andere tiefe Beziehung Storms zur Romantik, die in der Eigenart seines Naturempfindens liegt. Goethe in den ‚Sprüchen in Prosa' gibt folgende Definition: ‚Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit'. Damit ist das romantische Naturempfinden trefflich charakterisirt. Aber der Romantiker genießt die Einsamkeit bewußt; er gibt sich dem selbstgewählten Alleinsein hin in dem Gefühl, die Welt mit ihrer Lust, die auch wohl wie traumhaft und aus weiter Ferne in seine Abgeschiedenheit hineinklingt, zu jeder Stunde wieder erreichen zu können. Dies romantische Naturideal hat in der Dichtung Gestalt und Farbe gewonnen. Storm ist Romantiker, insofern

auch er sich gern eine über die Wirklichkeit erhobene, geheimniß-voll in sich abgeschlossene Welt schafft; ich verweise namentlich auf ‚Von Jenseit des Meeres‘ und ‚Waldwinkel‘. Er erscheint als Romantiker vor Allem in seiner Vorliebe für die Nacht, die Mondnacht als Stimmung gebenden Faktor. Man lese folgende Stelle (aus ‚Ein grünes Blatt‘):

Es wurde still um ihn her; nur die geheimnißvolle Musik der Sommernacht wurde wieder seinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Athem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten und wieder hinschwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; unbegreifbar leise, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen herabliefen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann. Der Morgen, an dem er das Haus verlassen hatte, der Abschied von seiner Mutter lag hinter ihm wie eine längst vergangene Zeit.

Oder (aus ‚Immensee‘):

Draußen legte sich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtschmetterlinge schossen surrend an den offenen Thüren vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Gesträuche immer stärker hereindrang; vom Wasser herauf kam das Geschrei der Frösche, unter den Fenstern schlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond sah über die Bäume . . . Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte derselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht.

Auf die Mondnachtscenen in ‚Auf dem Staatshof‘ und Von Jenseit des Meeres‘ sei weiter noch besonders verwiesen.

Die romantische Naturstimmung will rein und voll genossen werden. Worte würden stören. Schweigend gibt man sich dem Eindruck der Einsamkeit und Stille hin, der durch ver-

einzelt laut werdende Geräusche nur noch erhöht wird. Storm liebt dies hingegebene Schweigen, vor Allem in ahnungsreicher Nacht, und die Unterbrechung der Stille durch vereinzelte Laute:

Zwar sprachen sie nicht, aber sie hörten auf den Sommergesang der Bienen, der tönend aus dem mit Blüthen überschneiten Baume zu ihnen herabklang. — Ein Gefühl von süßer Heimlichkeit beschlich mich; aus der Ferne hörte ich das sanfte träumerische Singen der Haidelerche; über mir in den Blüthen summte das Bienengetön; zuweilen regte sich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; sonst war es still bis in die tiefste Ferne. — Menschen schienen hier oben nicht zu hausen, es rührte sich nichts; nur eine Waldbiene summte in raschem Fluge vorüber und an den Grasrändern der Steintreppe gaukelten zwei dunkle Schmetterlinge. — Nichts regte sich, als oben in der Höhe das stumme Blitzen des nächtlichen Septemberhimmels und fernher, von drüben aus der Holzung, klang das Schreien eines Hirsches. — Die Lampe brannte, es war tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch den draußen gehenden Wind und durch das Fallen einer späten Frucht im Garten.

Wie die Romantiker sieht auch Storm einen poetischen Schein um Menschen und Dinge. Nicht mit realistischer Aufdringlichkeit will er sie uns vor Augen stellen, sondern in einer gewissen verhüllenden Entfernung. Es ist, was Jensen als ‚das Unbestimmte, Verschleierte, schattenhaft Wirkende und mit den Augen eines Mittagsgespenstes schweigend Anblickende‘ seiner Dichtungen bezeichnet. Mit dem Bestreben, die Wirklichkeit poetisch zu erhöhen, hängt es auch zusammen, wenn ein Feiertagsgefühl bei ihm vorwiegt, während die Arbeit des Werkeltages zurücktritt.

Alles Gesagte geht mehr die älteren Novellen an. Seit den siebziger Jahren hat Storm größere Bestimmtheit in der Darstellungsweise angestrebt. Aber auch in den früheren

Dichtungen ist er doch weit von der Verschwommenheit und Nebelhaftigkeit der Romantiker entfernt. Flüchten diese ganz und gar aus der Wirklichkeit in ihre selbstgeschaffene Welt, und irren sie so oft in bodenlose Phantastik hinein, wo die Möglichkeit der Anschauung aufhört und man etwa nur noch die dämmerhaft verworrene Stimmung nachempfinden kann, so hat Storm seinerseits das wirkliche Leben mit seinen Erscheinungen niemals ganz verlassen. Seine Naturschilderungen bieten immer neben der Stimmung das, freilich poetisch umschleierte, Bild; sie sind nicht vage verallgemeinert, sondern weisen immer auf eine bestimmte Wirklichkeit, namentlich auf die heimathliche Landschaft hin. Die Haide mit all ihrer träumerischen Einsamkeit, das Moor mit seiner wild-öden Verlassenheit hat er der Poesie erobert; zusammen mit ihm die plattdeutsche Dichtung Groths. Von den Romantikern auch hat Storm die Neigung zum Sagen- und Märchenhaften überkommen; aber in anderer, künstlerischer Weise verwebt er derartige Elemente. Nur als schreckhafte Möglichkeit tauchen sie auf: wenn Reinhardt in der Einsamkeit des Waldes der Elfen, wenn der Schlittschuhläufer des Sargfisches gedenkt, der in den untersten Gründen des Wassers hausen soll und nur heraufsteigt, wenn der See sein Opfer haben will, oder wenn dem Helden in ‚Waldwinkel' plötzlich die Sage vom Erntekind einfällt, das dem, der es im Korne liegen sieht, die Augen brechen machen soll. Auch als Volksaberglaube im Munde geringer Leute tritt der Faktor des Sagenhaften auf: wenn die Bettlerin in ‚Auf dem Staatshof' raunt: ‚Es geht was um in Eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen', wenn die Worte des alten Finkeljochim angeführt werden: das Heulen und Pfeifen des Sturms um die Kirchthurmecke sei das Schreien der Todten in den Gräbern, oder

der alten Margreth: sie trage ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin spiele ein todtes Kind.

Wie Storms Naturschilderungen sich durch Angeschautheit und bestimmte Färbung von den verschwimmenden Ideallandschaften der Romantiker unterscheiden, so bietet er auch in seinen Menschen keine unter dem Blick zergehenden, sondern lebensvoll faßbare Gestalten, wobei freilich die Entwickelung von weicheren Umrissen zu festeren zu beachten ist. Wie er detaillirte Naturbeschreibungen, etwa im Stifterschen Stil, die dann das Menschengeschick überwuchern, verschmäht, sondern aus den wesentlichen Zügen das Bild zusammensetzt, so verfährt er auch bei der Zeichnung seiner Personen und befolgt damit, was schon Diderot fordert: ‚Der wahre Geschmack hält sich an ein oder zwei Merkmale und überläßt den Rest der Phantasie‘.

Des Menschen Seele ruht für Storm im Auge. Er ist unerschöpflich an Beiwörtern und bildlichen Wendungen, die das Auge angehen. Seine Frauen und Mädchen haben schöne gläubige Augen, ruhig blickende von kindlicher Klarheit, schwesterliche, gefirmte, lichte Falkenaugen, große erschrockene Kinderaugen, oder schöne sündhafte, verirrte, ruhe- und heimathlose, große brennende, todte Augen. Augen mit dem blauen Strahl des Edelsteins begegnen und Augen, die still wie die Nacht ein holdes Geheimniß sind, Augen, die in entlegene Fernen oder in jähe Abgründe zu blicken scheinen, schwarze Augen, die einen See ausbrennen könnten, und Augen, von denen es heißt, sie seien ein halbes Dutzend Jahre älter als das Mädchen selbst. Der Held sieht der Geliebten Augen wie zwei Sterne untergehen, oder ihre großen glänzenden Augen sind wie ein Abgrund unter ihm, halten ihm Stand, daß er bis in die allerdunkelsten Tiefen sehen kann,

oder er sagt zu ihr. ‚Agnes, ich pflück' Dir die Veilchen aus den Augen'. Die Männer haben schöne blaue, raschblickende, resolute Augen, dunkle Augen, in welche sich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben scheint, tiefliegende Augen, die das Wesen der Dinge einzusaugen scheinen. Aber auch verglaste, kleine zusammengeschnürte, blanke braune Augen begegnen, und Augen, die unbeweglich wie die eines jungen Raubvogels auf dem Antlitz des Mädchens liegen.

Ueber das Haar, namentlich der Frauen, läßt Storm gern den Blick gleiten. Ein besonderer Zauber ruht ihm in der Frauenhand: Elisabeths blasse Hand verräth Reinhardt alle geheimen Schmerzen des geliebten Weibes — in einem besonderen Gedicht hat Storm das Motiv ausgeführt —, und die vom Mondlicht verklärte Mädchenhand weckt im Herzen des Jünglings jenen Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist.

Schon hervorgehoben ist, daß Storm sich zu Heldinnen gern ‚leichte zärtliche' Mädchen- und Frauengestalten wählt, die sich von der derben, schwerfälligen Art des Landes abheben, dort nicht zu Hause zu sein scheinen, sich mit einer einfachen Vornehmheit kleiden — dabei ist das weiße Gewand beliebt — und etwas Apartes, Exklusives an sich haben. An der schlanken Gestalt hängt dann das Auge des Liebenden, an der anmuthigen Biegung ihres Nackens, über dem im Herbsthauche die goldblonden Härchen wehen; von Elisabeth heißt es: ‚Sie ging schön, als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde'. Gern geschieht auch der Stimme Erwähnung; ihr Klang bleibt dem Dichter, wie die Laute der Natur, in der Erinnerung. Die tiefe, etwas verdeckte Altstimme begegnet bei den Frauen, die milde Baritonstimme bei den Männern.

Es gibt Stimmen, aus denen es wie Glockenlaut schlägt, die einen lichten Vollklang besitzen und aus denen eine schöne Lebensfülle entgegendrängt, aber auch Stimmen, aus denen ein schneidender Ton wie ein verborgenes Messer hervorschießt, in denen etwas bebt, das wie ein lauernd Raubthier auf dem Sprunge liegt, oder deren tremulirendes Falsett wie eine flatternde Krähe über dem Gesang der Gemeinde schwebt. Von ‚Psyches‘ Lippen kommt ein Laut, so leise wie das Springen einer Knospe, klagend wie von einer verwundeten Hindin. Auch das Mädchenlachen, wenn es süß und silbern durch den Sommertag fliegt, thut es dem Dichter an; Fränzchen lacht so leicht, so mühelos, es läuft über sie hin wie ein Windhauch über den See.

Lessing im Laokoon fordert: ‚Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und ihr habt die Schönheit selbst gemalet‘; und weiter: ‚Ein anderer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung‘. Storm geht namentlich der zweiten Forderung nach, Schönheit in Reiz zu verwandeln; darin ruht zum großen Theil der Zauber seiner weiblichen Gestalten:

Noch sehe ich sie vor mir, die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin- und herschwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. — Sie legte ihren kleinen Fuß in seine Hand, löste ihre schwere Haarflechte, die sie drückte, so daß sie lang in ihren Schoß hinabfiel, und streckte sich dann mit geschlossenen Augen in die weichen Polster. — Sie war unglaublich

schön, jene Frau; unglaublich! wenn sie sich in ihrer Hängematte schaukelte, in ihren weißen Gewändern zwischen den grünen breiten Blättern der Mangrove, unten die Bai im Sonnenglanz, darüber der stahlblaue Tropenhimmel; wenn sie mit ihren Vögeln spielte oder die goldnen Bälle in die Luft warf! — Als wir dann in unserer Kammer waren, als sie mir keinen Blick gönnte, sondern wie zornig Gürtel und Mieder von sich warf, und als sie dann mit einem Ruck den Kamm aus ihren Haaren riß, daß es wie eine goldene Fluth über ihre Hüften stürzte, ich glaub' fast, daß es mich nur noch mehr bethörte.

Die Beispiele ließen sich sehr mehren. Wo die Schönheit in Ruhe ist, läßt der Dichter gern die Natur irgendwie bewegt sein, und erzielt damit eine ähnliche Wirkung des Reizes:

Damals lag noch der Duft der Jugend auf ihren Wangen. Durchs Fenster fielen die Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten sich leise hin und wieder, während sie die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen hatte. — Noch heute zeigt man eine alte Linde: hier habe man derzeit die beiden schönen Menschen oftmals stehen sehen, wie sie Hand in Hand über das weite Flußthal hinausschauten, während der Sommerwind in ihren blonden Haaren wehte; auch Abends wohl, dem Schrei der wilden Schwäne horchend, die im Sternenschein dem Wasser zuflogen.

Nicht bloß das Schöne, auch das Charakteristische läßt Storm in Bewegung treten, wenn wir die alte Excellenz im Zwielicht in dem öden Rittersaale mit seinem Rohrstock auf- und abwandern sehen, den weißen Kopf gesenkt, nur zuweilen vor einem der alten Bilder stehen bleibend oder aus den schwarzen Augen von unten auf einen Blick zu seiner Tochter hinüberwerfend. Auch den Affekt malt er gern durch Bewegung; dabei äußert sich die verhaltene Leidenschaft durch verhaltenen Schmerz, wenn es heißt:

Da stand sie mitten im Zimmer kreideweiß und nagte sich auf den Lippen, daß ihr das Blut übers Kinn lief. — Er drückte die Faust gegen seine Brust, als könnte er das rasende Klopfen seines Blutes da-

mit zurückdrängen. — Er fühlte einen Schrei in seiner Brust aufsteigen; aber er biß die Zähne zusammen und erstickte ihn.

Gewisse Bewegungen, namentlich auch der alten Leute, von denen seine Dichtungen eine reiche Gallerie bieten, erscheinen als typisch.

Im Vorhergehenden sollte Storms Darstellungsweise in einigen bemerkenswerthen Punkten beleuchtet werden. Ein heimathlich norddeutscher Zug zieht sich durch seine ganze Poesie hindurch. Und wie die Natur und die Menschen auf heimathlicher Grundlage ruhen, so verleugnen auch Stil und Sprache dieselbe nicht. Niederdeutsche Worte und Wendungen fließen oft ein; auch kleine Dialogpartien im Dialekt begegnen. Er nennt die Dinge bei dem Namen, den sie in seiner Heimath haben, und sucht brauchbare Worte aus dem Dialekt in die hochdeutsche Schriftsprache überzuführen. Namentlich ist auch das Volkssprichwort ausgenutzt. Aber wie er keine realistische Darstellung anstrebt, so auch keinen Realismus der Sprache. Auf volksthümlicher Grundlage ruhend erhebt sie sich doch zu poetischer Schönheit. Indem der Dichter ihr das eigenartige Gepräge seines Geistes aufdrückt, erhält auch sie etwas Schwebendes, das mitunter wie ein Schauer berühren kann. A. W. Schlegel rühmt einmal an Tiecks ‚Blondem Ekbert' die stille Gewalt der Darstellung und hebt hervor, daß das Geheimniß des Märchens besonders in der Schreibart liege, in der sehr einfach gebauten, aber wahrhaft poetisirten, d. h. durchweg von poetischer Stimmung angehauchten Prosa. Das gilt auch von Storms Stil, und es muß einmal ausgesprochen werden, daß es, unter den lebenden Dichtern wenigstens, keinen gibt, bei dem sich die der deutschen Sprache innewohnende Schönheit und ihr natürlicher Adel in dem Grade bekundeten, wie bei ihm. Dichtungen wie ‚Psyche',



‚Eine Halligfahrt', gewisse Stellen in den ‚Zerstreuten Kapiteln' besitzen einen fortreißenden lyrischen Schwung, wie ihn die deutsche Prosa sonst nicht erreicht hat. Dabei krankt sein Stil keineswegs an Einförmigkeit; vielmehr steht ihm auch der charakteristische Ausdruck voll zu Gebote, und immer versteht er es, den Stil dem Stoffe anzuschmiegen. Hingewiesen sei noch auf die Fülle schöner bezeichnender Beiwörter, wenn er in seinen Liedern von ‚blauen Märchenwundern', von ‚stillem Sommersonnenschein', von ‚märchenstiller Herrlichkeit', von der ‚blühenden, klingenden Welt', von ‚junger sonniger Liebe' spricht; geflügelt geworden sind die ‚goldnen Rücksichtslosigkeiten' — ‚golden', ein Lieblingswort Goethes, verwendet auch Storm gern —; wenn man bei zeitgenössischen Autoren vom ‚grauen Stand' und der ‚braunen Haide' liest, so wirkt da auch wohl der Hintergrund seiner Dichtungen mit.

— Die immer gültigen Gesetze, die das 18. Jahrhundert in der Fassung ausgesprochen hat: ‚Nicht Alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen' und ‚Der Künstler muß sich über die gemeine Natur erheben' — sie haben Storm bei seinem Schaffen geleitet. Vielleicht daß eine künftige Generation, die das Gift des Naturalismus in sich eingesogen hat, einen Dichter nicht mehr versteht, der des Lebens ewige Schöne belauscht. Aber die reine Kunst ist unverwüstlich und erhebt sich siegend immer wieder. Als ein bedeutendes Ferment in der Entwickelung unserer Literatur müssen jedenfalls die Dichtungen Storms bezeichnet werden. Eine durch die Romantik angeregte Spannung haben sie gelöst, Schwingungen, die im Empfindungsleben schon längere Zeit vorhanden waren, zum Ausdruck gebracht. So darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß, wenn am 14. September,

seinem siebzigsten Geburtstage, dieses Buch in den Händen des Dichters ruht, dasselbe ihm nicht bloß als Ausdruck persönlicher Liebe und Neigung des Verfassers erscheinen wird, sondern als Ausdruck der Empfindungen einer Gesammtheit, die in seinen Dichtungen reine, edle, vollendete Kunstwerke erblickt. Aber auch wenn diese Hoffnung sich erfüllen sollte, gilt doch das Wort Mörikes:

Was schön ist, selig scheint es ihm selbst.





Für meine Schrift benutzte ich die Ausgabe der ‚Sämmtlichen Schriften‘ Storms, welche seit 1868 im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheint. Die 14 Bände derselben enthalten alle Dichtungen bis zum Jahre 1880 (‚Die Söhne des Senators‘). Die Novellen der achtziger Jahre liegen bisher nur in den im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen Einzelausgaben vor; im gleichen Verlage sind auch die Sonderausgaben der früheren Novellen erschienen.

An Aufsätzen und Vorträgen über Storm benutzte ich die folgenden:

Erich Schmidts Essay, zuerst 1880 in der ‚Deutschen Rundschau‘ erschienen, wieder abgedruckt in seinen ‚Charakteristiken‘ (Berlin 1886). Ihm verdanke ich vielfache Anregung und sein Urtheil nicht bloß, auch dessen Fassung erschien mir öfters in dem Grade zutreffend, daß es mir unmöglich war, für ein gleiches Empfinden zu einem andern Ausdruck zu gelangen.

Ludwig Pietschs ‚Lebensskizze‘ im 25. Bande von ‚Westermanns Monatsheften‘ (1868, Oktoberheft). Mehrfach von mir, namentlich für äußere Daten, benutzt.

Emil Kuhs Aufsätze über Storm, fünf an der Zahl, 1874 im Feuilleton der ‚Wiener Abendpost‘ erschienen.

Wilhelm Jensens Skizze im ersten Bande der ‚Deutschen Dichtung‘ (1886, Dezemberheft).

Ed. Tempeltey: Theodor Storms Dichtungen (Vortrag, Kiel 1867).

Theodor Plüß: Theodor Storms Dichtungen (Vortrag, o. O. u. J.).

Für die Schilderung des alten Husum entnahm ich mehrere Züge dem Buche von Beccau: Versuch einer urkundlichen Darstellung der Geschichte Husums bis zur Ertheilung des Stadtrechtes (Schleswig 1854).

Für die Darstellung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse in den vierziger und fünfziger Jahren benutzte ich außer den bekannten historischen Werken die aus den unmittelbaren Eindrücken heraus, oft nicht vorurtheilsfrei, verfaßten Schriften von Th. Lüders: Generallieutenant von Willisen und seine Zeit. Acht Kriegsmonate in Schleswig-Holstein. Von einem Schleswig-Holstein'schen Offizier a. D. (Stuttgart 1851); Die Herzogthümer im Jahr 1850 (Stuttgart 1853). Die Stimmung gab mir auch eine Erzählung Klaus Groths an: Wat en Holsteenschen Jung drömt, dacht un belevt hett vör, in un na den Krieg 1848; weiter lag mir seine Sammlung ‚Lieder aus und für Schleswig-Holstein' (Hamburg 1864) vor.

Die das zweite Buch einleitende Schilderung der literarischen Entwickelung Schleswig-Holsteins gedenke ich in einer eigenen größeren Schrift im Detail auszuführen. Für Frau Anna Ovena Hoyer verweise ich auf meinen Aufsatz in der ‚Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte' (Jahrg. 1885, S. 539 ff.); ein Aufsatz von Erich Schmidt über dieselbe Dichterin befindet sich in dessen ‚Charakteristiken'.

Oft konnte ich meine Schrift auf Mittheilungen gründen, die ich vom Dichter selbst, bei mehrfachem Besuche in seinem Hause, und auch brieflich empfangen habe. In den Daten seines äußeren Lebens dürfte keine Unrichtigkeit unterlaufen.

Was die Absichten anlangt, auf denen meine Darstellungsweise beruht, so gilt mir das Wort Julian Schmidts im Vorwort zu seiner neubearbeiteten ‚Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit': ‚Ich möchte für jeden Abschnitt der Geschichte nicht bloß den Gedanken, sondern die Farbe finden und wiedergeben, jede Stufe der Entwickelung zu einem Bilde gestalten, das sich dem Gedächtniß einprägt'. Was man für die allgemeine Literaturgeschichte anstrebt, wird man bei dem einzelnen Dichter noch bestimmter wirksam sein lassen. Eine biographisch-literargeschichtliche Darstellung, die nicht bloß dem engen Kreise der Fachgelehrten dienen will, sondern sich an ein größeres Publikum wendet, erscheint mir verfehlt, wenn sie nicht im Stande ist, die Stimmung zu überliefern, aus der heraus der Dichter geschaffen hat und die er beim Leser erzeugt; der ‚atmosphärische Ring', der ihn

und seine Poesie umgibt, muß zur Erscheinung kommen. Wer so darstellt, wird in seinem Stil etwas von dem des Dichters annehmen, diesen selbst oft zu Worte kommen lassen müssen. Dabei hat die direkte Kritik zurückzutreten; vielmehr muß sich die Kritik aus der Analyse der Dichtungen dem Leser wie von selbst ergeben. Der Kundige wird leicht sehen, daß mich Otto Brahms „Heinrich von Kleist‘ mehrfach, in der Anordnung des Stoffes und auch in Einzelheiten der Darstellung, angeregt hat.

Im Folgenden gebe ich noch ein chronologisch geordnetes Verzeichniß der Stormschen Novellen, unter Hinzufügung der Seite meiner Schrift, wo die Besprechung der betreffenden Dichtung zu finden ist:

Husum.

1867. In St. Jürgen (S. 180). Eine Malerarbeit (S. 190).
1870. Eine Halligfahrt (S. 179. 189). Der Amtschirurgus; Heimkehr (S. 167. 171. 200). Lena Wies (S. 29).
1871. Draußen im Haidedorf (S. 198). Zwei Kuchenesser der alten Zeit (S. 200).
1872. Beim Vetter Christian (S. 203).
1873. Viola tricolor (S. 173). Von heut und ehedem (S. 202).
1873—74. Pole Poppenspäler (S. 194).
1874. Waldwinkel (S. 175).
1874—75. Ein stiller Musikant (S. 186).
1875. Psyche (S. 192). Im Nachbarhause links (S. 200).
1875—76. Aquis submersus (S. 208).
1876. Von Kindern und Katzen (S. 205).
1877. Carsten Curator (S. 206).
1877—78. Renate (S. 213).
1878. Zur Wald- und Wasserfreude (S. 197).
1878—79. Im Brauerhause (S. 198).
1879. Eekenhof (S. 217).
1879—80. Die Söhne des Senators (S. 205).

Hademarschen.

1880—81. Der Herr Etatsrath (S. 238).
1881—82. Hans und Heinz Kirch (S. 240).
1882—83. Schweigen (S. 244).
1883—84. Zur Chronik von Grieshuus (S. 231).
1884. „Es waren zwei Königskinder" (S. 239).
1884—85. John Riew' (S. 239).
1885. Ein Fest auf Haderslevhuus (S. 234).
1885—86. Bötjer Basch (S. 243).
1886. Ein Doppelgänger (S. 245).

Kiel, 15. August 1887.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin.

